This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

## Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

## About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 Bd. geb. 3 Thlr

Bücherei
J. A. Benkert

Nr. ................

FIEDLER COLLECTION

TAYLOR INSTITUTION

Fiedler ALLS. III B. 44

# Biographieen und Erzählungen

von

Dr. G. H. v. Schubert.

Erſter Band.

# Biographieen

und

# Erzählungen.

Von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,
Hofrath u. Profeſſor der Naturgeſchichte an der Königl. Ludwigs-Maximilians-Univerſität zu München.

Erſter Band.

Erlangen,
Verlag von Carl Heyder.
1847.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
31 JUL 1964
OF OXFORD
LIBRARY

Seiner Königlichen Hoheit

dem

# Kronprinzen Maximilian

von Bayern.

# Eure Königliche Hoheit

ſind das hohe Haupt jener vaterländiſchen Jugend, zu deren Dienſt und Nutzen die hier vorliegenden biographiſchen Skizzen in der erſten, mündlichen Form ihrer Mittheilung beſtimmt waren. Mit inniger Freude darf ſich der Verfaſſer derſelben auch der Zeit erinnern, in welcher er das Glück hatte, von jener tiefen, geiſtvollen Theilnahme Zeuge zu ſeyn, welche jede Schilderung von hochaufſtrebender menſchlicher Thatkraft in dem Gemüth Eurer Königlichen Hoheit fand. Es war nur eine ſpärliche geiſtige

Nahrung, welche der alte Lehrer dem jungen Adler darreichen konnte, der ſich zum Aufſchwung über die vaterländiſchen Berge rüſtete. Aber das Auge wie das Herz des Alten iſt dem Fluge ſeitdem mit liebenden Blicken gefolgt und wird denſelben mit ſeinen ſegnenden Wünſchen begleiten, bis es ſich ſchließt.

# Vorrede.

Bei der Einführung dieſer biographiſchen Skizzen und kleinen Erzählungen in die weite, unbekannte Welt der Leſer, weiß ich nichts Andres zu ſagen, als das, was ich vor jenem engeren, bekannteren Kreiſe von Zuhörern ausſprach, der ſich ſeit einer Reihe von Jahren an manchen Winterabenden um mich verſammelte, wenn ich demſelben ankündigte, welche Art der Unterhaltung er bei mir zu erwarten habe. Züge und Anecdoten aus dem Leben merkwürdiger, durch ihre Wirkſamkeit bedeutender Männer, ſchienen mir immer am meiſten geeignet, in jungen Seelen die Luſt an dem Fleiße und an den Thaten des Mannes zu wecken. Während meiner anjetzt faſt vierzigjährigen

Laufbahn als Lehrer pflegte ich, ſchon in Nürnberg, in der Ausruhezeit, auf botaniſchen Wanderungen, neben allerhand ergötzlichen Erzählungen, aus Hebels und andrer ſolcher Meiſter Schatzkammern, vor allem auch meinem jungen Volke, an welchem ich, damals ſelber noch jung, meine Luſt ſahe, allerhand Denkwürdiges, aus Lebens- wie aus Reiſebeſchreibungen mitzutheilen. In ſpäteren Jahren, als akademiſcher Lehrer, wählte ich abermals denſelben, nur im Verlauf der Zeit etwas mannigfaltiger und reicher gewordnen Stoff zur Unterhaltung und Belehrung der zu gewiſſen Zeiten in meinem Hauſe ſich zuſammenfindenden, jungen Freunde. Ich konnte bemerken,

daß dieſer Stoff gut aufgenommen wurde und nicht ohne Nutzen blieb. Die Erzählungen von Tournefors und Taverniers Reiſen, die Züge aus Carſten Niebuhrs Leben gaben zu manchen naturgeſchichtlichen und geographiſchen, wie zu andren, weiter führenden Bemerkungen Anlaß; Vasco de Gamas Erforſchungen unbekannter Meere regten eine ähnliche Theilnahme auf, als Herſchels des jüngeren Forſchungen in einer Region des Sternenhimmels, in deſſen Tiefen das Auge noch keines andren Beobachters gedrungen.

So möge denn auch jetzt das geſprochene Wort der biographiſchen Schilderungen und Erzählungen

zu einem geſchriebenen werden, um vielleicht hin und wieder einen ähnlichen Kreis von nachſichtsvollen Freunden für ſich zu gewinnen, als der war, den es in ſeiner erſten, urſprünglichen Form fand.

Noch iſt zu erwähnen, daß ich die Züge aus Meikles Leben, ſowie die kleinen Erzählungen ſchon bei andrer Gelegenheit, in verſchiednen Zeitſchriften veröffentlicht hatte.

Pähl im Ammergrund, am 30. Mai 1847.

Der Verfaſſer.

# Inhaltsanzeige.


| | | Seite |
|---|---|---|
| I. | Franzis Drake . . . . . . . . | 1 |
| | 1) Kindheit und Lehrjahre . . . . . . | 1 |
| | 2) Ein Kriegszug im Kleinen . . . . . | 12 |
| | 3) Englands Flagge umſchifft die Erde . . . | 18 |
| | 4) Die entſcheidende Völkerſchlacht auf dem Meere . | 38 |
| | 5) Drakes letzte Unternehmungen . . . . . | 44 |
| II. | Züge aus dem Leben des James Meikle | 52 |
| III. | Johann Baptiſt Tavernier, Freiherr von Aubonne . . . . . . . . . . | 62 |
| | 1) Taverniers Herkommen und früheſte Jugend . | 62 |
| | 2) Taverniers erſter Aufenthalt in Konſtantinopel . | 84 |
| | 3) Türkiſche Zuſtände und Charakterzüge . . | 89 |
| | 4) Schatten- und Lichtſeiten des perſiſchen Charakters im Vergleich mit dem türkiſchen . . . . | 103 |
| | 5) Die Geſchichte des Mohamed Ali Schach und des Imam Kuli Kan . . . . . . . | 102 |
| | 6) Taverniers erſte perſiſche Reiſe . . . . | 119 |
| | 7) Die armeniſchen Chriſten des Morgenlandes . | 125 |
| | 8) Weiterer Verlauf der Reiſe . . . . . | 140 |
| | 9) Taverniers zweite Reiſe nach Perſien . . | 155 |
| | 10) Taverniers Reiſe zu den Fundorten der Diamanten in Indien . . . . . . . . . | 168 |

11) Taverniers dritte Reiſe nach Aſien . . . 174
12) Taverniers vierte Reiſe nach Aſien . . . 181
13) Taverniers fünfte Reiſe nach Aſien . . . 191
14) Die ſechſte Reiſe nach Perſien und Indien . . 195
15) Tavernier, als Baron von Aubonne und als Tabuletkrämer . . . . . . . . 231
IV. Johann Keppler . . . . . . . . 234
1) Der größeſte Reiſende . . . . . . 234
2) Zuſtand der Naturerkenntniß im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert . . . . . 236
3) Kepplers Herkommen und früheſte Jugendjahre . 242
4) Kepplers Leben und Wirken in Steyermark . 248
5) Keppler als kaiſerlicher Hofaſtronom . . . 258
6) Kepplers Leben in Linz . . . . . . 271
7) Kepplers Lebensende . . . . . . . 287
V. Kleine Erzählungen . . . . . . . 293
1) Die Zeichenſprache . . . . . . . 298
2) Stilles Dulden . . . . . . . . 302

# I.

# Francis Drake.

## 1) Kindheit und Lehrjahre.

Man hat in der Lebensgeſchichte thatenreicher Männer öfters die Bemerkung gemacht: daß neben jenem erblichen Einfluß, den die Eltern, neben dem welchen das herrſchende Streben des Zeitalters auf die Erweckung und Geſtaltung der innren, kräftigen Anlagen hatte, auch jener von Bedeutung war, den die natürliche Beſchaffenheit des Landes, darin ſolche Männer geboren wurden, unvermerkt, ſelbſt auf die noch kaum zum Selbſtbewußtſeyn erwachte Seele ausübte. Sir Francis Drake, in welchem England mit Recht einen der beſten Erzieher ſeiner Seemacht und mithin einen der vorzüglichſten Begründer ſeiner Herrſchaft über Länder und Meere ehrt, hatte das ſeltne Glück, daß auf ſeinen kräftigen Geiſt von frühester Jugend an jene drei eben bezeichneten, bildenden Einflüſſe in gleich günſtiger Weiſe einwirkten.

Wie der Schweizer ſeine Alpen und ihre herdenreichen Thäler, ſo erhebt der Bewohner von Cornwall ſein erzreiches Geburtsland über alle Gegenden der Erde. Er hat hierzu, was die Naturſchönheit ſeiner Landſchaften betrifft, daſſelbe Recht, als der Schweizer, denn obgleich ſeine Berge den Alpen der Schweiz an Höhe über dem Meere weit nachſtehen, ſo tragen ſie dennoch alle jene Grundzüge der Geſtal-

tung an ſich, die ſich an den höchſten Scheiteln des Alpengebirges finden; ſie beſtehen aus ähnlichen Urfelſenmaſſen wie die Gipfel und Zinnen der Montblanc-Kette und des Hochrückens der andren Gebirgsketten der Schweiz; es iſt als hätte ſich dort nur das oberſte Haupt einer hehren Alpennatur aus der Tiefe erhoben, und für das Gedeihen der Wälder und Wieſen zugänglich, zu der anbauenden Menſchenhand ſich herabgelaſſen.

Gleich einem rieſenhaften Zeigefinger, weithin über das Meer, nach Südamerika, dem Schauplatze der kühnſten Thaten des Francis Drake hindeutend, erſtreckt ſich Cornwall, die ſüdweſtlichſte Landſpitze von England in den atlantiſchen Ocean hinaus. Steile Felſengebirge von feſtem Gefüge gränzen es gegen das Gewäſſer ab; landeinwärts geſellt ſich der majeſtätiſch ſchöne Umriß des Urgebirges zu Thälern, welche an natürlichem Reize den geprieſenſten Thälern der europäiſchen Alpen nicht nachſtehen. Dabei iſt das Klima in der Nähe der Seeküſte ſo mild, die Kälte des Winters wie die Hitze des Sommers ſind ſo gemäßigt, daß ein großer Theil des Jahres einem langwährenden Frühling gleichet.

Die Berge, die ſich in Cornwall über das Grün der Thäler erheben, tragen aber im Innern ihrer ſchöngeformten Felſenwände zugleich noch einen Gehalt, den die Alpen nicht beſitzen: dies iſt der ſeit uralten Zeiten bekannte ſowie benutzte und noch immer unerſchöpfte Reichthum an nutzbaren Metallen, welcher die ganze Halbinſel zu einem der großartigſten Bergwerksreviere der Erde macht. Namentlich iſt dieſes Land ſeit den Zeiten der Karthaginenſer eine Fundgrube des Zinnes geweſen, welcher an Menge und Reinheit des Metalles keine andre, in Europa bekannte auch nur von ferne gleich kam. Die dortige Natur, im Einklange

mit dem in ihr einheimiſchen Volke von altceltiſcher Abkunft, iſt, wenn auch nur in vorbildlicher Weiſe, ganz geeignet, ein Streben und Forſchen zu wecken, das nach dem verborgenen Gehalt der Tiefe gehet.

Ein großer Theil des Volkes von Cornwall beſtehet aus Bergleuten, deren Stand hier, wie überall, wo ſein Geſchäft nicht durch armſelige Sklaven betrieben wird, Männer erziehet, welche in Hoffnung fröhlich, mit Wenigem vergnügt keine Arbeiten noch Gefahren ſcheuen, die auf dem Wege des Berufes ihnen begegnen. Denn die Arbeit des Bergmannes iſt ein männlich kühnes Spiel mit dem Glück, ungleich edler zwar, denn das eines Spielers mit Würfel oder Karte, weil es im Schweiß des Angeſichtes mit tapferer Hand geſpielt wird; dabei aber nicht minder anregend und anziehend für die Phantaſie. Der Bergknappe, wenn er am Morgen mit Schlägel und Eiſen die Granitwand angreift, deren Metallſpuren einige Hoffnung, nicht aber Sicherheit für einen in ihr verſchloſſenen Gehalt geben, weiß es nicht, was noch heut vor Abend das Glück ihm beſcheeren kann. Vielleicht daß eine reiche Beute, an welcher auch er ſeinen Theil des Gewinnes hat, ihm zufällt; er hofft das Beſte, und wenn dann der Abend kommt, ohne daß ſeine Erwartung ſich bewährte, ſo beginnt er dennoch ſein Tagwerk immer von neuem mit friſcher Hoffnung. Dieſe iſt es, welche alle Mühen ſeines armen Lebens ihm verſüßt und ihm jenes Selbſtgefühl, jene Meinung von der Ehre und Würde ſeines Standes einflößt, die dem Bergmann ſeine eigenthümliche Haltung vor andren Ständen des arbeitenden Volkes geben. Bei dem Halbdunkel der Grubenlampe, in der einſam abgelegenen Tiefe, hat er Zeit, ſich ungeſtört den Träumereien ſeiner leicht erregbaren Phantaſie hinzugeben; der Bergmann lebt gern in einer Welt der Mährchen und Sagen, und

wenn auch nicht Dichter, wird er doch leicht und öfters zum Muſiker und Sänger; die Gefahr des Lebens, in die er bei ſeinem Tagwerk ſich begiebt, treibt und erweckt ihn zum Gebet; ein großer Theil der Bergleute, nicht in Cornwall allein iſt von frommer, kindlich gläubiger Geſinnung.

Nicht minder ehrenwerth als der der Bergleute, iſt wegen ſeiner Tüchtigkeit ein andrer Stand des Volkes, das in Cornwall ſo wie in dem angränzenden Devonſhire lebt: das iſt der Stand der Fiſcher und Küſtenfahrer, der ſein ſparſames Brod zwiſchen den enggedrängten Klippen und in der hochaufſchäumenden Brandung des Meeres ſuchen muß, jeden Augenblick der Gefahr des Todes ins Auge ſchauend. Dieſe Küſten-Gegend ſo wie die des irländiſchen Meeres hat zu allen Zeiten Seeleute gebildet, welche den Kampf mit Sturm und Wogen, mit Klippen und Untiefen nicht ſcheuten, weil ſie in demſelben von Jugend an ſich geübt hatten; Männer, welche mit ungebeugtem Muthe in allen Beſchwerden und Mühen des Lebens eine feſte Ausdauer bewieſen.

Unter dieſem Volke ſo wie in dieſem Lande, bei der Bergſtadt Taviſtock an der Gränze von Cornwall und Devonſhire iſt Francis Drake im Jahr 1539 geboren. Noch vor wenig Jahrzehenden zeigte man die Hütte, darin ſeine Eltern gewohnt hatten; das Volk von England, am meiſten das von Cornwall, behält Gegenſtände von ſolcher Bedeutung lange in treuem Andenken und ſucht dieſelben ſo lang als möglich dem Auge zu erhalten. Klein wie jene Hütte, mag das Vermögen der Eltern geweſen ſeyn, obgleich deſto größer ihr Segen an Kindern, denn ſie hatten neun (nach andren Angaben gar zwölf) Söhne, unter denen Franz der älteſte war.

Ob der Vater des berühmten Franz Drake, ſo wie ſpäter ſeine Söhne das Geſchäft eines Seemannes betrieb.

oder eine Art von geiſtlichem Amte bekleidete; ob der nachmalige Graf von Bedfort, Herr Francis Ruſſel, der Taufpathe des Franz geweſen ſey oder nicht, das mag als ungewiß dahin geſtellt bleiben; gewiß aber iſt es, daß die für jene Zeit nicht gemeine Bildung, die Drake in ſeinen ausdrucksvollen, gut ſtyliſirten Briefen verräth, auf eine gute Erziehung im väterlichen Hauſe ſchließen läſſet, da er ſpäter, auf den Broderwerb eines jungen Bootsmannes angewieſen, ſchwerlich eines andren Schulunterrichtes genoſſen hat. Drakes Vater, welcher mit vielen andren Bewohnern ſeines Landſtriches der Reformation beigetreten war, gerieth bei Gelegenheit der 6 Artikel, welche von Heinrich VIII mit tyranniſcher Gewalt als allgemeine Glaubensnorm aufgeſtellt waren, durch ſeine offnen Aeußerungen in ſchweren Verdacht, und mußte deßhalb mit den Seinigen nach Kent entfliehen, wo er dann, wie die Sage geht, zu Upnore an der Medway das Geſchäft eines Vorleſers der öffentlichen Gebete bei der königlichen Flotte vertrat.

So war Franz Drake ſchon in früher Kindheit mit den Eltern zugleich in einer Schule der Noth und der Gefahren geweſen, in welcher er, an dem Beiſpiel des Vaters, Gleichmuth und Genügſamkeit lernen, durch den täglichen Verkehr mit Seeleuten, einen bleibenden Hang zu dem Geſchäft und Leben derſelben gewinnen konnte. Aber außer jenen beiden bildenden Einflüſſen, außer dem was die umgebende Natur, was die Eigenthümlichkeit des Volksſtammes und die früheſte Erziehung im Elternhauſe auf ihn gewirkt hatten, gab es noch ein drittes Element, aus welchem Drakes nachmalige geiſtige Richtung ihre erſte Anregung empfieng: dies war der Aufſchwung, welchen um jene Zeit, namentlich die engliſche Nation nahm. Der Geiſt dieſes thatkräftigen, weitſtrebenden Volkes war unter dem launenhaft despotiſchen

Regiment Heinrichs VIII ſo gewaltſam in Feſſeln gehalten worden, daß England, ſelbſt in Beziehung auf bürgerliche Gewerbthätigkeit, ſo wie auf alle Geſchäfte und Künſte des Friedens wie des Krieges weit hinter den andren gebildeteren Ländern von Europa zurückſtund. Die inländiſchen Manufacturen leiſteten ſo wenig, daß, wer nur die Mittel dazu hatte, die Stoffe zu den Kleidungen, ſo wie die Geräthſchaften und Zierrathen des Hauſes aus dem Auslande kommen ließ. Selbſt der Gebrauch des Schießpulvers und der Feuergewehre fand ſich in England noch in einem Zuſtand der Kindheit, ſo daß in Heinrichs VIII Armee die Stelle der Artillerie faſt gänzlich durch die Schaaren der Bogenſchützen vertreten wurde, unter denen ſich Männer von außerordentlicher Fertigkeit und Sicherheit im Treffen eines Zieles fanden, welches dennoch nur im Vergleich mit dem das die Flintenkugel und noch mehr mit jenem das die Kanonenkugel erreicht, ein ſehr engbeſchränktes und nahes ſein konnte. Wurde es doch ſelbſt dann noch, als man auf des Königs Schiffen Kanonen eingeführt hatte, gleich einem Wunder betrachtet, daß eine Flotte von mehr denn hundert Schiffen in Zeit von 2 Stunden ſo viel Schüſſe gethan hatte, als wenige Menſchenalter nachher ein einzelnes engliſches Kriegsſchiff abzufeuern im Stande war. England hatte allerdings ſchon damals und ſelbſt lange vorher ſeine kühnen, wohlgeübten Seeleute, und es fehlte ihm nicht an Männern, welche mit den gewaltigen Entdeckern neuer Erdtheile wetteifern konnten, wie ſie aus andren Nationen hervorgegangen waren, aber als endlich die Regierung des Landes ſich zur Unterſtützung eines ſolchen Unternehmens entſchloß, als Heinrich VII im Jahr 1496 den Cabot auf eine Entdeckungsreiſe über das atlantiſche Meer hinüber ausſandte, da war der Fund, den dieſer machte, keineswegs

ein ſolcher, der ſich an Ausbeute des Goldes, des Silbers und andrer Koſtbarkeiten mit dem Gewinn der ſpaniſchen und portugieſiſchen Seemänner vergleichen ließ. Cabot hatte ſtatt eines zweiten Peru und Mexico oder eines an Gold wie an Demanten reichen Indiens das eiſige Neufoundland entdeckt und für ſeine Nation in Beſitz genommen; ein Fund, welchen man damals nur wenig zu ſchätzen wußte, und welcher dennoch nachmals, wegen des unermeßlich reichen Fiſchfanges an ſeinen Küſten für England einträglicher geworden iſt, als für Spanien und Portugal manches ihrer goldreichſten Länder.

Vor allem iſt es der Kampf mit Gefahren, mit Feinden, welche von außen drohen, mit Noth und Trübſal aller Art, welcher die ſchlummernden Kräfte, ſowohl in einzelnen Menſchen als in ganzen Völkern zu wecken vermag. Die engliſche Nation befand ſich, in der Zeit, da Francis Drake, ſchon als Knabe, noch mehr als Jüngling für ſolche Anregungen am empfänglichſten war, in Kämpfe und Gefahren verſtrickt, aus denen nur der kühnſte Heldenmuth ſiegreich hervorgehen konnte. Das was dem ganzen Volk das Theuerſte und Heiligſte war: die religiöſe Ueberzeugung, nächſt ihr die Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes, ſchien unter dem ſpaniſchen Einfluß, während Mariens Regierung am härteſten und in gefahrdrohendſter Weiſe bedrängt. Drake ſtund gerade damals an der Gränze zwiſchen dem Knaben- und Jünglingsalter, als man allenthalben, wo Engländer beiſammen waren, zu Lande wie zur See, von nichts Andrem reden hörte, als von dem feindlich drohenden ſpaniſch-römiſchen Einfluß, von Gräueln einer fanatiſchen Wuth, die ſich eben ſo vergeblich als der Sturmwind, der in einen brennenden Wald hineinbläſt, bemühte, die Flamme auszulöſchen, die aus geiſtigem Anfang hervor-

gegangen, in einem geiſtigen Element ſich entzündet hatte, welchem, ſo lange es am Leben bleibt, keine leibliche Macht etwas Weſentliches anhaben kann. Von ſolcher Art war die Muttermilch des Zeitgeiſtes, welche der thatkräftig kühne Sinn des Drake in ſeiner Kindheit und Jugend einſog; des Mannes, welcher beſtimmt war, durch die Schranken, in denen die Kräfte ſeines Volkes bis dahin befangen geweſen, eine Bahn zu brechen, auf der ihm ſpäterhin Tauſende, mit immer glücklicherem, weiter gehendem Erfolge nachgegangen ſind. Es bedarf zu jeder kühnen, folgenreichen That, im Einzelnen wie im Ganzen, nur eines Vorgängers, der in ſiegreicher Weiſe vorausſchreitet, um alsbald ganze Schaaren zu gleichen Thaten zu begeiſtern, und wenn erſt ein ſolches Wirken zur Ehrenſache eines Volkes wird, das zum Gefühl und freieren Gebrauch ſeiner Kräfte gelangt iſt, dann iſt daſſelbe einem glücklichen Kampfe mit einer ganzen, vielfach überlegenen Außenwelt gewachſen.

Dieſes ſoll uns jetzt die Geſchichte des Francis Drake und die Betrachtung des Einfluſſes lehren, welchen derſelbe auf die Entwicklung der äußren Macht ſeiner Nation hatte.

Bei einer Kinderzahl, dergleichen die in ſeinem elterlichen Hauſe war, trifft namentlich die älteſten ſehr frühe das Loos, ihr eignes Brod außerhalb, unter fremden Leuten zu ſuchen. Franz trat als Schiffsjunge bei einem Nachbar ſeines Vaters, einem alten wackren Seemann in die Lehre, der ein eignes kleines Fahrzeug beſaß, mit welchem er ein Handelsgeſchäft nach Seeland und Frankreich betrieb. Der Knabe zeigte ſo gute Anlagen und Geſchicklichkeiten, und dabei eine ſo unermüdliche Dienſtwilligkeit, daß der Nachbar, der ein alter Junggeſelle war, ihn lieb gewann wie einen Sohn, und ihm bei ſeinem Tode ſein Fahrzeug vermachte. Drake hatte jetzt Gelegenheit ſich durch Fahrten auf eigne

Rechnung und Gefahr, bei Sturm und hohem Meere, zum kühnen Seemann zu bilden, und erwarb ſich als ſolcher in kurzer Zeit einen ſo guten Ruf, daß man ihn zur Theilnahme an größeren Unternehmungen aufforderte. Schon in ſeinem 18. Jahre machte er als Zahlmeiſter auf einem Kauffahrteiſchiffe mehrere Handelsreiſen nach Biskaja mit; bald hernach, als ſeit dem Regierungsantritt der Königin Eliſabeth der Küſtenhandel eine andre, erweiterte Richtung nahm, wurde er Theilnehmer an einem andren Geſchäft, deſſen Unmenſchlichkeit in der damaligen Zeit noch nicht ſo erkannt war, wie in der jetzigen. Ein gewiſſer John Hawkins, von welchem man vermuthet, daß er Drakes elterlichem Hauſe wo nicht als Verwandter doch als naher Bekannter befreundet geweſen ſey, trieb einen Handel mit Negerſclaven, die er an der Küſte von Guinea theils durch Tauſch, theils durch gewaltthätige Mittel ſich zu eigen machte, und dann in die ſpaniſch-amerikaniſchen Beſitzungen hinüberführte, wo er ſeinen Menſchenraub um Silber, Zucker, thieriſche Häute, ſo wie andre Erzeugniſſe des dortigen Landes verhandelte. Die Erlaubniß zu dieſem freien Verkehr der Engländer mit dem ſpaniſchen Amerika gründete ſich auf einen Vertrag, den ſchon Heinrich VIII mit Kaiſer Karl V abgeſchloſſen hatte.

Hawkins hatte bereits mehrmalen die Reiſe nach Guinea und von da nach dem ſpaniſchen Amerika, dann mit guter Ausbeute zurück nach England gemacht; er war durch die Königin Eliſabeth, welche alle Unternehmungen für Handel und Gewerbe begünſtigte, in den wappenführenden Herrenſtand erhoben worden, als Franz Drake, etwa im Jahr 1560, als zwanzigjähriger Jüngling unter ſeiner Führung die erſten weiteren Seereiſen nach Afrika und Amerika unternahm. Die erſte indeß, von deren Verlauf wir einen genaueren Bericht beſitzen und die auch in ihren Folgen auf Drakes ferneren

Lebensgang von ganz entſchiedenem Einfluß war, das iſt die von 1567. Sir John Hawkins war diesmal nicht nur mit einem oder zweien, ſondern mit ſechs wohlbemannten Schiffen von England ausgelaufen; er hatte in der gewohnten, dem beſſeren Gefühl unſrer Zeit widerſtrebenden Weiſe eine Ladung von Negerſclaven an der Guineaküſte eingenommen, und war damit an die Küſte von Amerika, im jetzigen Kolumbien gekommen, da wollten die ſpaniſchen Behörden zu Rio de la Hacha den Handel der Engländer, nicht aus moraliſchen Gründen, ſondern aus einem Groll, den ſie gegen jenes Volk hatten, verhindern; Hawkins aber mit den Seinigen, auf den alten Vertrag der Handelsfreiheit trotzend, bemächtigte ſich des Ortes und zwang der dortigen Regierung die Erlaubniß ab, die ſie ihm verweigert hatte.

Dieſe Gewaltthat kam dem kühnen Freibeuter übel zu ſtehen. Widrige Winde, welche ſein Geſchwader an der Küſte von Florida überfielen, nöthigten ihn im Hafen von St. Juan de Ulloa einzulaufen, um hier Lebensmittel und friſches Waſſer einzunehmen. Dort erwartete man gerade damals die Ankunft einer ſpaniſchen Flotte; man hielt Hawkins Schiffe für einen Theil dieſer Flotte und verſtattete ihnen ruhig die Einfahrt in den Hafen. Die Spanier erſchracken nicht wenig, als ſie ihren Irrthum inne wurden. Zwar befand ſich in der Stadt außer der zahlreichen Menge der Bewohner auch eine ſtarke Beſatzung; zwölf Kauffahrtei- oder Transportſchiffe, deren Ladung den Werth von 200000 Pfund Sterling erreichte, lagen im Hafen; dennoch würde es den Engländern ein Leichtes geweſen ſeyn, die Stadt ſowie jene Schiffe mit gewaffneter Hand zu nehmen. Hawkins indeß hatte keine ſolche Abſicht; er erklärte, daß er nur hieher gekommen ſey, um Schutz gegen die Stürme zu ſuchen und um für ſein Geld Lebensmittel ſo wie friſches Waſſer

einzunehmen. Doch behielt er aus Vorſicht zwei jener Herren, welche gleich beim Einlaufen der Schiffe, die ſie für ſpaniſche gehalten, an Bord gekommen waren, als Geißeln zurück. Ein Bote wurde an den Vicekönig von Mexico Don Henriques geſendet, er brachte einen von dieſem unterzeichneten und beſiegelten Vertrag, darinnen den Engländern gegen Auslieferung einiger Geißeln auch von ihrer Seite Sicherheit der Perſonen, Freiheit zum Einkauf ihrer Proviſionen zugeſtanden und noch überdies ihnen geſtattet war, eine kleine im Hafen gelegene, mit Feſtungswerken verſehene Inſel einzunehmen. Indeß nahte ſich die ſpaniſche Flotte, welche um ſieben Millionen Pfund Sterling Silber und Gold an Bord hatte. Den engliſchen Schiffen wäre es gar nicht ſchwer geweſen das Einlaufen der Silberflotte zu hindern, welche einem längeren Kampf mit den Stürmen nur wenig gewachſen geweſen wäre; der Vertrag aber, der ihnen jetzt im Namen des Vizekönigs ausgeliefert wurde, benahm ihnen ſo ganz jedes weitre Bedenken, daß ſie an keine ſolche Vorſichtsmaßregel gedachten. Die Flotte, in ſeemänniſcher Weiſe durch Kanonenſchüſſe von den Engländern begrüßt, lief ein; es ſchien zwiſchen beiden Theilen voller Friede zu ſeyn, da brachte man bei nächtlichem Dunkel von der Stadt her tauſend Mann in die ſpaniſchen Schiffe, verſorgte die ganze Mannſchaft mit Waffen und plötzlich ſahen ſich die Engländer von allen Seiten angegriffen. Der ungleiche Kampf dauerte nur kurze Zeit, vier der engliſchen Schiffe wurden überwältigt, der größere Theil ihrer Mannſchaft niedergemetzelt, ein kleinerer Theil derſelben zu längeren Martern der Tortur und zuletzt des Scheiterhaufens aufgeſpart; nur zwei Schiffe ſchlugen ſich, mit Thaten einer ungeheuren Tapferkeit, und durch geſchickte ſchnelle Wendungen mitten durch die enggedrängte feindliche Flotte durch, das eine,

größere, welches Hawkins, und das kleinere, leicht ſeglende, welches Drake befehligte. Die Heimreiſe, namentlich des größeren Schiffes, in das ſich viele Entronnene auch aus den andern Schiffen gerettet hatten, war wegen Mangel an Proviſionen und an Trinkwaſſer eine furchtbar beſchwerliche und angſtvolle; die Berichte, welche die Geretteten bei ihrer Ankunft in England von ihrem Unglück erſtatteten, trugen zu der allgemeinen Aufregung und Erbitterung des Volkes gegen die Spanier nicht wenig bei.

## 2) Ein Kriegszug im Kleinen.

Drake hatte auf dieſer unglücklichen Fahrt ſein ganzes bisher erworbenes Vermögen, das ſich in den vom Feind genommenen Schiffen befand, verloren; mehr jedoch denn dieſes ſchmerzte ſein jugendlich heftiges Gemüth das Schickſal ſeiner Waffengefährten und Freunde, von deren zum Theil martervollen Ende eine Kunde nach der andren einlief. Das mörderiſche Benehmen der Spanier gegen Leute, denen ſie in einem geſiegelten Vertrag des Vizeköniges Sicherheit zugeſagt, die Grauſamkeit, mit welcher ſie die Gefangenen behandelt hatten, wurde als eine Kriegserklärung und herausfodernde Kränkung für die ganze engliſche Nation betrachtet; man vergaß und überſahe Alles was die eignen Landsleute, ſchon vorher, bei der Wegnahme von Rio de la Hacha gegen die Spanier ſich zu Schulden hatten kommen laſſen; Drakes Wünſchen, an den Spaniern Rache zu nehmen, kam eine Anzahl der gleich aufregbaren Abentheurer entgegen, die ſich zu ihm geſellten, um mit ihm die Gefahren wie den Gewinn eines Freibeuterzuges nach Amerika zu theilen.

Dennoch beſchränkte ſich die Expedition, welche Drake im Jahr 1572 unternahm, auf die Ausrüſtung von zwei kleinen, leicht ſeglenden Schiffen, welche, mit Einſchluß der

Schiffsjungen nur mit 73 Mann beſetzt waren und davon das eine, der Paſcha genannt, von ihm ſelber, das andre, kleinere von ſeinem Bruder, John Drake befehligt war. Mit dieſer geringen Macht wollte der kühne Mann der Gefahr, welche das Zuſammentreffen mit feindlichen Schiffen ihm bringen konnte, entgegengehen, mit ihr Städte erobern und Schätze erbeuten. Denn, dies war ſein Vorſatz, der König von Spanien ſollte mit ſeinen Silberbarren das bezahlen, was er und ſeine Waffengefährten bei St. Juan de Ulloa verloren hatten.

Und faſt wäre es den Abentheurern gelungen mit leichter Mühe ſich eines Schatzes an Silber und Gold zu bemächtigen, deſſen wahrſcheinlicher Werth mehrere Millionen Pfund Sterling betrug. Sie waren in der Nacht bei Nombre de Dios gelandet, was damals, ſo wie in ſpäterer Zeit Porto Bello, der Ablagerungspunkt war für die aus Peru und Indien kommenden Schätze ſo wie für die aus Europa nach Amerika geführten Waaren und Proviſionen. Unbemerkt von der kleinen, ſorglos ſchlafenden Beſatzung des Ortes war Franz Drake mit der Hälfte ſeiner Mannſchaft in die Mitte des ſchlechtverwahrten Städtchens eingedrungen, während die andre Hälfte auf einer kleinen Baſtion, vor dem Orte aufgeſtellt war. Nach der Verabredung ſollte die erſtere Abtheilung, ſobald ſie ihr Ziel erreicht hatte, ihren Trompeter blaſen laſſen, und die Gewehre abfeuern; die andre ſollte dann zugleich daſſelbe thun. Der Anfang gelang nach Wunſche; die aus dem Schlafe aufgeſchreckten Bewohner des Ortes, da ſie von zwei Seiten her das Tönen der Trompeten und das Schießen hörten, meinten, ein ganzes Heer von Feinden habe ſie umgeben und ergriffen eilig die Flucht. Aber ein Theil dieſer Flüchtlinge, mit geladenen Büchſen bewaffnet, faßte ſich dennoch den

Muth, noch einmal umzukehren und als derselbe, in die Nähe des Marktplatzes gekommen, bemerkte, wie klein die Zahl der angreifenden Feinde sey, gab er Feuer. Eine der ersten Kugeln tödtete den Trompeter, die anderen trafen und verwundeten mehrere der Führer, unter diesen selbst den Franz Drake, und als die kleine Mannschaft in der Bastion es bemerkte, daß die Trompete schwieg, das Donnern der Büchsen aber immer lauter wurde, entflohe sie eilig zu den Fahrzeugen, wohin ihr bald nachher auch die Andern folgten.

Obgleich jedoch dieser erste Streich mißlungen war, begünstigte dennoch das Glück mehrere andre Freibeuterzüge, welche Drake mit seiner kleinen, noch keinesweges entmuthigten Schaar tiefer landeinwärts in den Isthmus von Davien machte. Es gelang ihm, mit Hülfe des Indianerstammes der Seymerons, der mit den Spaniern in beständigem blutigen Kriege war, die Zwischenstation von Vera Cruz zu erstürmen und eines Zuges von Maulefeln, der mit Gold und Silberbarren beladen war, sich zu bemächtigen. Was aber für Drake und für all seine späteren Unternehmungen einen ungleich höheren Werth hatte, denn alle erbeuteten Schätze, das war der anregende Anblick des stillen Meeres; dieses Schauplatzes seiner größesten künftigen Thaten. Die Hochgebirgskette der Andes ist in der Mitte des Isthmus zur Gestalt der Hügel herabgesunken, welche kaum anderthalbmal die Höhe des Straßburger Münsterthurmes haben. Am 12ten Tage der Fahrt an der Küste hin und des Zuges zu Lande, war endlich die Anhöhe erreicht, nach welcher die befreundeten Indianer ihre neuen Bundesgenossen hingeleiten wollten. Jene Freunde hatten Stufen in den Stamm eines hohen Baumes eingehauen und in der Nähe des Gipfels eine Laube erbaut, darin 10 bis 12 Mann bequem sitzen konnten. Da hinan führte

der Cazike der Seymerons den Drake, dem noch mehrere der Seinigen gefolgt waren, und hier war es, wo man nach der einen Seite hin die freie Ausſicht auf das atlantiſche, nach der andern auf das ſtille Meer genießen konnte. Der engliſche Seemann, als er mit eignen Augen das große Meer erblickte, deſſen Wunder und Gefahren, deſſen gold- und ſilberreiche Küſtengegenden für ihn, wie für ſein ganzes Volk ein Feld der Träume und ein erſehntes Ziel künftiger Thaten waren, wurde ſo mächtig ergriffen, daß er in lautem Gebet zu Gott das Glück ſich erflehte, einſt noch die Flagge ſeiner Nation in dieſes Meer führen zu dürfen. Mit ihm theilten alle ſeine Begleiter das erhebende Gefühl, das dort die Ausſicht auf zwei Meere erregte und die freudige Hoffnung eines Gelingens der Wünſche ihres Capitäns.

Die Engländer hatten das erbeutete Gold und von dem Silber ſo viel mit ſich genommen als ſie fortzuſchleppen vermochten; das übrige aber für ein künftiges Hieherkommen in dieſe Gegend unter die Erde vergraben. Zu ſolchem Schatze kamen noch außer den auf ſpaniſchen Handelsſchiffen ſo wie in Vera Cruz erbeuteten Perlen, Gewürzen, Ballen mit Seide u. dergl.; vier ſchwere Streitkolben von lauterem Golde, die der Cazike der Seymerons dem Drake als Gegengeſchenk für den Säbel deſſelben, nach welchem der Indianerfürſt ein großes Verlangen zeigte, verehrt, Drake aber der allgemeinen Beute beigefügt hatte. Mit all dieſen Gütern zogen jetzt die Freibeuter dem Meere und ihren Schiffen zu und es war ihr Glück, daß ſie auf dieſem Zuge keinen Augenblick ſich geſäumt hatten, denn ſie waren kaum eine halbe Stunde an Bord, da kam eine Schaar von 300 ſpaniſchen Soldaten zur Küſte, welche den Engländern ohnfehlbar die Heimkehr für immer abgeſchnitten hätten.

Sonntags den 9ten Auguſt 1573 landeten die beiden Schiffe, welche mit ihrer kleinen Macht ſo große Wunder der Kühnheit vollbracht hatten, in Plymouth, begrüßt von dem lauten Jubel des dortigen Volkes, geehrt und bewundert von der ganzen Nation. Drake hatte, wie er ſich ſelbſt in Beziehung auf Nombre de Dios ausdrückte, ſein Volk an die Pforte des reichſten Schatzhauſes der Erde geführt und es ſtund jetzt in der Macht eines Jeden, zuzugreifen und zu nehmen. Aber mehr denn dieſes galt das Gefühl der eignen Kraft, auch dem mächtigſten Feinde und allen Gefahren der Meere gegenüber, das bei dieſer Gelegenheit in Englands Seeleuten zum Erwachen kam.

Aus Gründen, welche nicht vollkommen klar ſind, nahm jetzt der Seemann Drake auf einige Zeit Kriegsdienſte zu Lande, bei dem damals in Irland beſchäftigten königlichen Heere, deſſen Feldherr der Graf Walter Eſſex, der Vater des Günſtlinges der Königin war. War dieſer Schritt wirklich eine Folge der Mißbilligung geweſen, mit welcher Eliſabeth, die wenigſtens den Schein des Friedens mit Spanien aufrecht erhalten wollte, ſeine Kriegsthaten an der Küſte des ſpaniſchen Amerika vernommen hatte, dann war dieſe ſcheinbare oder wirkliche Verſtimmung der Königin gegen ihn wenigſtens keine ausdauernde, denn Drake wurde im Jahr 1577 ſehr huldreich bei Hofe empfangen und in königliche Dienſte genommen: eine Vergünſtigung, welche freilich unter Eliſabeths Regierung faſt Jedem, dem ſie zu Theil wurde, nur die Ehre verſchaffte, daß er aus eignen Mitteln ſo viel als er wollte und vermochte für den Dienſt ſeiner Königin aufopfern durfte. Das Einzige, was Drake, nachdem er ihr den Plan, zur Ehre der engliſchen Nation auf eine Entdeckungsreiſe in das Südmeer auszugehen vorgelegt hatte, aus ihren Händen empfing, das war

ein Schwert, welches ſie ihm, wie man erzählt, mit den Worten überreichte: „Wir verkünden hiermit, daß wer dich, Drake! feindlich verletzt, der verletzet uns.“

Es bedurfte jedoch auch zur Förderung von Drakes neuem Unternehmen keiner königlichen Unterſtützung. Der Plan, Englands Flagge und ſeine Macht in die noch ſo wenig bekannten Länder am ſtillen Meere zu führen, war mit ſolcher allgemeiner Begeiſterung aufgenommen worden, daß mehrere vermögende Privatleute Schiffe ſo wie deren Ausrüſtung zu des berühmten Seemannes Verfügung ſtellten; dieſem ſtund es frei, die auserleſenſten, tapferſten und geſchickteſten Leute zu ſeinen Begleitern zu wählen, und obgleich manche von dieſen die Gier nach goldner Beute angelockt haben mochte, ſo konnte man dennoch im Allgemeinen ſagen, daß es der Ruhm der engliſchen Nation und der Wunſch Neues zu ſehen und zu entdecken war, der als vorherrſchender Geiſt das kühne Unternehmen belebte.

Es mag uns allerdings als einer jener ſchwer zu begreifenden, innren Widerſprüche erſcheinen, in welche wir die menſchliche Natur öfters verſtrickt finden, daß Drake, der, wie ſeine Briefe und die Berichte ſeiner nächſten Bekannten bezeugen, nach ſeiner Weiſe ein gottesfürchtiger Mann war, dennoch, den Spaniern gegenüber, ohne ſich ein Gewiſſen daraus zu machen, Werke eines Freibeuters und Seeräubers, ſelbſt auf dieſer Reiſe verüben konnte, und daß er, ſo oft ein ſolcher Gewaltſtreich ihm gelang, Gott dafür, wie für das Gelingen einer guten That, danken konnte. Es war jedoch der religiöſe Fanatismus, welcher eben durch jenen Schein, den er von einem unklaren religiöſen Erkennen erborgt hatte, ſo mächtig, über die beiden damals heftig gegen einander erbitterten Partheien, die römiſch-katholiſche und die proteſtantiſche, jene wahnſinnige

Verblendung verhängte, darinnen jede derſelben die andre nicht als Feindin ihrer Nation, ſondern als Feindin Gottes zu bekämpfen meinte. Nur dem Namen nach beſtund noch immer zwiſchen den Engländern und Spaniern der politiſche Friede, dem Weſen nach ſuchte jede der beiden Nationen, ſeit den blutigen Regierungsjahren der Königin Marie und ſeit Vernichtung des Einfluſſes, den damals Spanien auf England geübt hatte, der andern ſo viel zu ſchaden als in ihren Kräften ſtund.

Drake iſt der erſte Seemann geweſen, der dem Bau und der Einrichtung der Schiffe, die zu weiten Seereiſen und zu kriegeriſchen Unternehmungen beſtimmt waren, eine andere Form gab. Statt der großen, zum Tragen mächtigerer Laſten eingerichteten, dabei aber auch ſchwerfälligeren Schiffe, erwählte er ſich Schiffe von geringern Laſten, feſt gebaut und dabei leicht beweglich. Er blieb ſelbſt noch in ſpäteren Jahren, als er auf den höchſten Stufen des ſeemänniſchen Ranges ſtund, bei allen Geſchäften des Baues, der Ausrüſtung und der Ausbeſſerung der Schiffe nicht bloß Zuſchauer, ſondern ſelbſtthätiger Meiſter und Geſelle.

### 3) Englands Flagge umſchifft die Erde.

Es waren fünf dergleichen Fahrzeuge, mit denen der berühmte Seeheld am 15. November 1577 von Plymouth abſegelte; das größte davon, das er ſelber commandirte, war ein Schnellſegler von nur 100 Tonnen Laſt, mit dem Panier des Pelikans, und dieſes Schiff war es, darinnen Drake nicht nur durch die magellaniſche Meerenge, ſondern in ſiegreichem Laufe an der Weſtküſte von Amerika bis hinauf nach dem Oregongebiete vordrang, von welchem er im Namen ſeiner Nation jenen Beſitz faßte, auf den noch jetzt England ſeine Anſprüche auf Oregon gründet.

Ja, mit dieſem kleinen Schiffe und ſeiner in ihm zuſammengehäuften großen Beute, durchfuhr er das ſtille Meer, kam nach Oſtindien und kehrte glücklich um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach England zurück. Mit einer Handvoll Leute, mit einer Waffenrüſtung, welche kaum dem Kampfe mit einer kleinen Stadtgarniſon gewachſen ſchien, wagte er ſich unter die Kanonen mächtiger Seeſtädte und nahm dieſe durch raſchen Ueberfall hinweg, ſegelte ungeſcheut an feindlichen Kriegsſchiffen von weit überlegner Bewaffnung vorüber, denen er leicht, ſo wie ein Vogel den ihm nachjagenden Hunden entſchlüpfte.

Das kleine Geſchwader kam am 17. Januar 1578 nach Cap Blanco, an der Weſtküſte des großen afrikaniſchen Wüſtenſtriches. Hier legte man die Fahrzeuge 5 Tage lang vor Anker und dieſe Zeit wurde theils zum Fiſchfang und zur Verſorgung der Schiffe mit getrockneten Fiſchen, theils zum Exerziren der Mannſchaft angewendet. Das Waſſer war in dieſer Jahreszeit hier ſo ſelten, daß Drake außer Stand war ſich mit einem friſchen Vorrath deſſelben zu verſorgen, ja daß er ſtatt deſſen ſich gedrungen fühlte dem armen Volk der Gegend, das vor Durſt verſchmachtete, ſeine ledernen Trinkflaſchen mit Waſſer, unentgeldlich aus den Fäſſern der Schiffe füllen zu laſſen.

Dagegen gewährten die Inſeln des grünen Vorgebirges der ermatteten Schiffsmannſchaft eine reiche Fülle von Lebensmitteln, namentlich von Früchten, und ein mit Wein befrachtetes portugieſiſches Schiff war wohlfeilen Kaufes von den Freibeutern in Beſitz genommen worden, während man die auf ihm befindliche Mannſchaft nicht nur mit Schonung behandelte, ſondern ſie mit dem was ſie an und mit ſich trugen, ſo wie mit den nöthigſten Proviſionen

verſorgt, an einem ſicheren Orte ans Land ſetzte. Statt ihres Fahrzeuges gab man ihnen ein anders, das man einige Zeit vorher den Spaniern abgenommen hatte. Am 14. April hatte man die ſüdamerikaniſche Küſte, an der Mündung des la Plataſtroms erreicht. Zwei Schiffe, der Schwan, von 50 Tonnen und ein Kutter verloren ſich hier, kurz hinter einander, aus dem Geſicht, und als Drake einige Zeit nachher das erſtgenannte Fahrzeug wieder auf⸗fand, beſchloß er die Sorgen der Oberaufſicht über all ſeine Schiffe ſich dadurch zu erleichtern, daß er die Zahl derſel⸗ben verringerte. Er ließ deshalb den Schwan an einem ſüdlicheren Theil der Küſte ans Land ziehen, ihn dort zer⸗legen und das Baumaterial deſſelben zu anderweitigem Ge⸗brauch ſo wie die Mannſchaft in die übrigen Schiffe ver⸗theilen. Daſſelbe geſchahe auch mit dem Kutter, als dieſer wieder aufgefunden worden.

Zu Port Julian, an der Küſte von Patagonien, verlor Drake in einem Gefecht mit den vorher friedlichen Indianern, das durch einen Zufall veranlaßt ſchien, zwei ſeiner Reiſegefährten. Man ſahe dort an der Küſte noch den Galgen, den der erſte Erdumſegler Magellan im J. 1519 hatte errichten laſſen, um einige Leute ſeiner Mann⸗ſchaft, die eine gefahrdrohende Meuterei gegen ihn ange⸗regt hatten, daran zu hängen. Hier aber war es auch, wo Drake ſich genöthigt ſahe, das Todesurtheil über einen ihm früher ſehr werth geweſenen Waffengefährten, den Tho⸗mas Doughty auszuſprechen und denſelben enthaupten zu laſſen. Auf dieſe Handlung, über welche ſchon damals ſo wie bis in die neuere Zeit ſehr verſchieden geurtheilt worden, iſt erſt ſeit wenig Jahren durch Auffindung eines alten Aktenſtückes ein Licht gefallen, das den Schatten, den

jene That über Drakes Charakter verbreitete, zerſtreut hat*). Es geht daraus ſo wie aus andern Berichten hervor, daß Doughty durch eigenmächtiges ſelbſtſüchtiges Benehmen gegen die portugieſiſchen Gefangenen zuerſt die Gunſt ſeines alten Freundes verſcherzt, und als er dieſes bemerkte, eine feindliche Stellung gegen denſelben angenommen habe, zu welcher er, durch ſeinen bedeutenden Einfluß auch Andre zu verleiten ſuchte.

Als die Hinrichtung vor der ganzen verſammelten Schiffsmannſchaft vollſtreckt war, hielt Drake, der die Gabe beſaß, in kurzen Worten kräftig und eindringend zu ſprechen, eine Anrede an ſein Volk, darin er daſſelbe zur Einigkeit und zum brüderlich feſten Zuſammenhalten, zum Gehorſam und zur Treue ermahnte; am nächſten Sonntag ſuchte er den Eindruck, den ſeine Rede gemacht hatte, durch die gemeinſame Feier des Abendmahles zu befeſtigen.

Eine ſolche Stärkung des Muthes that dem Schiffsvolk auch in andrer Beziehung Noth. Man nahete ſich jetzt jener gefahrvollen Pforte der Felſenklippen und der Gewäſſer, die aus dem atlantiſchen Meere in den großen Ozean des ſtillen Meeres führt. Mit Recht ward noch zu Drakes Zeit eine Fahrt durch die Magellaniſche Meerenge als ein Unternehmen betrachtet, dem kaum ein andres im Kreiſe der Seefahrten an Schwierigkeiten gleich zu ſetzen ſei. Hatten doch auch die wenigen kühnen Männer, die jenen Durchgang in das unbekannte Meer gewagt, faſt ſämmtlich ein unglückliches Ende genommen. Magellan wurde von den verwilderten Inſulanern, in deren Mitte er ſich

*) M. ſ. the Edinburgh Review Vol. LXXX. (July — October 1844) p. 887. 890.

gewagt hatte, ermordet; Vasco Nunez de Balboa, der erſte Europäer, deſſen Auge die Südſee geſehen, ſtarb unter den Händen ſeiner Landsleute; de Solis, als er auf der Fahrt nach Magellans Meerenge ſeinem Ziele ſchon ſo nahe war, wurde von den Eingebornen am la Plataſtrom auf grauſame Weiſe ermordet und dergleichen Beiſpiele eines traurigen Ausganges ſolch kühnen Unternehmens fanden ſich unter den Offizieren, welche den Magellan begleiteten, ſo wie auf anderen europäiſchen Schiffen noch viele.

Die Zahl der Schiffe der Expedition hatte ſich ſeit der Zerlegung des Schwanes und des Kutters bis auf drei vermindert, in dieſen war jetzt die ganze Macht der unternehmungsluſtigen Freibeuter concentrirt. Es nahte ſich jetzt, in der zweiten Hälfte des Auguſt, der Frühling der ſüdlichen Halbkugel, je weiter man aber zu der Meerenge heranrückte, deſto fühlbarer wurde die winterliche Kälte, deſto dichter ſahe man die Hügel und einen Theil der Ebenen mit Schnee, das Gewäſſer der ſeichten Buchten mit Eis bedeckt. Die Heerden der Pinguine, von denen unſre Seefahrer auf einer kleinen Inſel im Innern der Meerenge gegen 3000 Stück erlegten, waren, nebſt einigen Fiſchen, das einzige eßbare Fleiſch, das dieſe unwirthbare Gegend den immer eßluſtigen Seeleuten darbot.

Die Durchfahrt durch die Magellansſtraße hat mit ſo vielen natürlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß die Schiffe in der Regel mehrere Monate zu derſelben gebrauchen; Drake war auch hierbei von einem ſo unerhörten Glück begünſtigt, daß er den Weg ſchon in 12 bis 15 Tagen zurücklegte. Deſto mehr jedoch hatten ſeine Schiffe kurz nach ihrem glücklichen Austritt in das ſtille Meer von der Ungunſt der Witterung zu leiden. Es erhuben ſich jetzt in der Nähe der Frühlingsnachtgleiche der ſüdlichen Halbkugel die furchtbaren

Aequinoctialſtürme, welche die Schiffe weit nach Südweſt verſchlugen und bei deren einem das dritte Schiff, der Marigold (von 30 Tonnen) verloren ging, von deſſen Schickſale man nie etwas weiters erfahren hat. Es blieben nun blos noch 2 Schiffe: der Pelikan, deſſen Namen der Admiral ſeit der Einfahrt ins ſtille Meer, in den der goldenen Hindin umgetauſcht hatte, von 100, und die Eliſabeth, von 80 Tonnen.

Erſt am 7. Oktober konnten dieſe beiden Schiffe in einer vor dem Sturm geſchützten Bai, nahe beim weſtlichen Ende der Meerenge vor Anker gehen. Aber gleich in der erſten Nacht brach das Kabeltau des Admiralſchiffes, dieſes wurde vom Sturm aus der Bai hinausgetrieben in das offne Meer und hier von einem anhaltend ſtarken Nordwind bis hinab zum 55° ſüdl. Br. verſchlagen, wo es endlich der Kapitän zwiſchen den ſüdweſtlichen Inſeln des Feuerlandes einlaufen und vor Anker gehen ließ. Das Fleiſch der in jener Gegend häufigen Seehunde, der Genuß des friſchen Waſſers, vor allem aber der der Ruhe nach den furchtbaren Anſtrengungen vieler Tage und Nächte, that der ganzen Schiffsmannſchaft überaus wohl; doch war die Ausruhezeit nur von kurzer Dauer, denn ein ſtarker Sturm nöthigte den Kapitän abermals, ſo eilig als möglich aus der klippenreichen Nähe der Küſte zu entfliehen und das freie Meer zu ſuchen.

Bei dieſer Gelegenheit war eine Schaluppe, in der ſich acht Matroſen, ohne alle Proviſion befanden, von dem Schiff getrennt worden und während dieſes von dem Wind nach Süden geführt wurde, mußten jene acht Seeleute, unvermögend ihm zu folgen, ihren gefahrvollen Weg an der Küſte hin nehmen. Es gelang ihnen endlich wieder in die Magellansſtraße einzulaufen, wo ſie ſich mit einer Proviſion

von Pinguinen verſorgten, deren Fleiſch ſie einſalzten. Jede Hoffnung, das Admiralſchiff wieder zu erreichen, war verſchwunden; ſie ſetzten ihre einſame Fahrt bis zur Mündung des Plataſtromes fort, wo 6 von ihnen, während ſie in einem Walde nach Lebensmitteln ſich umſahen, von den Indianern überfallen wurden. Vier von jenen blieben unter den Händen der Feinde, nur zwei, obgleich verwundet von den Pfeilen der Indianer, entrannen zum Boot, das nur unter ſtetem Kampf mit den Indianern, wobei auch die zwei Zurückgebliebenen mehrere Pfeilſchüſſe empfiengen, vom Lande ſtoßen konnte. An einer kleinen Inſel, dahin die vier Engländer ſich gerettet hatten, ſtarben auch von dieſen noch zwei an ihren Wunden, das Boot wurde bei einem Sturme zertrümmert, das noch überlebende Paar der Unglücksgefährten mußte zwei Monate lang auf einer kleinen Inſel, auf der ſich zwar eine Art von eßbaren Früchten und kleine Seekrebſe, nirgends aber Spuren von trinkbarem Waſſer fanden, alle Qualen des furchtbarſten Durſtes leiden, bis die beiden Männer auf einem Brette, das die Fluth von der Küſte herübergetrieben hatte, an das nahe Feſtland ſich hinruderten. Hier genoß der eine von ihnen, an einem Bache das ſo lang erſehnte friſche Waſſer in ſolchem Uebermaaß, daß er eine halbe Stunde hernach ſterben mußte; der letzte der acht Matroſen, Peter Carder, gerieth in die Gefangenſchaft, zuerſt der Indianer, dann der Portugieſen, aus welcher er endlich wieder frei gelaſſen, im J. 1586 nach England zurückkam.

Aber Drake hatte außer der Schaluppe mit den 8 tüchtigen, ihm ſo treu ergebenen Seeleuten, während die Stürme ihn weit hinab nach Süden führten, ohne es zu ahnen noch einen viel bedeutenderen Verluſt an ſeiner ohnehin ſo kleinen Seemacht erlitten. Das Schiff Eliſabeth, das unter Capi-

tän Winter ſtund, hatte ihn verlaſſen, und durch die Magellansſtraße ſeinen Rückweg nach England angetreten, weil der zum großen Theil muthigen Mannſchaft der beſeelende und allvermögende Einfluß eines ſolchen Anführers fehlte, dergleichen Drake war; denn Kapitän Winter hatte ſich durch das Ungemach der letzten Monate ſo in Angſt und Schrecken ſetzen und ſeine Hoffnungen auf den glücklichen Ausgang des Unternehmens ſo tief herabſtimmen laſſen, daß er von nichts Anderem mehr wiſſen wollte als von der Heimkehr zu dem ſicheren vaterländiſchen Boden.

Drake indeß, gegen ſeinen Willen, wurde von dem noch immer anhaltenden Sturm auf eine Entdeckungsreiſe ausgeſendet, durch welche die Erdkunde ſeiner Zeit eine nicht unbedeutende Erweiterung erhielt. Er kam mit ſeinem Schiffe um die Südſpitze von Amerika herum, und fand, daß jenſeits der Inſelngruppe des Feuerlandes ein freies Meer ſey, welches in ſpäterer Zeit öfters von europäiſchen Schiffen, auf ihrer Fahrt von dem atlantiſchen Meere in das ſogenannte ſtille (den großen Ozean) beſucht worden iſt. Man bemerkte auf mehreren jener ſüdlichſten Inſeln Bewohner und außer dem friſchen Waſſer verſorgte man ſich mit einem hier leicht zu habenden Vorrath von Seethieren. Endlich am 30. Oktober, deſſen Witterung für die ſüdliche Halbkugel jener entſpricht, die auf unſerer Halbkugel in den letzten Tagen des Aprils herrſcht, wurde das Meer ruhiger, ein günſtiger, obgleich kalter Wind aus Süden ſchwellte die Segel und förderte den Lauf des Schiffes ſo ſehr, daß dieſes am 25. November bei einer Inſel (Mocha) an der milderen Küſte von Chili vor Anker gehen konnte. Es war hier ein Ueberfluß an allen Lebensmitteln; die Bewohner aber, welche die Engländer für Spanier hielten, von denen ſie öfters mit feindſeliger Härte waren behandelt worden, überfielen

einen Theil der Schiffsmannſchaft, der mit dem Kapitän um Waſſer einzunehmen ans Land gegangen war, mit ſolcher Wuth, daß zwei Matroſen getödtet, der Kapitän ſelber durch Steinwürfe und Pfeile am Kopf und im Geſicht verwundet wurde.

Nach ſo vielen Ereigniſſen von ungünſtiger und entmuthigender Art, kam endlich für unſre Seefahrer auch wieder einmal der Sonnenblick eines unerwarteten Glückes. Ein getaufter Indianer, Namens Felipe, welcher fertig ſpaniſch ſprach, kam jenſeits Valparaiſo an das Schiff, das er für ein ſpaniſches hielt. Von dieſem erfuhr Drake, daß er, ohne es zu bemerken, am Hafen von St. Jago vorbeigeſegelt, daß aber dieſer nur wenige Meilen entfernt ſei, und daß in demſelben ein ſpaniſches Schiff vor Anker liege. Der Indianer erbot ſich von ſelber dem engliſchen Schiffe bei ſeiner Rückkehr nach dem nahen Hafen als Pilot zu dienen und ſchon am folgenden Tage wurde das ſpaniſche Schiff eine leichte Beute der Engländer. Denn in dieſem Meere, dahin noch niemals ein fremdes Segel gekommen war, hielten ſich die Spanier vor jedem feindlichen Angriff ſo ſicher, daß man nirgends eine Anſtalt zur Abwehr getroffen hatte. Das was man in dem Schiffe fand, überſtieg die kühnſte Erwartung der Freibeuter. Außer einer großen Ladung von Chiliwein und werthvollen Kaufmannsgütern enthielt daſſelbe 60,000 Peſos Gold und eine Menge koſtbarer Juwelen. Die wenigen Bewohner des damals noch ſehr unanſehnlichen Ortes waren geflohen, in ihren Häuſern fanden die hungernden Seeleute eine Fülle der beſten Lebensmittel, mit denen ſie ſich für heute und durch die zuſammengerafften Vorräthe auf längere Zeit verſorgten. Den Piloten entließ man, reichlich beſchenkt, ans Land; von der Mannſchaft des erbeuteten Schiffes behielt man bloß einen,

der ein verſtändiger griechiſcher Seemann war; das gewonnene Schiff ſelber nahm man mit auf die Weiterfahrt.

Es war dies nur der Anfang des Privatkrieges, den damals Drake ſammt ſeinen Leuten mit dem Könige von Spanien führte; einige Tage ſpäter, fiel auf der Weiterfahrt längs der Küſte hin eine Ladung von 800 Pfund Silbers, mit welcher 8 Lamas belaſtet waren, in ihre Hände. Aus dem Hafen von Lima entkam Drake nur durch den plötzlich eintretenden günſtigen Wind und durch die leichte Beweglichkeit ſeines Schiffes der weit überlegenen Kriegsmacht, welche auf Schiffen ſowie zu Lande gegen ihn anrückte. Die ſpaniſchen Galeeren verfolgten ihn weit hinaus ins Meer, da ſie aber in Hoffnung eines unfehlbar ſchnellen günſtigen Erfolges verſäumt hatten, ſich mit Proviſion zu verſorgen, mußten ſie nach wenig Tagen wieder umkehren.

Drake ſetzte jetzt ſeine Fahrt ungehindert und bei anhaltend günſtigem Wind an der Küſte jener an Gold und Silber unermeßlich reichen ſpaniſchen Beſitzungen fort; ein Fahrzeug nach dem andern wurde angehalten, und der werthvollſte Theil der Ladung genommen; ſelbſt in den kleinern königlichen Transportſchiffen fand ſich eine Menge des edlen Metalles, namentlich in dem einen, außer der Laſt an Silber, 80 Pfund reines Gold. Zuletzt noch gelang es dem engliſchen Admiral ein königlich ſpaniſches Schiff, das mit den Schätzen des peruaniſchen Bergbaues und des oſtindiſchen Handels beladen nach der Landenge von Darien hinſteuerte, bei Cap Franzisko einzuholen und hinwegzunehmen. Die Ladung deſſelben, vornehmlich aus Gold, Silber und Edelſteinen beſtehend, hatte einen Werth von nahe 360,000 Dukaten.

Der Admiral wollte jetzt ſein Glück nicht noch weiter verſuchen. Er wäre gern mit ſeiner über alle Erwartung reichen

Beute heimgekehrt nach England, und dieſen Wunſch theilten wohl alle ſeine Reiſegefährten mit ihm. Aber an eine Rückkehr auf demſelben Wege, auf dem man gekommen, war gar nicht zu denken; an der ganzen ſpaniſch=amerikaniſchen Küſte hin kreuzten nach der Anordnung des Vizeköniges zahlreiche Kriegsſchiffe, alle gute Landungsplätze waren mit Truppen und Geſchütz beſetzt, um die engliſchen Seeräuber ſammt ihrer Beute feſtzuhalten und zur wohlverdienten Strafe zu ziehen. Unter dieſen Umſtänden blieben nur zwei Auswege für die Heimkehr offen: entweder mußte eine nördliche Durchfahrt aus dem ſtillen nach dem atlantiſchen Meere gefunden, oder die Fahrt über den großen Ozean nach Oſtindien und um die Südſpitze von Afrika herum nach Europa verſucht werden.

Die damaligen Erfahrungen der europäiſchen Seefahrer hatten in der Kenntniß der nördlicheren Theile von Amerika noch ein Dunkel zurückgelaſſen, welches ſelbſt in dem darauf folgenden Jahrhundert durch Hudſons und mehrerer Andrer Reiſen nach dem nördlichen Polarmeere bei weitem nicht zerſtreut werden konnte. Man dachte noch von allen Seiten an die Möglichkeit einer nordöſtlichen Durchfahrt nach China und Japan, innerhalb einer geographiſchen Breite, darin kein Polareis, kein bleibender Winterfroſt dem Laufe der Schiffe ein faſt unüberwindliches Hinderniß entgegenſetzten. Auch Drake war der Meinung, daß wenn er der Küſte des amerikaniſchen Feſtlandes nach Norden hinauf folgte, er eine Meerenge oder einen weit geöffneten Kanal finden werde, deſſen Entdeckung namentlich für die Seefahrt ſeiner Nation von wichtigeren Folgen ſein könne, als die von Magellans Meerenge für die Schiffahrt überhaupt. Nur im Vorüberzuge wurde deshalb nach der Abfahrt von Nicaragua an der Inſel Canno in der Mitte des März Be=

ſchlag auf ein ſpaniſches Schiff gelegt, in welchem ſich Seekarten fanden, welche dem Drake auf ſeiner Weiterreiſe große Dienſte leiſteten, weil ſie ihm alles das was die Spanier über die Fahrt durchs ſtille Meer nach Oſtindien wußten, und davon ſie die Kunde ſorgfältig vor andern Nationen verbargen, klar vor Augen legten.

Vom 16. April bis zum 3. Juny hatte das Schiff in nordweſtlicher Richtung, in ſo weiter Entfernung vom Lande, daß man dieſes nicht ſehen konnte, gegen 1400 Seemeilen zurückgelegt und befand ſich jetzt unter dem 43. Grad der Breite. Der Wind ſetzte ſich hier mehr nach weſtlicher Richtung um, und durch ihn wurde das Schiff noch um etwas nördlicher und gegen das Land hingetrieben, deſſen unerwartet weite Erſtreckung nach Weſten unſre Seefahrer nicht wenig in Erſtaunen ſetzte. Die Kälte war hier, noch in der Zeit des Ueberganges vom Frühling zum Sommer ſehr winterlich; die Höhen der Berge, deren man übrigens nur wenige ſahe, noch mit Schnee bedeckt. Drake glaubte an der Küſtengegend, bei welcher er landete, einige Züge der Aehnlichkeit mit ſeinem Vaterlande zu bemerken, er gab deshalb dieſem Landſtrich des jetzigen Oregongebietes den Namen Neu Albion. Die Indianer, welche hier wohnten, bezeugten ſich als ein harmlos friedliches Volk, das die Fremden mit ehrfurchtsvoller Scheu, gleich Weſen einer göttergleichen Art betrachtete. Ihre Geſandten, die ſich mit Geſchenken kleiner, künſtlicher Handarbeiten und des Krautes „Tabak“ den Engländern naheten, waren Meiſter in der Kunſt lange Reden zu halten, denn ſie ſprachen öfters halbe Stunden lang, unter allerhand Bezeugungen der Unterwürfigkeit, begleitet von kläglich lautenden Acclamationen des ſie umringenden Volkes an die hohen Gäſte, obgleich dieſe keines ihrer Worte verſtunden. Drake verweilte, weil eine Ausbeſſer-

ung des ſchadhaft gewordenen Schiffes dieſen langen Verzug nöthig machte, in dem ſichren, guten Hafen, darin er geankert hatte, 36 Tage, und hielt in dieſer Zeit eine ſo gute Mannszucht unter den Seinen, daß das friedliche Vernehmen zwiſchen ihnen und den Indianern nicht nur ungeſtört blieb, ſondern daß dieſe guten Leute den weißen Fremdlingen immer größere Beweiſe ihrer kindlichen Zuneigung gaben. Namentlich ſchienen der Geſang der Pſalmen und die feierlichen Andachtsübungen der Engländer auf ſie großen Eindruck zu machen. Selbſt der Hioh oder der König jenes Volksſtammes, von einer Schaar ſeiner kräftig ſchön geſtalteten Krieger begleitet, machte dem Admiral einen Beſuch und ſetzte demſelben bei dieſer Gelegenheit einen jener kronenartigen Kränze auf das Haupt, dergleichen er ſelber als Abzeichen ſeiner Herrſcherwürde trug. Drake und ſeine Begleiter legten dieſer auch bei den Südſee-Inſulanern vorkommenden Höflichkeitsbezeugung gegen Gäſte, die man ganz beſonders ehren will, eine Bedeutung unter, die ſie allerdings nicht hatte; ſie betrachteten dieſelbe als ein Zeichen, daß der König des Landes ſeine Herrſcherwürde dem Admiral abgetreten habe und dieſer nahm dieſelbe nicht für ſich, ſondern für ſeine Königin und im Namen von dieſer in Empfang.

So unbedeutend in den Augen ſeiner damaligen Landsleute Drakes Entdeckung dieſes Küſtenlandes und die Beſitznahme deſſelben für die Flagge der engliſchen Nation, im Vergleich mit den Schätzen erſcheinen mochte, welche ſein Schiff mit ſich brachte, darf man dennoch ſagen, daß ſie in ihren Folgen der werthvollſte Gewinn für England geweſen iſt, den jene Reiſe unmittelbar getragen hat. Das Oregongebiet iſt ſeitdem unter engliſch amerikaniſchem Schutze Tauſenden von Auswandrern eine Heimathſtätte, ein Ort

der Verſorgung und des Wohlbefindens geworden und ein Punkt des einträglichen Verkehres für die Seefahrer ihrer Nationen.

In gemeinſamer Berathung mit ſeinen Reiſegefährten hatte Drake jetzt den Entſchluß gefaßt, das Suchen nach einer nördlichen Durchfahrt gegen Weſten aufzugeben, und den allerdings ungleich längeren Weg nach Oſten, gegen Aſien einzuſchlagen. Als das Schiff am 23. July die Anker lichtete, da bezeugten es die Wehklagen der freundlich geſinnten Eingebornen, wie ungern ſie ihre Gäſte ſcheiden ſahen. Vom Cap Mendocina bis hinan zum 48. Grad der Breite hatte der Admiral die Küſte des von ihm neu entdeckten Landes in Augenſchein genommen; jetzt wendete er ſich in eine Weite des großen Ozeans, in welcher das Auge, nach gewiſſen Richtungen hin, Wochen, ja Monate lang auch nicht einmal eine Inſel, geſchweige die Küſten eines Feſtlandes erblickt. Erſt am 13. September kam das Schiff, obgleich begünſtigt von dem Winde und von den Strömungen des Meeres zu den Pelew-Inſeln, wo man einige Proviſionen einnahm; am 16. Oktober zu den Philippinen, am 22. ſteuerte es ſüdlich von Mindanao vorüber; in den erſten Tagen des Novembers ging es im Hafen von Ternate vor Anker. Die Stimmung der dortigen Bewohner und ihrer Herrſcher ſchien für ein langes Verweilen der Engländer nicht günſtig, dagegen gewährte ihnen die kleine Krabben-Inſel, an der Oſtſeite von Celebes einen erwünſchten Ort des Ausruhens und der Vorbereitungen für die Weiterreiſe, wo ſie einen Monat lang verweilten.

Wie durch ein Wunder wurde das Schiff auf ſeiner Weiterfahrt, am 9. Januar 1580, wo es mit vollen Segeln von einem kräftigen Wind getrieben auf ein Felſenriff

auflief, von dem Untergang gerettet, der in tauſend andern Fällen unter ſolchen Umſtänden unvermeidlich geweſen wäre. Vergeblich war es, daß man, um das Schiff zu erleichtern, acht Kanonen, einen Theil der Geräthſchaften und einige Tonnen voll Gewürznelken über Bord warf; es blieb feſt auf dem Felſen, wie angewachſen. Feſt aber auch wie auf einem Felſen ruhend, erhielt ſich der freudige Muth des Admirals und ſeiner Mannſchaft. Er ermahnte dieſe zum ernſtlichen Gebet und ſie wie er ſchöpften aus jedem Gebet neue Kraft und Ruhe des Gemüths; mit größter Beſonnenheit wurde alles verſucht, was zur Rettung des Schiffes und ſeiner Mannſchaft führen konnte. Aber Menſchenhülfe ſchien hier umſonſt. Schon hatte man jede Hoffnung auf ein Entrinnen aus dieſer Gefahr aufgegeben, da ſetzte ſich plötzlich der Wind in die entgegengeſetzte Richtung um, und mit dem höheren Anſteigen der Fluth zugleich wurde das Schiff, das in unerwarteter Weiſe durchaus keine Verletzung durch das heftige Aufſtoßen auf den Felſen erlitten hatte, ſo allmählig wieder in das tiefere Fahrwaſſer hinabgeführt, daß es vor der Hand ohne Gefahr ſeinen Lauf fortſetzen konnte. Doch machte dieſes Ereigniß unſre Seefahrer ſo behutſam, daß ſie mehrere Wochen lang faſt immer mit dem Senkblei in der Hand ihren Weg durch das dortige an Klippen und kleinen Inſeln ſo reiche Meer machten.

Die malayiſchen Bewohner einer kleinen Inſel, welche Drake *Baratam* nennt, theilten den Reiſenden von der Fülle der reichen Natur alles mit, was dieſelben begehrten; das Volk von *Java* genoß damals noch unter ſeinen eigenen Radſchas eines Wohlſtandes und eines äußeren Glückes, das ihm jeden Tag zu einem Feſttag machte. Noch waren ſie mit den weißen Fremdlingen, die ſich ſeit mehreren Menſchenaltern in Indien eingedrängt hatten, in keine ſo feind-

folge Berührung gekommen als dies ſpäter geſchah; wie zu den Zeiten der homeriſchen Helden übten ſie eine unbegränzte Gaſtfreundlichkeit an Drake und ſeinen Begleitern aus, für welche es hier wie überall als ein Beweis ihres gegen alle andre Leute außer den Spaniern verſtändigen und guten Benehmens erſcheinen muß, daß ſie ſich ſo viele Liebe zu erwerben und dieſelbe in ungeſtörter Eintracht zu erhalten vermochten. Die 12 Tage, welche die Engländer in dem an geſelligen Freuden, ſo reichen Java zubrachten vergingen ihnen unter beſtändigen Schmauſereien und Beluſtigungen, welche ihre in Liebeserweiſungen unermüdeten Gaſtfreunde ihnen bereiteten.

Drake verließ das ihm und den Seinigen ſehr werth gewordene Java am 25. März und kam ohne alle weitre Hemmung am 15. Juni zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Die portugieſiſchen Seefahrer hatten, zum Theil vielleicht mit Abſicht, ſo übertriebene Gerüchte verbreitet von den Gefahren, welche die Schiffe in der Nähe des Caps durch furchtbare Stürme erleiden müßten, daß Drake und ſeine Leute nicht wenig überraſcht waren, als ſie, wie jener es beſchreibt, an dieſem prachtvoll ſchönſten und für die Schifffahrt beſtem Vorgebirge des ganzen Erdenrundes ſo leicht, ſo glücklich vorüberkamen. Ihr Vorgang machte bald nachher auch den Seeleuten der eignen ſo wie anderer Nationen Muth zu ähnlichen, den allgemeinen europäiſchen Verkehr mit Indien begründenden Unternehmungen und nach wenig Jahrzehenden ſahe man die Flaggen Englands, Frankreichs, der Niederlande und andrer nordiſchen Seemächte in den Häfen, Colonien aus dieſen Reichen an den Küſten von Indien.

In Sierra Leone ging das Schiff am 22. Juli noch einmal vor Anker, nahm hier Lebensmittel und friſches Waſ-

ſer ein, ſetzte dann den ungeſtörten Lauf nach England fort. Nach den genau geführten Tagebüchern unſrer Reiſenden ſollte es Sonntag und der 24. September ſein, als ſie Montags den 25. September in Liverpool landeten, denn da ihre Fahrt, in der Richtung des täglichen ſcheinbaren Laufes der Sonne von Oſt nach Weſten rund um die Erde gegangen war, hatten ſie dabei in unmerklicher Weiſe einen ganzen Tag verloren.

Kaum hatte man vom Lande aus, Drakes Schiff erkannt, da war die ganze Stadt in freudiger Bewegung. Vor zwei Jahren und zehn Monaten hatte der kühne Seefahrer in ſeinem Schiffe, damals der Pelican, jetzt die goldne Hindin genannt, aus demſelben Hafen ſeinen Auslauf genommen; da man ſeit länger als einem Jahre keine Kunde von ihm vernommen, zweifelte man an ſeiner Wiederkehr. Und nun kam Englands großer Seeheld, nachdem er mit ſeinem kleinen, leichten Schiff die ganze Erde umſegelt, alle Welttheile derſelben beſucht hatte, wohlbehalten und glücklich mit ſeinen gleich ihm geſunden Schiffsvolk und mit einer ſolchen Menge der erbeuteten Schätze zurück, dergleichen man ſelbſt im Traume nicht erwartet hätte. Man berechnete den Werth der geſammten Beute, welche Dracke in ſeiner ſchnell und glücklich laufenden goldnen Hindin mit ſich brachte, zu einer Million Pfund Sterling oder 12 Mill. Gulden. Nachdem alle auf die Ausrüſtung der Schiffe und auf ihre Reiſen verwendeten Koſten, alle Soldzahlungen und Geſchenke an die treue, kühne Schiffsmannſchaft, alle Gebühren an die Regierung abgetragen und berechnet waren, blieb noch ſo viel übrig, daß Drake ſo wie jeder andre Theilnehmer an dieſer Expedition Sechsundvierzig auf Eines Gewinn zogen. Wer ein Pfund Sterling für die Ausrüſtung beigetragen, der erhielt ſtatt dieſem einen 47 Pfund, wer hun-

dert, empfing 4700. Der gröſseſte Theil dieſes Gewinnes kam Kaufleuten in London und Liverpool in die Hände, aber man darf wohl ſagen, daſs der Vortheil, den die ganze engliſche Nation aus Drakes glänzendem Unternehmen zog, ein noch viel gröſserer geweſen ſey, denn das Volk der Britten iſt ſich von damals an des bedeutungsvollen Berufes bewuſst geworden, den es einſt, als gröſseſte Seemacht der Erde für alle Länder und Völker erlangen ſollte; es hat in Drakes ritterlichen Thaten, an welche bei der damals herrſchenden Stimmung gegen Spanien ein andrer Maaſsſtab angelegt wurde als der ſtreng moraliſche, ſeine eigenen Kräfte und ihren rechten Gebrauch kennen gelernt.

Wie ſehr auch die kluge Königin Eliſabeth bemüht war den offenen Ausbruch eines Krieges mit Spanien ſo lang als möglich zu vermeiden und ſo abgemeſſen und zurückhaltend deshalb auch ihr Benehmen gegen den groſsen Seehelden bei dem erſten Empfang war, konnte ſie dennoch der Aufregung des allgemeinen Enthuſiasmus, womit Drake im ganzen Lande empfangen wurde, nicht lange widerſtehen; ſie nahm am 4. April 1581 auf der damals bei Deptford vor Anker liegenden goldenen Hindin ein Mittagsmahl ein, welches die Fülle der köſtlichſten Speiſen und Getränke mit einem geſchmackvoll angewendeten äuſsern Glanze vereinte; nach der Tafel ertheilte ſie dem Helden der Nation die Abzeichen der Ritterwürde mit der Aeuſserung: daſs ſeine Thaten ihm eine gröſsere Ehre brächten als der Titel, den ſie ihm verliehen. Und als, bei dem ungeheuren Andrang des Volkes die bretterne Brücke brach, welche vom Ufer des Fluſses nach dem Schiffe geſchlagen war und von den mehreren hundert Menſchen, welche dabei ins Waſſer fielen, auch nicht ein einziger beſchädigt worden war, da ſchrieb ſie dies dem beſonderen Glücke zu, das den Dracke und ſein Schiff

auf der ganzen Reiſe um die Erde begleitet hatte. Dieſes Schiff, ſo befahl ſie, ſolle zum Andenken an das ruhmwürdige Unternehmen, bei welchem es diente, aufbehalten werden, und noch jetzt beſitzt die Univerſität Cambridge einen Stuhl, der aus dem Holzwerk der erſt nach vielen Menſchenaltern aus einander gefallenen „goldenen Hindin“ gefertigt iſt. Die Anforderungen der Spanier wurden von Eliſabeth anfangs mit etwas Geld, dann aber mit einem Verweis abgefertigt, den ſie jener engherzigen, gegen Leute aus dem engliſchen Volke öfters ſo grauſamen Nation darüber gab, daß ſie ein gewaltſam in Beſitz genommenes fernes Land, mit all ſeinen natürlichen Schätzen, als ein ihr ſo ausſchließend angehöriges Eigenthum betrachten wolle, daß allen andern Nationen der Verkehr dahin bei Lebensſtrafe unterſagt ſey. Drake hatte bei all ſeinen Freibeuterthaten ſeine Hand niemals mit dem Blute eines gefangenen Spaniers befleckt, ſondern er und ſeine Leute hatten die Feinde ihrer Nation mit Schonung behandelt und bei erſter Gelegenheit ſie frei gelaſſen. Was aber den Verluſt des königlich ſpaniſchen Schatzes betraf, ſo war durch die Königin eine künftige Zurückerſtattung nicht abgewieſen, obgleich England, ſeit den Regierungsjahren der Königin Maria, an König Philipp von Spanien, für deſſen Aufwand und Krieg mit Heinrich II. von Frankreich ungeheure Summen erpreßt worden waren, Forderungen zu ſtellen habe, die jenen Verluſt an Gold und Silberbarren unvergleichbar weit überſtiegen.

In Spanien jedoch begnügte man ſich nicht mit den, nach Eliſabeths Weiſe, weit hinaus geſchobenen Ausſichten auf künftige Vergütung; man legte Beſchlag auf alle engliſche Schiffe und Handelswaaren, welche in die Hände der Spanier fielen. Da rüſtete England mit Wiſſen und Willen der Königin, welche hiezu 2 ihrer Schiffe gab, eine

Flotte von 25 Segeln aus, welche eine nicht unbedeutende Kriegsmacht mit ſich an Bord nahm. Drake war Admiral der Flotte; ſein Vizeadmiral der berühmte Seemann Frobiſcher, ſein Generallieutenant der nicht minder rühmenswerthe Carlile. Am 15. November 1585 landete die Flotte an den Capverdiſchen Inſeln, um die dortigen Portugieſen (ſeit der Beſitznahme ihres Landes durch Spanien im J. 1581 Unterthanen König Philipps) durch eine ihnen auferlegte Geld-Schatzung für die Grauſamkeit zu züchtigen, die ſie an mehreren engliſchen Unterthanen verübt hatten. Schon hier raffte ein bösartiges Fieber, in Folge des ungewohnten Klimas einige Hunderte der Seeleute und Soldaten hin, doch waren die kriegeriſche Stimmung und der Muth bei dem ganzen, jetzt etwa noch 1000 Mann ſtarkem Heer der Landtruppen und Seeleute noch ſo ungeſchwächt geblieben, daß ſie die mächtigſte Stadt welche die Spanier in Weſtindien beſaßen: Domingo mit leichter Mühe eroberten und außer der andern, nicht ſehr bedeutenden Beute eine Ablöſungsſumme von 25,000 Ducaten bezogen. Beſſer als Domingo war zwar Karthagena vertheidigt, doch mußte auch dieſe Stadt den Engländern ſich ergeben, denen übrigens hier mehr als alle anderen Feinde das gelbe Fieber, oder die Calentura, ein Hinderniß für die weiter beabſichtigten Unternehmungen gegen die Silberniederlagen in Nombre de Dios und Panama in den Weg legte. Denn es waren an jenem bösartigen Fieber gegen 700 Mann geſtorben oder, zum Theil auf immer, durch die Folgen der Krankheit, für den Dienſt unbrauchbar geworden. In einem Kriegsrathe wurde jetzt die Heimkehr nach England beſchloſſen, an deſſen Küſte die Flotte im Juli 1586 landete.

Obgleich die Ausbeute, welche dieſe Expedition an 240 eroberten Kanonen, baarem Geld u. ſ. w mit ſich brachte,

nicht ganz gering war, ſtund ſie dennoch in Beziehung auf die angewendeten Streitkräfte und Mittel in gar keinem Verhältniß mit jener, welche die goldne Hindin durch ihr kleines Häuflein muthiger Seeleute gewonnen und heimgeführt hatte. Uebrigens brachten die Engländer damals aus Weſtindien die Sitte des Tabakrauchens mit ſich, welche ſeit 1586 in ihrem Vaterlande einheimiſch wurde und bald hernach über die meiſten Länder von Europa bis in den fernen Oſten von Aſien ſich ausbreitete.

### 4) Die entſcheidende Völkerſchlacht auf dem Meere.

So wie Drakes Lebensalter jetzt zur höchſten, männlichen Reife gekommen war, ſo ſollte auch ſeine Wirkſamkeit zum Beſten des Vaterlandes jetzt in ihren männlich vollendetſten Thaten ſich kund geben. Die Gelegenheit hierzu hätte für einen Seemann wie er es war, keine mächtiger auffordernde und günſtigere ſeyn können. Philipps II. Plan auf England, das er früher, als Gemahl der Königin Maria wie ein zu ſeinem Reiche ſchon gehöriges oder doch in der Folge gehörendes betrachtet hatte, die Aeußerungen ſeines bittren, perſönlichen Haſſes gegen die jetzige Königin Eliſabeth, die ſeine Hand verſchmäht und in andrer Weiſe ſeine Anſichten feindlich ſich bewieſen hatte, waren bisher nur durch Spaniens ſchwere Kriege mit den Niederländerr und auch mit Frankreich, darnieder gehalten und verhindert worden. Eliſabeth hatte, zum Theil in augenfälliger Weiſe, Spaniens Feinde, die Niederländer, bei ihren Befreiungskriegen unterſtützt, die Seehelden ihrer Nation, vornämlich Drake und Thomas Cavendiſh hatten, mit ihrer offenen oder geheimen Zuſtimmung Feindſeligkeiten verübt, welche zunächſt die ſpaniſche Krone trafen, endlich ſchien es jetzt Zeit mit der gan-

zen Macht, die dem Könige über die reichſten Länder der beiden Halbkugeln zu Gebote ſtund, einen entſcheidenden Schlag auszuführen, welcher die erſt im Aufkeimen begriffene, engliſche Macht vernichten, und das Land der kühnen Britten dem ſpaniſchen Scepter unterwerfen mußte, dem daſſelbe von Rom aus als Eigenthum bereits verliehen war. Zurüſtungen von rieſenhaft weitem Umfange, zur Herſtellung einer ſpaniſchen Flotte wurden gemacht, welcher alle vereinte Flotten Europas, ja aller Reiche der Erde nicht gewachſen ſeyn ſollten. Gegen wen dieſe Zurüſtungen gerichtet ſeyen, das blieb kein Geheimniß, und ſprach ſich unverholen in den hochmüthig drohenden Aeußerungen ſelbſt der ſpaniſchen Geſandten und Geſchäftsträger aus. Die Königin Eliſabeth ſahe nicht ohne Furcht und Sorgen das Ungewitter aufſteigen, das über das Meer her ihrem Reiche drohte. Aber ihr zur Seite ſtund eine andre Macht, die in geiſtiger, wenn auch nicht in leiblicher Ueberlegenheit mit der ſpaniſchen den Kampf aufnehmen konnte. Dies war der religiös = patriotiſche Sinn, der ritterliche Geiſt, welcher in ihrem Volke erwacht und namentlich durch ſolche Vorgänger wie Drake belebt und geſtärkt worden war. Englands Adel ſo wie ſein Bürgerſtand traten, ohne daß es hiezu einer Aufforderung bedurfte, zum Kampf für ihre Königin, für ihr Vaterland auf; Privatleute rüſteten auf eigne Koſten einzelne Schiffe, ja ganze Geſchwader von Schiffen aus.

Eines dieſer Geſchwader, das aus 26 Schiffen der Stadt London und aus fünf königlichen beſtund, ward im Frühjahr 1587 dem Commando unſers Sir Franz Drake übergeben, damit dieſer die Zurüſtungen der Spanier ſo wie der ihnen verbündeten Portugieſen beobachten, jene Zurüſtungen ſo viel als ihm möglich verhindern und zu nichte machen, zugleich auch durch ſeine Angriffe auf die Weſtküſte

von Spanien die Macht des Herzogs von Parma von den Niederlanden abziehen möge. Die Heldenkühnheit ſo wie die Thaten des großen Seehelden, durch welche die Geſchichte ſeines damaligen Unternehmens ſich auszeichnet, ſind von ſo außerordentlicher Art, daß die Geſchichte der Völkerkriege nur wenig Züge von gleicher Bedeutung aufzuweiſen hat. Unverſehens, wie ein Blitzſtrahl aus blauem Himmel, fuhr ſein Geſchwader verheerend, zuerſt in die Schiffswerfte von Liſſabon, dann in den Hafen von Cadix hinein. Dort, auf der Rhede, wo er vom Lande her dem Geſchütze der Feſtung, auf dem Meer aber von allen Seiten dem Geſchütz einer der ſeinen weit überlegenen Kriegsmacht ausgeſetzt war, nahm, verbrannte und zerſtörte er in einem einzigen Tage 60 bis 100 Schiffe, darunter 6 bis 7 von tauſend Tonnen Tragkraft, und von einer Größe waren, wie man ſie in damaliger Zeit noch niemals geſehen hatte. Alle dieſe Schiffe waren beladen mit dem Material zum Bau und zur Bewaffnung der großen königlich ſpaniſchen Flotte und mit andren für dieſelbe unentbehrlichen Proviſionen. Mit derſelben Schnelligkeit, in der er gekommen, wendete er ſich hierauf von Cadix hinweg zu den Häfen von Algarve und Alenteja, wo er in gleicher Weiſe Alles vernichtete, was zur Ausrüſtung der Armada beſtimmt war. Selbſt noch auf ſeiner Heimkehr gelang es ihm, zum Lohne für die großmüthigen Opfer, welche die Theilhaber an dem Unternehmen bei der Ausrüſtung des Geſchwaders gebracht hatten, ein portugieſiſches Schiff hinweg zu nehmen, welches mit Indiens werthvollſten Schätzen ſo reich beladen war, daß die aufgewendeten Koſten der Privatleute wie der Königin mit überfließenden Zinſen davon bezahlt werden konnten, und daß nur ſelten eine andre von den Engländern gemachte Beute jenem Oſtindienfahrer am Werthe gleich kam.

Drakes, mit eben ſo bewundernswürdigem Glücke als Seehelden-Talent ausgeführtes Unternehmen war für England von überaus wichtigen Folgen. Die vollendete Ausrüſtung der ſpaniſchen Armada war dadurch um ein ganzes Jahr verſpätet worden, eine Zeit, welche England unter der Leitung ſeiner Königin und ihrer Miniſter aufs Beſte für Gegenrüſtungen zu Waſſer und zu Lande verwenden konnte. Vorkehrungen, welche um ein Jahr früher, vielleicht dennoch ungleich weniger wirkſam geweſen wären, weil nicht die engliſche Seemacht allein den Sieg über den mächtigen Feind entſchied, ſondern mit ihr zugleich die Macht der Elemente, die Gewalt jener ungeheuren Stürme und Ungewitter im Bunde war, mit deren Ausbruch im Sommer von 1588 der Angriff der ſpaniſchen Armada auf England zuſammenfiel.

Der Kampf, welcher im Jahr 1588 mit ſo ungleichen Kräften gekämpft und in ſo unerwarteter Weiſe entſchieden wurde, war ein ſolcher, der nicht nur für ein oder zwei Völker in Europa, ſondern welcher in ſeinen Folgen für alle Länder und Völker der Erde von höchſter Bedeutung werden ſollte. In England allerdings hatte man die Küſte, da wo dies am nöthigſten ſchien, mit Soldaten und mit Geſchütz beſetzt; der vermögende Theil der Nation hatte aus eignen Mitteln Schiffe für Königin und Vaterland ausgerüſtet, deren Zahl mit den königlichen zuſammen ſich auf 140 belief; aber was war dies Alles Spaniens Macht gegenüber, welche ihren Thron auf drei Welttheile gegründet hatte. Die Armada, welche man nur unter dem Beinamen der unüberwindlichen kannte und auf deren Ausrüſtung Spanien 60 Millionen Thaler verwendet hatte, führte auf ihren rieſenhaft großen Schiffen, deren Tragkraft auf 60000 Tonnen geſchätzt war, 3000 Kanonen; die engliſche Flotte,

welche in der Weiſe von Drakes weltumſeglenden Fahrzeug, aus ungleich kleineren, dabei aber leichter beweglichen Schiffen beſtund, deren geſammte Tragkraft höchſtens zu 30000 Tonnen angeſchlagen werden konnte, war nur mit 800 Kanonen verſehen, deren Größe mit jener der Schiffe in Verhältniß ſtund. Dazu lag ein Heer, deſſen Kern aus 30,000 altgedienten, ſpaniſchen Truppen beſtund, zum Schutz und zur Verſtärkung der Seemacht in den Niederlanden bereit.

Die ſpaniſche Flotte ſtund unter dem Oberbefehl eines nicht unerfahrenen Seemannes: des Herzogs von Medina Sidonia. Sie hatte allerdings faſt von den Tagen an, da ſie gegen Ende des Mai von ihrer heimathlichen Küſte auslief, mit Sturm und widrigen Winden zu kämpfen, doch war ihre ganze Macht, als ſie am 27. Juli bei Calais vor Anker ging, noch ungebrochen. Wie ein ungeheurer Wallfiſch, neben den Booten der Wallfiſchfänger, welche dieſem Rieſen des Meeres mit ihren Harpunen zu Leibe rücken, erſchien die zu einer wohlgeordneten Maſſe zuſammengehaltene Armada im Vergleich zu der Flotte der Engländer. Aber dieſe war von Seehelden geführt und von Schaaren bemannt, welche mit Begeiſterung und in innigſter Eintracht für die Rettung ihres Vaterlandes und ſein Heil kämpften. Denn der tapfere, edle Lord Effingham als Oberadmiral hätte nur einen Willen mit ſeinem allerdings ungleich erfahreneren und einſichtsvolleren Unteradmiral; dem Franz Drake, auf deſſen großartigen Charakter allerdings hier, wie bei jeder andern Gelegenheit, ſein freundliches, treumeinendes Benehmen gegen all ſeine Mitbefehlshaber und Offiziere ein ſehr günſtiges Licht fallen läſſet.

Die engliſchen Schiffe waren, ſeit dem Eintritt der Armada in den Canal immer, wie muthige Jagdhunde

die einen Elephanten hetzen, neben dieſer geblieben, hatten, wo ſie ihren Vortheil erſahen, Angriffe gewagt und den Feinden ſchon manchen Schaden zugefügt. Der Hauptſchlag jedoch, der Englands Rettung und Sieg entſchied, geſchahe in der Nacht vom 20. Juli, in welcher die Engländer, vornehmlich durch Drake geleitet, mit unerhörter Kühnheit die geſchloſſenen Reihen der feindlichen Kriegsſchiffe durchdrangen; denen ſie durch ihre Brander, noch mehr aber durch die wohlberechnete Anwendung ihrer Kanonen furchtbar wurden. Ihre, zu ſchnellen Wendungen geeigneten, geſchwindſeglenden Schiffe, waren eben ſo raſch bald hier, bald da zum Angriff der rieſenhaften feindlichen Waſſerburgen bei der Hand, als aus dem Bereich der gegen ſie gerichteten Kanonenſalven entſchlüpft. In dem mehrtägigen Seetreffen wurde manches ſpaniſche Schiff genommen, andre verbrannt und in den Grund gebohrt, bis der noch immer mächtige Reſt der großen Flotte, gleich wie beſiegt, von einem Südwind begünſtigt, ſich aus dem Kanal hinaus nach Norden zurückzog. Drakes Schiff war in der hitzigen Schlacht vom 29. Juli von 40 Kanonenkugeln getroffen und durchbohrt worden, davon 2 durch ſeine Kajüte drangen. Ein großes ſpaniſches Schiff darin Don Pedro de Valdez mit 50 Offizieren vom höchſten Adel ſich befanden, war von Drake erbeutet worden; die Mannſchaft deſſelben ſchien entſchloſſen, lieber mit den Waffen in der Hand zu ſterben, als ſich zu ergeben, als man ſie jedoch in Franz Drakes Namen aufforderte die Waffen zu ſtrecken, da leiſteten ſie keinen Widerſtand mehr, denn ſagten die Offiziere, wir wiſſen, daß dieſer Mann nicht bloß der tapferſte, ſondern auch der großmüthigſte Engländer iſt; ein Solcher der ſeine Gefangenen ehrt und ſchont. Man fand in dieſem Schiffe 55000 Ducaten, welche Drake großmüthig unter ſeine Mannſchaft ver-

theilte; im darauf folgenden Jahre löſten die Gefangenen ſich mit einer Summe von 3500 Pfd. St.

Was die Waffen der Engländer noch nicht vollendet hatten, das thaten die Stürme des Meeres, von den 143 großen Kriegsſchiffen der Armada kehrten nur 53 in ſehr beſchädigtem Zuſtand nach Spanien zurück, welches damals den Völkern die Lehre gab, daß keine Menſchenmacht unüberwindlich ſey, die ſich in ihrem hochfahrenden Wahn als eine ſolche rühmt.

## 5) Drakes letzte Unternehmungen.

Drakes Waffenglück und ſein Waffenruhm hatten in den ſiegreichen Seeſchlachten von 1588 ihren höchſten Gipfel erreicht. Er hatte nun das Werk ſeines Lebens, als einer der erſten Begründer von Englands Weltherrſchaft und als Retter des Vaterlandes aus ſeiner dringendſten Noth vollbracht und es wäre wünſchenswerth für ihn geweſen, wenn er jetzt aus dem Schauplatz der großen Thaten ſich zurückgezogen und zur Ruhe begeben hätte. Für ihn ſelber jedoch, für das Reifen ſeines eignen innren Weſens mag die Schule der Demüthigungen, in die er von hier an geführt wurde, nicht ohne wohlthätigen Einfluß geblieben ſeyn.

Denn eine ſolche Schule der Demüthigungen war es im hohen Grade, als Drake, er als Admiral der Flotte, Norris als Heerführer der jene begleitenden Landtruppen mit einem Heer von 20000 Mann im J. 1589 vergeblich die Wiedereinſetzung des Don Antonio auf den portugieſiſchen Thron verſuchten, und zuletzt, nach einem Verluſt von 6000 Mann, ohne den mindeſten Vortheil erlangt zu haben, nach England zurückkehren mußten. Drake konnte bei dieſer Gelegenheit aus eigner Erfahrung ſich davon überzeugen, daß das

Urtheil der Menge weniger durch das wirkliche Verdienſt als durch das Glück eines Mannes ſich beſtimmen läßt, denn erſt jetzt durfte der Neid es wagen gegen den großen Seehelden laut zu werden, dem man durch vielfache Entſtellungen des wahren Verlaufes der Sache, das Mißlingen des Unternehmens faſt allein Schuld geben wollte.

Bei dieſem Allen blieb Drake dennoch der Held ſeiner Nation und im Beſitz des höchſten Vertrauens ſeiner Königin. Ein Zeichen dieſes Vertrauens der Nation wie der Herrſcherin war es, daß man im Jahr 1595 den kühnen Weltumſegler an die Spitze jener kriegeriſchen Unternehmungen ſtellte, welche England gegen das ſpaniſche Weſtindien im Sinne führte. Die Königin hatte ſechs, Privatleute hatten ein und zwanzig Schiffe zu dieſer Expedition ausgerüſtet; die Zahl der Mannſchaft, an Soldaten und eigentlichen Seeleuten, betrug jedoch nur 2500; außer Drake, der einen großen Theil ſeines Vermögens der Förderung dieſes Unternehmens zum Opfer brachte, führte neben ihm der alte achtzigjährige Seemann *Hawkins* die Leitung des Ganzen. Dieſe beiden Männer hatten in früherer Zeit mit geringen Streitkräften Spaniens amerikaniſche Beſitzungen in Furcht und Schrecken geſetzt; ſie, und mit ihnen nicht nur die unmittelbaren Theilnehmer an der Ausrüſtung, ſondern ein großer Theil der engliſchen Nation hielten es für nicht unmöglich, der unumſchränkten Herrſchaft einer ihnen feindlichen Macht, auf der weſtlichen Halbkugel, eine bleibende Gränze zu ſetzen. Zunächſt übrigens ſchien der alte Hawkins die Befreiung ſeines Sohnes aus der Gefangenſchaft im ſüdlichen Amerika, die Geſellſchaft der Privatleute aber, die ihr Geld an den Kriegszug gewendet, mit der Königin zugleich ihr Abſehen auf jene Beute gerichtet zu haben, die

man bei der Hinwegnahme von Nombre de Dios und anderer Ausfuhrplätze der Silberflotten zu ergreifen hoffte.

Von ſpaniſcher Seite war man indeß auch ſeither ungleich vorſichtiger geworden, als man das früher geweſen. Man wußte in Madrid ſehr gut, zu welchem Zweck die kleine engliſche Flotte beſtimmt war, deren Macht in Plymouth ſich verſammelte; es gelang mit leichter Mühe dem Gerücht Eingang am engliſchen Hofe zu verſchaffen, daß eine neue Armada in Kurzem heranrücken werde und hierdurch das Auslaufen von Drakes Geſchwader zu verſpäten, ſo wie den Lauf deſſelben, durch andre Gerüchte, von ſeiner geraden Bahn abzulenken. Die hierdurch gewonnene Zeit wurde von den Spaniern in Weſtindien aufs möglichſt Beſte benutzt, um die feſten Poſten und Häfen an der Küſte in guten Vertheidigungsſtand zu ſetzen und die aufgehäuften Vorräthe der edlen Metalle ſo wie alle andre Waaren von Werth in gute Sicherheit zu bringen. Auch lagen allenthalben wohlbewaffnete ſpaniſche Schiffe zum kräftigen Empfang der Feinde bereit.

Als das engliſche Geſchwader im September 1595 Weſtindien erreicht hatte, da wurde ſogleich eines ſeiner Schiffe, bei Portorico von den Spaniern hinweggenommen. Dieſes unerwartete Ereigniß brach den vormals nie gebeugten Muth des alten Seemannes Hawkin ſo ſehr, daß er in ein Fieber verfiel, an welchem er wenige Wochen nachher ſtarb. Seine Stelle nahm Sir Thomas Baskeville ein, welcher gleich in der Nacht nach Hawkins Tode, mit Drake in Uebereinſtimmung, einen kühnen Angriff aus Portorico, unter deſſen Kanonen das engliſche Geſchwader lag, beſchloß. Während aber die Offiziere in Drakes Kajüte beim Abendeſſen ſaßen, ſchlug eine Kanonenkugel unter ſie herein, tödtete den Sir Nicolas Clifford, verwundete den Brutus Browne

tödtlich und traf den Stuhl, auf welchem Drake, „ſo eben ſein Glas Bier trinkend“ ſaß. Und als nun der Angriff auf dieſe Feſtung, ſo wie bald hernach auch auf andre ſpaniſche Poſitionen verſucht ward, da fanden die Engländer eine ſo unerwartet kräftige Gegenwehr, Mauern von ſo großen Geſchützen, von ſo zahlreicher Beſatzung vertheidigt, daß ſie, wo nicht ganz zurückgeſchlagen, doch nur mit großem Verluſt und Kraftaufwand in den Beſitz der Städte gelangten, in denen ſie nichts mehr fanden als leere Häuſer oder Haufen von Trümmern. Auch ein Verſuch des Thomas Baskeville, mit einer Macht von 750 tüchtigen Soldaten durch die Landenge von Panama nach der Weſtküſte von Amerika vorzudringen, ein Verſuch welcher dem Drake 20 Jahre vorher ſo leicht und mit ſo glücklichem Erfolge gelungen war, wurde durch die Wachſamkeit der ſpaniſchen Musketiere, die den Fremden im Dickig der Wälder auflauerten, ſo gänzlich vereitelt, daß die Engländer mit großem Verluſt und ohne allen Erfolg den Marſch, bereits auf halbem Wege, aufgeben mußten.

Schon einige Wochen vorher als Drake von ſeinem ſterbenden Waffengefährten, dem Thomas Browne den letzten Abſchied nahm, ſprach ſein Mund die Ahnung aus, daß ſeine Kraft ihrem Sinken nahe ſey. Das letzte Mißlingen aller Pläne, welche dem diesmaligen Unternehmen zu Grunde lagen, durch Baskevilles Niederlage, griff die ſonſt ſo kräftige Natur des kühnen Seemannes ſo tief, an ihrer innerſten Wurzel an, daß ſeine Geſundheit, welche bis dahin in Hitze wie in Froſt, in Sturm und Wetter ſo trefflich Stand gehalten, dem Einfluß des Klimas unterlag; er ſtarb an einer ſchnell zum tödtlichen Ausgang eilenden Dyſenterie am 28. Januar 1596, in ſeinem 57. Lebensjahre. Eine Stunde vor ſeinem Tode ſtund er von ſeinem Lager auf,

kleidete ſich an, murmelte einige unzuſammenhängende Worte, ward dann wieder zu Bette gebracht und verſchied hier ſogleich. Sein Leichnam ward mit allen gebührenden Ehrenbezeugungen nach ſeemänniſchem Gebrauch ins Meer verſenkt, an derſelben Stelle der Bai von *Puerto bello*, an welcher 140 Jahre nachher bei der unglücklichen Expedition von *Hoſier* ſo mancher ſeiner Landsleute das Grab der Wogen fand.

Die Nachricht von Drakes Tod erfüllte ganz England mit tiefem Leid. Sein Name und ſeine Thaten waren ſelbſt im Munde der Kinder; Jünglinge ſahen mit Begeiſterung auf dieſes Vorbild; es gab keine Stadt, ja kaum ein Dorf im Lande, darin nicht einer der Männer lebte, der an dem ſiegreichen Kampfe mit der „unüberwindlichen" ſpaniſchen Seemacht Theil genommen und von dem was Drake hierbei gethan die unmittelbare Kunde vernommen hatte. Die hochbetagten Alten, aus dem Anfang des Jahrhunderts konnten den Enkeln es berichten, was Englands Verkehr auf dem Gewäſſer vor Drakes kühnem Auslauf in die Meere beider Halbkugeln geweſen ſey, und auf das hinweiſen, was er jetzt zu werden angefangen habe.

Ein geiſtreicher Engländer unſrer Tage *) erkennt in Drake, in dem Manne der im Dienſte des Vaterlandes groß geworden, der dieſem Dienſt alle Kräfte ſeines Lebens dahingegeben, das früheſte Vorbild jener engliſchen Heldengeſtalten, welche in ſpäterer Zeit zur See wie zu Land den Ruhm und die Macht ihrer Nation in allen Erdtheilen begründet haben. Wenn Drake auch zuweilen das Selbſtge-

*) Der Verfaſſer der Anzeige von J. Barrow's biographiſchem Werk über Drake im Edinb. Rev. Nr. CLXII.

fühl, welches das unerhörte Glück ſeiner früheren Unternehmungen in ihm geweckt und großgezogen hatte, in einer Weiſe äußerte, die in ihrem Humor ſo wie in ihrem kräftigen Ernſt, für Manche etwas Anſtößiges und Verletzendes haben mochte, ſo gehörte doch auch dieſer Zug zu jenem weſentlichen Element ſeiner Wirkſamkeit, wodurch er ein Mann des Volkes, ein Erwecker der in dieſem ſchlummernden Kräfte und jenes Nationalſtolzes wurde, der in edlerer Richtung ſich entfaltend nachmals ſo Großes geleiſtet hat. Wo es galt dem Ruhm und der Macht des Vaterlandes ein Opfer zu bringen, da ging er mit all den Kräften und Mitteln, welche ihm zu Gebote ſtunden, voran. Der Mann blieb mit felſenfeſter Treue in ſeinem Berufe ſich immer gleich, auch im Unglück verließ ihn niemals ſein freudiger Muth. Zwar that er immer nur das, was ihm das Beſte ſchien, hörte aber auch andre abweichende Anſichten und Rathſchläge mit Ruhe an, welche er, ſo weit ſie irrig waren, weniger mit Worten, als mit der That widerlegte, obgleich er, da wo es galt, eine ſeltne Macht und Gedankenfülle der Rede beſaß.

Wie ſein beredter Mund ſo hatte ſeine ganze äußre Erſcheinung etwas Einnehmendes und Achtung Gebietendes. Er war klein von Geſtalt, dabei aber kräftig gebaut; von breiter Bruſt, wohlgeformtem, runden Haupte, aus deſſen großen Augen ein ſeltnes Feuer ſtrahlte; ſein Haar, wie der ſchöne, volle Bart von lichtbrauner Farbe, ſeine Naturart die ſanguiniſche. Er war zweimal verheirathet, hatte jedoch aus dieſen Ehen keine Kinder; ſein nach allen dem Vaterland gebrachten Opfern noch immer bedeutendes Vermögen, welches vorzugsweiſe in dem Grundeigenthum beſtund, das er zwiſchen Taviſtock und Plymouth angekauft hatte, erbte ſein Neffe, der jüngere Franz Drake. Im

Jahr 1794 ſtarb der letzte dieſes männlichen Stammes: Sir Thomas Drake; das Geſchlecht beſtehet jedoch noch immer, durch weibliche Sprößlinge in mehreren Seitenlinien fort, zu denen auch die Familie Buckland gehörte.

Nicht mit Unrecht ſagt Camden, daß Drake neben ſeinen andern großen Verdienſten um Englands künftigen Wohlſtand auch das gehabt habe, daß er durch die Seekarten, Abriſſe der Küſtengegenden und durch die ſeemänniſchen Tagebücher, welche bei der Eroberung von Fort St. Philipp in ſeine Hände fielen und von ihm nach England gebracht wurden, der Schiffahrt ſeiner Nation nach Oſtindien die Bahn gebrochen und hierdurch den erſten Grund gelegt habe zu der Geſtaltung und allen ſpäteren Unternehmungen der engliſch-oſtindiſchen Compagnie. Die erſte Geſchäftsreiſe der Engländer nach Oſtindien wurde ſchon im J. 1591 unter der Leitung des Capitän Lancaſter und Capitän Raymond unternommen, in derſelben Zeit da der Seefahrer Cavendiſh ſeine zweite Reiſe nach der Südſee machte.

Auch durch zwei andre, noch jetzt beſtehende Werke hat ſich Drake ein Denkmal in ſeinem Vaterlande geſetzt. Das eine iſt die Waſſerleitung, welche das Trinkwaſſer von einem reichen, ziemlich abgelegenen Bergquell nach Plymouth führt; ein für jene Zeit ſo bewundernswürdiges Unternehmen, daß unter dem phantaſiereichen Volke des Landes die Sage beſtund, der berühmte Admiral habe durch einen Bund mit dem Satan es bewirkt, daß, indem er auf ſeinem Roſſe in Gallopp vorantritt, das Waſſer den Fußtapfen des Pferdes folgen mußte. Das andre Werk iſt das Legat von Chatam, dazu auch Hawkins einen Theil ſeines Vermögens, Drake jedoch das Meiſte beitrug; eine Stiftung, aus deren Renten alte, oder ſonſt zum Dienſte nicht mehr brauchbare

Seeleute unterhalten und verſorgt werden. Die Jahreszinſen jenes wohlthätigen Legates ſind allmälig ſo angewachſen, daß im J. 1814 mehr denn 30,000 hülfsbedürftige Seeleute ſo wie Wittwen und Waiſen dieſes Standes daraus unterſtützt werden konnten.

Ein ſolcher Mann, mächtig an Geiſt und Willenskraft, edel an Gemüth, voll Liebe zu ſeinem Volke, war Franz Drake; bei all ſeinen äußern Rauheiten und jenen Schattenſeiten, welche der herrſchende Geiſt der Zeit an ſeiner Natur hervorrief. Er hatte einen eigenthümlichen Beruf für ſeine Nation empfangen, den er auf all ſeinen ſonderbar ſich verſchlingenden, unſre Anſichten durchkreuzenden Lebenswegen feſt im Auge behielt: weil er auf eine höhere Macht als die der Menſchen iſt, vertraute, welche dieſen Beruf ihm tief ins Herz legte und zur Vollführung deſſelben Glück und Gedeihen gab. Wo er fehlte und unrecht that, da fehlte er nicht für ſeine Perſon allein, ſondern mit ſeiner ganzen Zeit, mit deren Vorurtheilen und Einſeitigkeiten er groß gezogen und verwachſen war.

## II.

# Züge aus dem Leben des James Meikle.

Wie in der Kühle des Abends, nach einem heißen Tage der Ernte, bei dem milden Lichte des Mondes, unſre äußren Sinne ſich erquicken, ſo findet auch der innre Sinn ein liebliches Ausruhen, wenn er ſeinen Blick von der Betrachtung großer, blutiger Thaten eines Helden der Geſchichte zu dem Bilde eines Menſchenlebens wendet, das, wenn auch vor der großen Welt verborgen und in der Geſchichte unbekannt, ein in ſeinem Gott vollkommen zufriedenes, ſeliges, in ſeinem kleinen Kreiſe fruchtbares und geſegnetes war. Ein ſolches Leben iſt das geweſen, von deſſen ſtillem Verlaufe wir hier Einiges berichten wollen.

Die Leute zu Carnwath in Schottland erzählen noch jetzt gerne von einem ihrer Landsleute, von dem James Meikle, geweſenen Schiffschirurgen bei der königlich großbrittaniſchen Flotte und rühmlichſt bekannten Volksſchriftſteller, obgleich es ſchon länger als vierzig Jahre iſt, daß derſelbe alt und lebensſatt in ihrer Mitte ſtarb *). Wer

*) James Meikle war am 19ten Mai 1730 zu Carnwath im obern Clydesthale geboren und ſtarb eben daſelbſt am 7ten Dezember 1799. Die bekannteſten ſeiner im edelſten Sinne

den Herrn Meikle noch in ſeinem 70ten Jahre ſahe und ihn ſo im Allgemeinen von den Schickſalen ſeiner vergangenen Jahre ſprechen hörte, der konnte nichts Anders meinen, als daß dieſer heitre, immer vergnügte Mann ſein ganzes Leben hindurch dem Wohlergehen im Schoße geſeſſen; daß er, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, ein wahres Glückskind von Jugend auf bis zum Alter geweſen ſey. Das junge Volk, das die Welt noch nicht geſehen hatte und doch gern ſie zu ſehen wünſchte, konnte ihm Stundenlang mit Vergnügen zuhören, wenn er von ſeinen ſchönen Seereiſen nach Süd und Nord, von ſeinen Wanderungen auf der Inſel St. Helena, von ſeinem Aufenthalt an den Küſten von Frankreich, Spanien und Italien erzählte, oder von dem Genuſſe, welchen ihm hin und wieder ſelbſt das Verweilen auf einem Meeresfelſen gewährte, deſſen Dach der heitre, tiefblaue Himmel des Südens war. Wen die Kriegsthaten ſeines Volkes erfreuten, der konnte genug zu ſeiner Ergötzung vernehmen, wenn der Alte von den glänzenden Siegen ſprach, welche die engliſche über die franzöſiſche Flotte, namentlich im J. 1759 errungen hatte. Er ſelbſt war damals, am 20. November, Augenzeuge und Theilnehmer des gefahrvollen Kampfes und ſeines glücklichen Ausganges geweſen, und wer konnte mit lebendigeren Farben als er es ſchildern, wie der Portland (ſo hieß das Linienſchiff, auf dem er diente) mit 5 andern,

---

des Wortes wahrhaft volksthümlichen Schriften ſind: der Wandrer; die Lieder zu Land und zu Meere; die Freuden des Einſamen; der Chriſt; dann ſein vielverbreitetes und geleſenes Monatsblatt. In all dieſen Schriften zeigt ſich der kindlich chriſtgläubige Sinn des Verfaſſers; ſein Herz voll inniger Liebe zu Gott und den Brüdern; voll Hoffnung und freudigem Vertrauen.

kleineren Schiffen, ſchon von der franzöſiſchen Flotte umringt, verloren ſchien, als auf einmal ein Matroſe im Maſtkorbe das Herannahen der engliſchen Flotte unter Admiral Hawke verkündete und bald hernach einer der vollkommenſten Siege erfochten ward, deren Englands Seemacht ſich rühmen kann.

Aber auch durch andre Züge aus der Geſchichte ſeines Lebens wußte Herr James Meikle Junge wie Alte höchlich zu ergötzen, denn es war nun einmal ſeine Art ſo, daß er, wenn er in ſeine Vergangenheit zurückblickte, immer nur ſolche Parthien derſelben ſahe, welche von den Sonnenſtrahlen ſeiner innren Fröhlichkeit und auch eines äußern Wohlbefindens beleuchtet waren. Wenn er dann von ſeinen früheſten Lebensjahren erzählte, wie er im Hauſe ſeiner frommen Eltern als das fünfte unter ihren zehn Kindern ſo vergnügt geweſen ſey, wenn er von dem großen Landgut bei Hamilton am Clyde ſprach, das ſeiner Familie zugehörte, von den glücklichen, fleißig benutzten Stunden ſeiner erſten Schulzeit, von den ſeligen Erfahrungen, die er als Student in Edinburgh gemacht, von den treuen Freunden, die er gleich bei ſeiner erſten Niederlaſſung daſelbſt in Carnwath gefunden habe, von dem Glück und Frieden ſeiner Ehe, dann konnte der Fremde, der mit Meikles näheren Lebensumſtänden unbekannt war, nichts Anders denken als: „Fürwahr, dieſem Manne iſt ſein ganzes Leben hindurch Alles nach Wunſche gegangen.“ Die Nachbarn und Gefreundete des Greiſes urtheilten freilich anders und es gab nur wenige unter ihnen, welche ihm von Herzen beiſtimmten, wenn er ſein vergangenes Leben in allen Ausdrücken eines dankbaren Gemüthes, als ein ſehr glückliches pries, und welche den Grund ſeines beſtändigen innern Vergnügtſeyns recht begriffen. Denn es war bekannt, daß er von Kindheit an mit gar

mancherlei Noth und Sorgen zu kämpfen gehabt hatte, ja daß, wenn man nur aufs Aeußere ſahe, ſein ganzes Leben eine Kette von Unglücksfällen, fehlgeſchlagenen Hoffnungen und Verluſten Deſſen geweſen ſey, was er auf Erden am liebſten gehabt hatte. Auch fehlte es nicht an Solchen, welche mit oder ohne Abſicht, durch ihre Fragen, in dem aufrichtigen Manne, während derſelbe ſeine Vergangenheit ſo in roſigem Lichte beſchrieb, Erinnerungen andrer Art aufweckten, die zu jenem Lichte einen gar dunklen Schatten bildeten.

So geſchah es wohl, wenn der Greis, etwa bei einer volksfeſtlichen Verſammlung, mit jugendlicher Munterkeit die Herrlichkeiten von Piſa beſchrieb und von dem Vergnügen ſprach, das er während ſeines Aufenthaltes in Livorno dort genoſſen, daß einer der Anweſenden ihn mit der Frage unterbrach: Und nicht wahr, Herr Meikle, das war damals, als Ihnen der große Unfall begegnete, den Sie, von Sturm und Regen geſcheucht, in einem hohlen Baume durch ein artiges Gedicht beſungen haben?

Unfall? fragte der Alte, wollten Sie nicht vielmehr ſagen: unerhörten Glücksfall? denn haben mir nicht gerade damals Sturm und Regen einen Vortheil gebracht, der für mich wichtiger war, als für manchen Andern der Gewinn des großen Looſes in der Londoner Lotterie?

Ei, wie gieng das zu? fragte ein Dritter, bitte erzählen Sie uns doch die Geſchichte von dem hohlen Baume und von dem Gedicht das Sie darinnen gemacht haben.

Nun, ſo ſprach Herr Meikle, die Geſchichte iſt freilich einfach genug. Es war im April 1759, da lag unſer Schiff, der Portland, mit einem ganzen Geſchwader engliſcher Kauffahrteiſchiffe, denen er in damaliger Kriegszeit zum Schutz beigegeben war, bei Livorno vor Anker. Der

ungünſtige Wind ließ uns nicht auslaufen, übrigens war das Wetter ſo ſchön, daß mehrere unſerer Offiziere und Paſſagiere eine Parthie nach dem nahen Piſa vorſchlugen, um dort den berühmten hängenden Thurm und mehrere andere Merkwürdigkeiten der Stadt zu beſehen. Ich war ſogleich bereit an der Parthie Antheil zu nehmen; der nächſte Tag wurde dazu beſtimmt; ich machte mich ſchon am frühen Morgen zu Fuße auf den Weg, um den Andren, welche ritten, einen Vorſprung abzugewinnen, und ich kam faſt zu gleicher Zeit mit ihnen in Piſa an. Da fand ſich alsbald ein Mann ein, der uns herumführen wollte. Wir, ohne uns einen Augenblick zu bedenken, folgten ihm, beſtiegen den ſchiefen Thurm und zogen dann, ohne Ruhe und Raſt, bis ſpät am Nachmittag in der Stadt herum, bis wir alle Sehenswürdigkeiten, die in unſrer gedruckten Beſchreibung verzeichnet ſtunden, angeſchaut hatten. Die Andern, nachdem ſie kaum zum Genuß einiger Biſſen ſich Zeit gelaſſen, ſetzten ſich wieder zu Pferde und eilten fort zum Abendeſſen und zu ihrem Nachtlager auf dem Portland, mir aber, der ich den ganzen Tag, von der Morgendämmerung an auf den Beinen geweſen, that das Sitzen im Wirthshaus ſo wohl, daß ich, da ja der Wind noch immer der Abfahrt ungünſtig ſchien, unbedenklich in Piſa zurückblieb. Ich ließ mir freilich nicht lange Ruhe, ſondern ſchon bei Tagesgrauen war ich am nächſten Morgen wieder auf dem Wege nach Livorno. Aber der Wind hatte ſich während der Nacht verändert, der Portland und das zu ihm gehörige Geſchwader der andern Fahrzeuge hatten die Anker gelichtet; als ich in Livorno ankam, war weit und breit kein engliſches Segel mehr zu ſehen. Jetzt war guter Rath theuer. All das Meinige befand ſich auf dem Portland; ich hatte nichts bei mir, als die leichte Kleidung,

die ich bei meiner Fußreiſe an mir trug; in meiner Taſche nur etwas kleine Münze, an Werth kaum zwei Schillinge. Dabei wußte ich mir in der ganzen Stadt keinen einzigen bekannten Menſchen, keinen Rath und noch weniger ein Mittel, der Flotte, die mit geſchwellten Segeln davon fuhr, nachzukommen. Und was in meiner damaligen Lage das Schlimmſte war: auch meine Stelle als Schiffschirurg, ſammt der Löhnung, die ich nach Beſchluß der Reiſe zu erwarten hatte, war durch mein Zurückbleiben gefährdet.

Es war an einem Freitag Vormittags, als ich ſo verlaſſen auf dem Hafendamm von Livorno ſtund und ins Meer hinaus ſchaute. Endlich wendete ich mich herum nach der Stadt und ſparte nun an dieſem wie am darauf folgenden Tage keine Zeit noch Mühe, um einen Ausweg aus meiner verwickelten Lage zu finden. Aber es war ſchon der dritte Tag und es zeigte ſich mir noch keine Ausſicht zum Weiterkommen. Da gedachte ich: heute iſt Sonntag, da ſollſt du dich all deiner Menſchenſorgen entſchlagen und einmal Dem das Sorgen überlaſſen, dem der heutige Tag vor andern Tagen zu ſeinem Eigenthum geweiht iſt. Und ſo nahm ich denn hier dieſes theure, werthe Buch, meine Bibel zu mir, die mich auf all meinen Wegen begleitet hat, und ging hinaus in ein Gehölz, das ſich ſeitwärts von der Straße nach Piſa findet. Ich kann wohl ſagen, ich war da in meinem Gott vergnügt, ich las und ſang, und obgleich ich geſtern nur ſehr wenig, heute aber, außer einem Trunk friſchen Waſſers noch gar nichts genoſſen hatte, fühlte ich doch weder Hunger noch Durſt. Als aber am Nachmittag ein Ungewitter kam, und der Regenguß mich durchnäßte, da ſetzte mir freilich der rauhe Sturmwind etwas hart zu, indeß fand ſich auch dagegen ein Schutz und Zufluchtsort in einem hohlen Baume, in welchem mir es

bald so wohl und warm zu Muthe ward, daß ich ein Liedlein in meine Brieftaſche ſchrieb, welches die Stimmung eines Pilgrims beſchreibt, der im Lande der Fremdlingsſchaft nichts hat, daran er ſich halten kann, als ſeinen Gott. Die Nachbarn kennen es wohl, es ſteht in meiner Liederſammlung unter der Aufſchrift: „guter Muth im einſamen Exil.“ Indeß hatte ſpäter, am Nachmittag, der Regen nachgelaſſen; ich kam ziemlich erfroren und matt, von meinem faſt zweitägigen Faſten, in der Stadt an. Ich hielt aber an meinem Vorſatz feſt; heute iſt Sonntag, da will ich nichts mit den Sorgen zu thun haben, ſondern ſie Dem überlaſſen, Dem der ganze Sonntag angehört. Ich trat in ein Haus, um mich ein wenig zu erquicken, und hatte da noch gar nicht lang geſeſſen, da kam einer ins Zimmer herein, der die Neuigkeit brachte, daß ſo eben das engliſche Schiffsgeſchwader, das vorgeſtern abſegelte, unter Begleitung des großen Lienienſchiffes Portland wieder auf der Rhede angelangt ſey; der heutige Sturmwind habe ſie nach Livorno zurückgetrieben. Wie mir bei dieſer Nachricht zu Sinne wurde, das könnt ihr euch wohl denken; wenige Stunden vorher hätte mir keine Fiſcherbarke zu Gebote geſtanden und jetzt kam mir Glückskind eine ganze Flotille entgegen.

Für denſelben Abend war es ſchon zu ſpät, und das Meer zu ſtürmiſch zur Ueberfahrt; erſt am andern Morgen konnte ich mich auf einem Fiſcherboot nach der Rhede hinausfahren laſſen. Als die Matroſen auf dem Portland, denen ich gar oft ihr Fluchen und Schwören, ſo wie andre Rohheiten verwieſen hatte, die mir aber demohnerachtet ſehr zugethan waren, mich kommen ſahen, ſchrieen ſie mir ein lautes Willkommen zu, fügten aber demſelben in ihrem ſeemänniſchen Witze die Worte bei: „Kommt nur herauf,

ihr betender T****l, wars doch gerade als wollten uns die Winde ohne euch nicht vom Flecke kommen laſſen.“ Zwei Stunden, nachdem ich wieder am Bord war, erhub ſich ein günſtiger Wind, der uns auch bis ans nächſte Ziel unſrer Reiſe, bis Gibraltar, treu blieb. Der Kapitän ließ mich mit einem leichten Verweiſe über mein ſelbſtverſchuldetes Zurückbleiben, durchkommen.

„So leicht wären Sie bei meinem Kapitän nicht durchgekommen“, ſagte ein Unterſteuermann von der Weſtindienflotte, der ſich ſo eben auf Urlaub zu Carnwath befand. „Ueberhaupt kann ich nicht begreifen, warum Sie nicht auch wie Ihre Geſellſchafter nach Piſa geritten, ſondern zu Fuße gegangen ſind?“

Der Alte lächelte und ſagte: daß ich zu Fuße ging, Herr Unterſteuermann, und nicht ritt wie die Andren, das hatte ſeinen guten Grund; einen Grund, den auch mein guter Herr Capitän ſehr wohl kannte. Die ganze Löhnung, welche ich damals als Schiffschirurg zu erwarten hatte, gehörte nicht mein, ſondern meinen Gläubigern hier in Carnwath, welche mir und meiner armen, alten Mutter in mancherlei Nöthen, die uns, namentlich während meines ſchweren Krankenlagers trafen, Geld geliehen hatten. Die guten Leute waren etwas ungeduldig; ſie hatten mich durch ihr Drängen und Treiben nicht nur ſo weit gebracht, daß ich mein kleines Haus und was darin mein war, hergeben, ſondern auch zum Seedienſt mich bequemen mußte, nur damit ich ihnen eine ſichre Ausſicht zur Zurückbezahlung meiner Schuld geben konnte.

„Ei“, ſo fragte der Unterſteuermann weiter, „wie reimt ſich eine ſolche Härte Ihrer Landsleute mit dem zuſammen, was Sie vorhin von der großen Freundſchaft

rähmiten, die Sie gleich bei Ihrer erſten häuslichen Niederlaſſung hier gefunden hätten?“

Und warum ſollte es das nicht, antwortete Herr Meikle freundlich; hatte ich doch ſeit Jahren nicht mehr an meine Gläubiger, und an das gedacht, was Sie als eine Härte derſelben benannten, bis Sie mich ſo eben durch ihre Fragen darauf brachten; an die treuen Freunde aber, von denen ich vorhin ſprach, denke ich täglich. Was dieſe in ihrer großen Liebe an mir thaten und mir mittheilten, das kann ich ihnen in Ewigkeit nicht genug verdanken, denn dieſe guten Leute hatten Alles, was der Menſch zu ſeinem wahren Glück und Vergnügtſeyn bedarf; Geld und Geldeswerth aber war ihnen knapp zugemeſſen, denn die meiſten von ihnen waren eben ſo blutarm, als ich damals, nach meiner langen, ſchweren Krankheit war.

„Aber“ ſo fragte ein Pächter aus der Nachbarſchaft, „ſprachen Sie nicht von einem Landgute, das Ihre Familie bei Hamilton am Clyde beſeſſen? Ich kann mir wohl denken, was dies für eines war, und weiß auch, daß ſein Einkommen groß genug iſt, um fünf, ja zehn Familien, davon jede zehn Kinder zählte, zu ernähren.“

Ich ſagte nicht, antwortete der Alte, daß meine Familie jenes Gut wirklich in Beſitz und Genuß gehabt habe. Aber es war von Gott und Rechtswegen ein ererbtes Eigenthum meiner Mutter, um welches wir, wie dies Viele hier und in Edinburgh bezeugen können, durch einen Prozeß und ungerechten Richterſpruch gebracht worden ſind. Ich hätte auch unter der jetzigen Regierung unſers guten Königes Georg III. alle Hoffnung, ja ſichre Ausſicht gehabt, mein Recht zu erlangen, aber ich mochte den Prozeß nicht wieder aufnehmen, der, wie ich wußte, meinem armen Vater mehr Sorgen und Geldkoſten gemacht hat,

als ſeine zehn Kinder, auch wußte ich, daß uns kein andres Brod ſo wohl bekommt, als das, was wir im Schweiß unſers Angeſichts eſſen. Ueberdieß war damals, wo ſich die Ausſicht wegen unſrer Rechtsſache beſſer geſtaltete, meine gute Mutter bereits geſtorben, mit der ich mehrmalen Hand in Hand durch die ſchönen Gärten, Felder und Häuſer gegangen war, welche eigentlich ihr zugehörten und der ich, wegen der vielen bittren Stunden, die wir mit einander in Edinburgh zugebracht hatten, noch einen guten Ausgang ihres Erbſchafts=Prozeſſes hätte wünſchen mögen.

„Bittre Stunden in Edinburgh?“ fragte ein gegenüber Sitzender. „Sprachen Sie nicht von ſeligen Stunden, welche Sie während ihrer Studienzeit an jenem Ort genoſſen?“

Selige Stunden? ſo werde ich kaum geſagt haben, wohl aber ſelige Erfahrungen. Und, ſehen Sie, dieſe kann eine Menſchenſeele gar wohl, auch in ſolchen Tagen machen, da ſie mit Thränenbrod und allerhand Trübſal geſpeiſt und getränkt wird. Als ich mit meiner guten Mutter, die der Meinung war, daß ſie daſelbſt ihren Prozeß beſſer betreiben könne, nach Edinburgh gezogen war, wußten wir freilich oftmals nicht, woher wir das Brod für den nächſten Tag, noch weniger, woher wir das Geld für Holz und Hauszins nehmen ſollten. Dennoch hat Gott immer zur rechten Zeit und Stunde geholfen, hat uns jederzeit Mittel und Auswege verſchafft. Und wenn ich ſo bei meinen Büchern und Lieblingsſtudien ſaß, da bin ich, in feſter Hoffnung auf weitre Hülfe, vergnügter geweſen als mancher, der tauſend Pfund jährlicher Renten zu verzehren hat. Ja auch dann, wenns einmal innerlich trüb werden wollte, weil ſich ein Hinderniß nach dem andern der Erfüllung meines Lieblingswunſches, Theologie zu ſtudiren, in den Weg ſtellte, brach immer wieder der

Sonnenſtrahl eines Troſtes in das Dunkel herein, der mich gar fröhlich und mit Allem vergnügt machte.

„Ei ſeht doch“, ſprach ein Andrer, „hat Vater James Meikle einmal Geiſtlicher werden wollen? Nun dazu hätte er, meines Bedünkens, ganz beſonders gut getaugt. Aber wie kam es doch eigentlich, daß Sie in Edinburgh nicht bei der Theologie blieben?

Alles das, ſagte Herr Meikle, was meine ſelige Mutter und ich, bei unſrer erſten Ankunft in Edinburgh noch wegzugeben hatten, das legten wir in die Hände eines jungen Gelehrten, der mir dafür in den Schulkenntniſſen, die für den Uebertritt zum theologiſchen Studium nöthig waren, nachzuhelfen verſprach. Aber dieſer junge Mann machte ſich, aus Gründen die ich nicht weiß, ſobald er die begehrte Vorausbezahlung empfangen, auf und davon, und wir konnten nicht mehr ſo viel Geld aufbringen, um einen andern Lehrmeiſter in den alten Sprachen zu bezahlen. Die Lehrer aber der Arzneikunde und Chirurgie, deren etliche meinen ſeligen Vater gekannt hatten und liebten, machten mirs möglich, alle Vorleſungen ihres Faches umſonſt zu hören, und für dieſes Fach hatte ich mir auch ſchon im Hauſe meines Vaters, der, wie ihr wißt, ſelber ein Wundarzt war, beſſere Vorkenntniſſe verſchaffen können, als bei dem Vagabundenleben in der hieſigen lateiniſchen Schule für die Hülfswiſſenſchaften der Theologie.

„Vagabundenleben?“ fragte der Andre, „hörten wir Sie aber nicht vorhin der glücklichen, fleißig benutzten Stunden Ihrer Schuljahre mit Ruhm gedenken?“

Seht, ſo ſprach Herr Meikle, das geht mir nun einmal ſo, mit meinem Gedächtniß. Was ich vorhin rühmte, das galt den Jahren, die ich hier an unſerer Stadtſchule unter meinem erſten Lehrer zubrachte. Dieſer hat mich wie ein eignes Kind geliebt, und ſich alle Mühe gegeben,

mich recht viel lernen zu laſſen. Aber der gute Mann ſtarb, und es kam ein Andrer an ſeine Stelle, der mich, weil ich arm war — denn meinem Vater koſtete damals der Prozeß wegen des Erbgutes ſeine ganze Einnahme — ſtatt zur Schule und zum Lernen, zum Botenlaufen und zu allerhand andern Geſchäften für ſein Haus benutzte, wobei nur die Füße und Hände, nicht aber mein Kopf in Uebung blieben. Nun, dieß hatte ich längſt vergeſſen, und ich bin heute, ganz ohne es zu merken, darauf gekommen; den guten, ſeligen Lehrer aber und ſeinen Unterricht, dem ich nächſt Gott und meinen frommen Eltern all meine erſte Anleitung zum Guten verdanke, kann ich nimmermehr aus dem Sinne bringen. Daß ich aber nicht Theologie ſtudiren konnte, wornach mein ganzes Sehnen und Trachten ging, das hat mich viele Jahre lang tief betrübt, bis ich am Ende erkennen lernte: daß man auch auf anderm Wege ſeine Nebenmenſchen eben ſo chriſtlich gut belehren kann, als auf der Kanzel, und daß man in ſeinem eigenen Hausſtand und Herzen Gelegenheit genug hat, das Amt eines Geiſtlichen zu verwalten. Denn in meinem Hausſtande that es gar oft Noth, daß der geiſtliche Troſt und Zuſpruch gleich in der Nähe war.

„Wie lange“, ſo fragte ein jüngerer Nachbar, „haben Sie in der glücklichen Ehe mit Ihrer ſeligen Frau gelebt?“

Nur zwei Jahre, antwortete Herr Meikle, dem es dabei wie ein leichtes Gewölk der Wehmuth über ſeine heitre Stirne zog. Kurz vor meiner Verheirathung hatte ich auch meine einzige, theure Schweſter an einer ſehr ſchmerzhaften Krankheit hinſcheiden ſehen. Ich war nun freilich allein mit meinem Kind in der Welt, doch ſind wir niemals verlaſſen geweſen; es war als hätte uns mein frommes, ſeliges Weib den Frieden und Segen, der bei allem war, was ſie ſprach und that, zum Erbtheil hinterlaſſen, und die Küſte,

in deren ſtillen Hafen ich nun bald einzulaufen gedenke, habe ich ſeitdem, auch wenn das Meer ſtürmiſch war, immer vor Augen behalten.

Herr James Meikle ſchwieg, aber ein alter Freund deſſelben, der neben ihm ſaß, nahm das Wort: „Unſer Herr James da“, ſo ſprach er, „hat ſich, ſeitdem er im hohlen Baume bei Livorno ſtak, eine gute Lehre über Wind und Wetter zu eigen gemacht. Es weht uns manchmal auf dem Feſtland unſers alltäglichen Lebens, ein Wind an, der uns ſehr ungelegen kommt, weil er eine und die andre Blüthe von den Bäumen unſers Gärtchens herunterreißt. Derſelbe Wind aber, der das that, kann draußen auf dem weiten Meere, ein Schifflein her, in unſern Hafen führen, das uns ungleich höheren Gewinn bringt, als die Blüthen unſers Baumes uns verſprachen. Vater James hat uns zwar das Wort Gottes niemals von der Kanzel predigen können, wie dies der Wunſch ſeiner Jugendjahre war, er hat uns Allen aber, die wir ihn näher kennen, durch ſeinen Wandel, und vielen Tauſenden unſrer Landsleute durch ſeine Schriften gepredigt. Das Gut, welches ſeiner Familie rechtlicher Weiſe zugehörte, hat er zwar niemals bekommen, wohl aber ein anders, das mehr Werth hat, denn jedes Gut zu Land oder auf dem Meere: ein Herz, das ſelbſt in Kreuz und Leid immer fröhlich und zufrieden iſt, mit den Wegen ſeines Gottes.

---

Für die Leſer dieſer kleinen biographiſchen Skizze, welcher eine ausführlichere engliſche Lebensbeſchreibung zu Grunde lag, fügen wir nur noch die Bemerkung bei: daß der alte James Meikle bis zu ſeinem Ende jugendlich heiter und munter blieb. Wenn ſein Geſpräch, im Kreiſe der

Freunde vielleicht noch öfter als ſonſt auf ſolche Gegenſtände ſich lenkte, welche Tod und Ewigkeit betrafen, ſo fiel dieſes keinem ſeiner Zuhörer auf, denn man war dergleichen Geſpräche an ihm von jeher gewohnt und hörte ſie gern, weil ſich die Gefühle der freudigen Hoffnung und Erhebung, welche dann den Alten beredter, denn jemals machten, auch andern mittheilten und in eine Stimmung des ſüßen Troſtes und des innern Friedens ſie verſetzten, dabei Jeder ſich innig wohlbefand. Sechs Tage vor ſeinem Tode (am 1ten December 1799) ſtund er zu Lanark, bei der öffentlichen Communion ſeinem Amte als Kirchenälteſter, in gewohnter Weiſe vor; am darauf folgenden Tage ſchrieb er noch einen kleinen Aufſatz, für ſein ſo viel geleſenes und an ſo vielen Herzen geſegnetes Monatsblatt und man merkt dieſer Arbeit nichts von einer Krankheitsſchwäche, keinen Mangel, an der früheren Munterkeit ſeines Ausdruckes an. Selbſt noch am letzten Tage vor ſeinem Tode, ſahe man ihn mit Bereitung und Vertheilung von Arzneien für ſeine lieben Kranken beſchäftigt. Und als nun der Tod ſich bei ihm meldete, da empfing er ihn freundlich und ließ ihn nicht lang warten, denn er war ſchon lange zur Abreiſe angekleidet und bereit.

---

# III.

# Johann Baptiſt Tavernier,

## Freiherr von Aubonne.

---

Ein Glücksritter und kühner Abendtheurer wie Franz Drake, der wie dieſer, unter tauſendfältigen Gefahren, die Reiche der Erde durchzogen; doch nicht wie Drake in der Weiſe des allbeſiegenden, zerfleiſchenden Adlers, ſondern eines wandernden Kraniches, der ſich heute da, morgen dort, an den Gaben der Felder und der waſſerreichen Auen ſättiget, und welcher der äußeren, drohenden Gewalt nicht mit eigner, herausfordernder Gewalt begegnet, den Kampf mit ihr nicht aufſucht, ſondern mit Wachſamkeit und Klugheit ſich ihr entziehet und ſo, eine lange Reihe von Jahren hindurch, die ungeſtörte Luſt des Wanderns genießt.

Eine Tagreiſe von Nürnberg, etwa in der Nähe von Hersbruck, oder Sulzbach, hat Tavernier, damals ein etwa 16 jähriger Jüngling, die Laufbahn ſeines Glückes betreten. Und zwar als Reitknecht bei einem Kriegsoberſten, Namens Hans Berner, als dieſer im Jahr 1620 mit Churfürſt Maximilian von Bayern, nach Böhmen zog, um das Land von neuem dem Scepter ſeines Kaiſers zu unterwerfen. Aus dem Reitknecht iſt bald hernach ein königlicher Page, hierauf ein bei den Geſandten der europäiſchen Höfe, dar=

nach ein bei den mächtigſten Herrſchern des Morgenlandes, hochgeachteter Geſchäftsmann, endlich ein Baron von Aubonne geworden, der die höchſte Beachtung und Bewunderung von Paris genoſſen, bis zuletzt der vielgewanderte Mann, wie ſo viele Glücksritter ſeiner Art, den Wechſel der menſchlichen Schickſale erfahren mußte, und vom höchſten Wohlſtand zur tiefſten Armuth herabgeſunken, als mehr denn achtzigjähriger Greis, den Tod auf ſeinem letzten großen Wanderzuge, in Rußland gefunden.

## 1) Taverniers Herkommen und früheſte Jugend.

Tavernier ſtammte aus einem Lande, das durch ſeine damals mächtige Schifffahrt die Schlüſſel zu dem Verkehr mit allen bekannten Küſtengegenden und Welttheilen der Erde in ſeiner Hand trug; ſein Vater war ein Bürger der reichen Stadt Antwerpen, war aber, noch in der rüſtigſten Kraft des Mannesalters mit ſeiner Familie nach Frankreich gezogen. Die Lebensgeſchichte der meiſten, durch große Unternehmungen und Thaten berühmt gewordenen Männer lehrt uns, daß der mächtige Drang, der ſie auf die vorbeſtimmte Bahn ihres Lebens dahingeriſſen, ein Erbtheil des Geiſtes ihrer Väter oder Mütter war; in dem Vater regte ſich öfters ſchon als Keim, den die äußeren Verhältniſſe, wie unter dem Verſchluß einer Knospe befangen hielten, jenes Streben, das in dem Sohne durch alle Hemmungen hinausbrach an das offenkundige Licht des Tages. Der Vater unſres berühmten Reiſenden, der alte Tavernier, war ein eifriger Freund und tüchtiger Kenner der Länderkunde und dieſe innre Neigung ging mit ſeinem äußren Berufe Hand in Hand, denn er nährte ſich und die Seinen zunächſt durch einen Handel mit Landkarten, den er in Paris

mit günſtigem Erfolge betrieb. Einer ſeiner Söhne, Melchior Tavernier war dem Vater bei dieſem Geſchäft in unmittelbarer Weiſe hülfreich, denn er fertigte Landkarten, welche damals in und außer Paris den allgemeinen Beifall der Kenner fanden. Der Eifer dieſer beiden, alles Das was die älteren wie neueren Geographen und die bewährteſten Reiſenden über die Reiche der Erde geſagt hatten, zuſammenzufaſſen und in ihren Karten auf möglichſt vollkommene Weiſe Andren vor Augen zu legen, entzündete ſchon frühe in dem Knaben Jean Baptiſt das Sehnen die Welt ſelber zu ſehen, und in die Fußtapfen jener Reiſenden zu treten, deren Namen und Verdienſte um die Erdbeſchreibung er ſo oft von ſeinem Vater preiſen hörte. Statt an den Zeitvertreiben der andren Knaben, hatte er ſeine größeſte Luſt an dem Beſchauen der Landkarten; von alle Dem, was die Gelehrten, was Einheimiſche und Fremde, wenn ſie die Neigung zur Länderkunde in den väterlichen Laden führte, hier erzählten und über die einzelnen Karten bemerkten, verlor er kein Wort; er hatte ſchon als Kind die bekannteſten Theile der Erde mit dem Fluge der Phantaſie durchzogen, und, wie er in dem Vorbericht zu ſeiner Reiſebeſchreibung, es ausſagt, bereits in ſeinem 22. Jahre die ſchönſten Reiche von Europa: Frankreich, England, die Niederlande, Deutſchland, die Schweiz, Polen, Ungarn und Italien geſehen.

So wie er, ſind auch nur wenige Menſchen von Natur zu dem Beruf eines großen Reiſenden ausgerüſtet und begabt geweſen. Wir geben hier gleichſam dem Titelkupfer ſeines franzöſiſchen Reiſewerkes entſprechend, gleich zu Anfang eine porträtirende Beſchreibung des Mannes.

Sein Körper, der auch nach vollendetem Wachsthum, von mittlerer Größe blieb, war ſtark und kräftig gebaut,

in den Mienen ſeines wohlgebildeten Angeſichtes ſprach ſich ein leicht bewegliches, immer heitres Gemüth, zugleich aber eine Feſtigkeit und Entſchloſſenheit aus, welche ſelbſt den fanatiſchen Türken eine hohe Achtung gegen dieſen Chriſten einflößte; er verſchmähte den unnatürlichen Kopfputz der Perücken, trug ſein eignes natürliches Haar, wußte in ſeiner Kleidung die Vorzüge der Bequemlichkeit mit gutem Anſtand, ja mit Zierlichkeit zu verbinden. Für ſeine eigne Perſon war er mäßig und genügſam, konnte jedoch die Fülle des Genuſſes beim gemeinſchaftlichen Mahle mit Freunden, ſo wie an Fürſtenhöfen eben ſo gut vertragen, als den oft lang anhaltenden Hunger und Durſt; durfte ohne Nachtheil für ſeine Geſundheit dem Winterfroſt der perſiſchen Hochgebirge, dem Nachtlager auf Schnee und Eis, ſo wie den brennenden Sonnenſtrahlen der Wüſte ſich ausſetzen. Im Umgange mit Andren war er gefällig nnd zu uneigennützigem Dienſte bereit; ſein Wandel war in der That ohne Geiz, denn jener Gewinn, den in ſpäterer Zeit ſeine Handelſchaft ihm eintrug, kam Andren faſt in demſelben Maaße zu gut, als ihm ſelber; er wußte zur rechten Zeit freigebig zu ſein, und wenn ſeine lebhafte Naturart je zuweilen zur Heftigkeit ihn hinriß, zeigte er ſich eben ſo leicht verſöhnlich und zum Frieden geneigt; in Gefahren pflegte ſein raſcher Entſchluß, faſt immer den beſten, ſicherſten Ausweg zu finden. Gegen Leute von hohem Stande benahm er ſich frei und unbefangen, ohne jemals den ſchicklichen Anſtand zu verletzen, gegen Geringere herablaſſend und nachſichtig. Er hat ſich auf allen ſeinen Reiſen als ein treuer, möglichſt gründlicher Beobachter gezeigt, der das lebendige Bild ſeiner Anſchauungen und Erfahrungen in einem bewundernswürdigen Gedächtniß bewahrte; ſein Urtheil war meiſt richtig und geſund; in dem Streben, die

Wahrheit zu erforſchen, zeigte er ſich unermüdlich. Deshalb ſtehet ſeine Reiſebeſchreibung, noch jetzt, bei den Meiſtern der Erd= und Länderkunde in einer Achtung, welche nur wenig andren Werken von gleichem Inhalte zukommt; Tavernier macht es uns möglich den früheren Zuſtand der orientaliſchen Reiche, mit all den Keimen ihres ſeitdem eingetretenen, tiefen Verfalles, in klarer Weiſe zu erkennen; noch jetzt dienen ſeine Berichte zur Ergänzung, ja zuweilen ſelbſt zu einem Prüfſtein der Wahrheit für die Berichte der Reiſenden, auch der neueſten Zeit *).

Sein erſter Ausflug aus dem väterlichen Hauſe, führte ihn, wahrſcheinlich in Geſellſchaft eines Geſchäftsträgers ſeines Vaters, nach England, von da herüber nach Flandern, und zum Beſuch des Stammortes ſeiner Familie: nach Antwerpen. Sein Eifer, die Welt zu ſehen, zog ihn weiter nach Holland und als er dort, in Amſterdam eine Zeit lang an dem Zuſammenfluß und an dem Treiben der Völker aus den verſchiedenſten Theilen der Erde ſich ergötzt hatte, da konnte er dem Drange, hinaus ins Weite, länger nicht widerſtehen: er vergaß der Heimkehr, machte, vertrauend auf ſein gutes Glück, wahrſcheinlich mit nur geringen äuſſeren Mitteln verſehen, ſich auf nach Deutſchland und kam über Frankfurt und Augsburg nach Nürnberg. Hier war

*) Obgleich nach einigen Zeugniſſen Tavernier das Franzöſiſche in vollkommner Geläufigkeit geſprochen haben ſoll, hielt er, deſſen Mutterſprache die walloniſche war, ſich dennoch für ungeeignet daſſelbe gut zu ſchreiben; Er bediente ſich deshalb bei der Ausarbeitung ſeiner Reiſebeſchreibung der Hülfe des H. Chapuiſſau, dem er das Werk aus ſeinen ſchriftlichen Aufſätzen wie aus dem Gedächtniß großentheils dictirte. (M. v. des **Bayle Dictionnaire**).

es, wo bei dem Anblick der kriegeriſchen Zurüſtungen und jener Heerſchaaren, welche nach Böhmen zogen, in ihm die Luſt erwachte, dem bewafnenden Troß, wenn auch nur als Zuſchauer ſich anzuſchließen, um bei ſolcher Gelegenheit, ſo dachte er ſichs, zu lernen, was der Krieg der Völker ſei? Es war dies ein ſeltſames Wageſtück, das den unbedachtſamen Jüngling für immer von ſeinem innren Beruf hinweg, zum niedren Dienſt der Waffen hätte führen können; dennoch war auf dieſem Wege beſſer für die künftige Entwicklung der natürlichen Gabe, welche in ihm lag, geſorgt, als dies durch menſchliche Klugheit hätte geſchehen können. Wie wir oben ſahen, nahm ihn der Oberſt Hans Berner, Sohn des damaligen Gouverneurs von Wien in ſeine Dienſte und der junge muntre, für jedes gute Geſchäft brauchbare Franzos erwarb ſich bald die beſondre Gunſt jenes Herrn.

Wenn Tavernier bei der Schlacht am weißen Berge, am 8. November 1620 auch keinen andren Gewinn davon getragen, ſo war doch ſchon die Erfahrung für ihn von hohem Werthe, daß ein raſcher Entſchluß und kräftiger Muth, daß die feſte Entſchiedenheit, welche nicht unterhandelnd zur Rechten noch zur Linken, ſondern nur vorwärts nach ihrem Ziele blickt, am leichteſten und ſicherſten zum Siege führen. Er war hier zum erſten Mal in einer Schule geweſen, deren Einfluß auf ſeine Sinnesart, nachmals in manchen Gefahren des Lebens ſich bewährt hat.

Mehrere Jahre, wir wiſſen nicht genau wie viele? blieb Tavernier in dem Dienſte des ihm gewogenen Offizieres; er zog mit dieſem, wohin das Loos des Krieges ihn führte. Und der Oberſt Berner trug auch noch weitre Vorſorge für den jungen, ihm treu ergebenen Diener, indem er dieſen in Wien ſeinem Oheim, dem damaligen Gouverneur in Raab und nachherigen Vicekönig von Ungarn em=

pfahl, der ihn zu ſeinem Pagen annahm; ein Dienſt welcher damals von jungen Leuten von Stande oder Bildung bis zu 25. Jahre bekleidet werden konnte und welcher insgemein zu einer höheren Beförderung im Kriegsdienſte den Weg bahnte. Während jenes leichten und ſorgenfreien Hofamtes wachte in unſrem, nachmals ſo berühmt gewordnen Reiſenden eine Gabe der Forſchung auf, welche, ſo unbedeutend ſie auch in ihrem erſten Anfang erſcheinen mochte, dennoch für das Gelingen ſeiner ſpäteren, kühnen Unternehmungen von den entſchiedenſten Folgen geweſen iſt. Es war dies der Kennerblick für die Schönheit und Schätzung der Edelſteine, wodurch Tavernier, neben ſeinen für die Wiſſenſchaft ungleich bedeutenderen Leiſtungen, ganz beſonders berühmt geworden iſt. Einſtmals als er ſich als Page, mit ſeinem Herrn, dem Vicekönige von Ungarn zu Prag befand und als dieſer, da man wollte zur Tafel gehen, mit Wallenſtein, dem Herzog von Friedland ſich die Hände wuſch, bemerkte der Vicekönig an der Hand des Herzogs einen rubinartig funkelnden Edelſtein, deſſen Schönheit er bewunderte. Dieſe Verwunderung des Viceköniges ſtieg noch auf einen höheren Grad als der Herzog ihm verſicherte, daß dieſer rubinrothe Edelſtein nicht aus Indien gekommen, ſondern in Böhmen ſelber gefunden ſei, denn es war nichts anders als ein Pyrop oder ſogenannter böhmiſcher Granat *) von ganz beſonderer Größe und Schönheit. Dieſe Art der edlen Geſteine, welche in ihren ausgezeichnetſten

*) So gering auch der Werth der kleineren Pyropen iſt, die man ſeit 1760 in künſtliche Formen zu ſchleifen und zu durchbohren angefangen hat; ſo bedeutend iſt dagegen der Preis der größeren, unter denen der Pyrop des grünen Gewölbes in Dresden der berühmteſte iſt.

Stücken den Edelſteinen von erſtem Range an Werthe nahe kommt, findet ſich am Fuße des böhmiſchen Mittelgebirges öfters in ein thoniges Geſtein eingewachſen, welches von mehr oder minder feſtem Zuſammenhalt, hin und wieder in rundlich knollige Stücke abgeſondert iſt. Gerade in dieſen Knollen findet man zuweilen Pyropen von vorzüglicherer Größe eingewachſen. Der Herzog ließ deshalb gegen 100 Stücke dergleichen Steinknollen in einen Korb packen und bat den Vizekönig dieſelben mit ſich nach Ungarn zu nehmen, damit derſelbe von der Art des Vorkommens ſolcher Edelſteine, mitten im Böhmenland ſich überzeugen möge. Nach ſeiner Heimkehr ließ der Herr die Steine zerſchlagen, von denen jedoch nur zwei der erregten Erwartung entſprachen, in deren einem man einen Pyrop von faſt 5 Karat, im andren einen von etwa einem Karat Gewicht fand.

Wenn jedoch irgend ein Edelſtein im Stande ſeyn kann, den Sinn für die eigenthümliche Schönheit ſolcher Naturkörper zu wecken, ſo iſt dies der edle Opal, in der unvergleichbar herrlichen Pracht ſeines Farbenſpieles, worin das feurige Roth des Rubins mit dem Grün des Smaragds, dem Gelb des Topaſen und dem milden Blau des Sapphires zu einem Liebreiz ſich vereint, welchen ſchon das früheſte Alterthum mit dem der eben aufblühenden Jugend verglich. Gerade dieſer Edelſtein, welcher, wenn ſein Farbenſpiel vollkommen iſt, den Edelſteinen von erſtem Range gleich geſchätzt wird, findet ſich in keinem andren Lande der Welt ſo ſchön als in Ungarn, wo dem Tavernier, bei ſeinem mehrjährigen Aufenthalt die günſtigſte Gelegenheit dargeboten war, ſein ſachverſtändiges Auge an dem Anblick ſolcher Koſtbarkeiten zu bilden und zu üben.

Die Zeit von vier und einem halben Jahre, welche Tavernier im Dienſt des Vizeköniges von Ungarn zubrachte,

war übrigens für den wißbegierigen Jüngling auch noch in vieler andrer Hinſicht eine treffliche Vorſchule für ſeinen nachmaligen wiſſenſchaftlichen Beruf. Die Kenntniſſe, die er ſich von den innren und äußren Verhältniſſen der europäiſchen Höfe und Staaten erwarb, gab ihm eine feſte Grundlage zur Beurtheilung der Verhältniſſe jener orientaliſchen Höfe und Staaten, die er ſpäter, auf ſeinen Reiſen beobachtete; in den vielen Kriegszügen, die er als treuer Begleiter mit ſeinem Herrn, namentlich auch gegen die ſtreifenden Heerſchaaren der Türken unternommen, wurde ſein Muth geſtählt, ſeine Einſicht in dem Gebiet der Kriegskunde begründet; er war an Erfahrung wie an Thatkraft für künftige, große Unternehmungen gereift. Zugleich aber ſchien jetzt das Band, das ihn an den Vizekönig, der ihn mit Wohlthaten überhäuft hatte, feſſelte, ſo unzerreißbar feſt geworden, daß der Jüngling keine andre Ausſicht vor ſich ſahe, als die für ihn keineswegs, ſowie vielleicht für viele Andre erfreuliche, daß er ſein Leben lang als Hofdiener oder als Offizier unter ungariſcher oder öſterreichiſcher Herrſchaft bleiben müſſe. Da zeigte ſich ganz unverſehens ein Ausweg aus dem goldenen Käfig.

Der Vicekönig hatte zum zweiten Male ſich vermählt mit einer Schweſter des Grafen von Arc, Staatsminiſters des Herzogs von Mantua. Dieſer war in einer Angelegenheit beider Höfe auf ſeiner Reiſe nach Wien durch Ungarn gekommen und dem Schwager durfte der Vicekönig die Bitte nicht abſchlagen, daß er den jungen Franzoſen, der zugleich des Deutſchen vollkommen mächtig war, dem Prinzen, wenigſtens für einige Zeit zur Begleitung nach Wien mitgeben ſolle. Der Prinz aber fand bald ſo großes Wohlgefallen an dem neuen Diener, daß er denſelben aufforderte, ihn unter vortheilhaften Beding-

ungen nach Mantua zu begleiten. Dieſe Gelegenheit, endlich wieder einmal hinaus in die weite Welt zu kommen und Italien zu ſehen, war für Tavernier zu anlockend, als daß er der Reizung hätte widerſtehen können; er erhielt, obwohl mit vieler Schwierigkeit ſeine Entlaſſung aus dem Dienſt des Vizeköniges, der ihn, nach damaliger Sitte mit einem Degen, einem Pferd und einem Paar Piſtolen, ſo wie überdies mit einem Beutel voll Dukaten beſchenkte.

Auf der Reiſe nach Mantua gab es Gelegenheit die weltberühmte Stadt Venedig zu beſuchen und mehrere Tage dort zu verweilen. In noch höherem Maaße als vormals bei dem Verweilen in Amſterdam erwachte hier bei dem Anblick des regen, levantiniſchen Handelsverkehres in Tavernier die Luſt zum Reiſen nach Aſien: nach dem Welttheile, mit dem ſich ſchon im Kindesalter ſeine Phantaſie am öfteſten und liebſten beſchäftigt hatte. Es ſollte indeß noch durch manchen Umweg gehen, bis dahin wo der langgehegte Wunſch zur Erfüllung, der Plan zur Reiſe kam.

Statt einer Fähndrichsſtelle, die man in Mantua ihm anbot, wählte ſich unſer junger Abentheurer den Dienſt bei dem herzoglichen Leibregiment der Cuiraſſire, das unter dem Commando des Grafen von Guiche, nachmaligen Marſchal von Ormont ſtund. Ein kaiſerliches Heer hielt, bei dem eben wieder ausgebrochnen Kriege die Stadt umlagert; es kam nur ſelten zu einem bedeutenden Gefecht. Dennoch fand Tavernier Gelegenheit zu zeigen, daß er die Waffen nicht umſonſt trage. Er hatte, obwohl mit Mühe, von dem ihm wohlgewogenen Prinzen, der ihn ſolcher Gefahr nicht ausſetzen wollte, die Erlaubniß erlangt, an einer nächtlichen Affaire Theil zu nehmen, bei welcher die Tiefe und Breite eines Grabens erforſcht werden ſollte, den der Feind vor dem Damm einer von ihm beſetzten Schanze angelegt hatte.

Achtzehn Mann waren zu dem Unternehmen beordert, von denen nur vier lebend zurückkehrten, unter dieſen Tavernier, der ſeine Rettung der glücklichen Wahl des Cuiraſſes verdankte, die er aus den Vorräthen des Zeughauſes mit ſicherem Blick getroffen hatte. Zwei Kugeln waren an die ſcheinbar leichte und doch ſehr feſte Rüſtung angeſchlagen, die eine in der Mitte der linken Bruſt, die andre etwas mehr nach unten; ſie hatten beide ſtarke Eintiefungen in den Panzer gemacht, ohne ihn ſo, wie ſie bei mancher ſchwereren und ſcheinbar ſtärkeren Rüſtung gethan hätten, zu durchdringen. Als Tavernier, nicht ohne ein Gefühl des heftigen Schmerzes, den die Erſchütterung der Bruſt durch das Anprallen der Kugel verurſacht hatte, dem Grafen Guiche Bericht über den Verlauf des Unternehmens erſtattete, betrachtete dieſer mit Aufmerkſamkeit den ſo wohl bewährten Cuiraß, ließ ſich denſelben geben, ihn ausputzen und konnte ſich nicht mehr zu einer Zurückgabe an ſeinen Beſitzer entſchließen.

Unſer Reiſender war diesmal nicht ohne einige Vorſicht in die neuen Dienſtverhältniſſe getreten; er hatte ſich bei dem Prinzen es ausbedungen, daß er, ohne deſſen Ungnade befürchten zu müſſen, nach einiger Zeit, und ſobald es ihm gefiele, ſeine Entlaſſung nehmen dürfe. Des Stilleſitzens zwiſchen den Mauern von Mantua war er längſt überdrüßig geworden; er nahm ſeinen Abſchied aus dem herzoglichen Dienſt, erhielt durch den Prinzen die ehrenvollſten Zeugniſſe und zu ſeiner Begleitung 6 Reiter, die ihm, wegen der damaligen Unſicherheit der Straſſen, bis zur Ueberfahrt nach Venedig zur Seite blieben. Für diesmal ward ihm Venedig nicht nur ein Ort, welcher das Verlangen zum Weiterreiſen nur erweckte, ſondern welcher auch die Gelegenheit gab dieſes Verlangen zu befriedigen. Denn ſchon

lag hier ein Schiff bereit, das in wenig Tagen den reiſe=luſtigen jungen Mann nach Loretto führte, von wo derſelbe zu Land nach Rom und Neapel, dann, wieder über Rom zurück nach Florenz, Piſa, Livorno und Genua, von hier aber zu Schiff nach Marſeille ſeinen Weg nahm, um endlich wieder einmal das heimathliche Frankreich und das elterliche Haus in Paris zu beſuchen. Er kam dahin nicht, wie vielleicht Manche, die ſeine erſten jugendlichen Streiche vernahmen, erwartet hatten, als ein in Lumpen gehüllter Landſtreicher, ſondern als ein vornehmer Herr, welcher die Gunſt und Ehre der Fürſtenhöfe genoſſen hatte und durch den Empfang des Degens wie des Roſſes aus königlicher Hand, zu den Gränzen des Adelſtandes erhoben war.

Aber in dem jungen Nobile oder Gentleman, in dem Hofjunker von feiner äußrer Zucht und Sitte ſteckte noch immer der Abentheurer verborgen, der unter tauſend andren Umſtänden und bei weniger edler Richtung des Geiſtes wie des Gemüthes zum Vagabunden hätte ausarten können, welcher ſtatt zu Pferde, am Bettelſtabe einherzieht. Polen hatte er noch nicht geſehen und Polen, ſo ſchien es ihm, mußte er jetzt ſehen; darum verabſchiedete er ſich bald wieder aus dem einfach geordneten, ſtillen elterlichen Hauſe, und da es für Leute ſeiner Art keinen Umweg giebt, wendete er ſich zuerſt, um dieſes Gebirgsland genauer zu beſchauen, nach der Schweiz, beſahe ſich alle Cantone derſelben, fuhr dann von Baſel, den Rhein hinab nach Straßburg, zog durch Schwaben über Ulm und Augsburg nach München, wo der für jene Zeit koſtbare Pallaſt der Herzöge von Bayern, den Wilhelm der fünfte begründet, Maximilian aber, mitten unter den Stürmen des Krieges ausgebaut hatte, die Aufmerkſamkeit der Fremden an ſich zog, kam dann abermals über Nürnberg nach Prag, von hier aber durch

Schleſien nach Krakau, dem mächtig großen, aus drei vereinten Städten entſtandenen Wohnſitz der alten Könige von Polen. Prächtiger freilich als dieſe alte, erſchien ihm die neue Reſidenzſtadt des Landes: Warſchau, wo damals König Sigismund ſeinen ſtattlichen Hof hielt.

Jener Beutel voller ungariſcher Ducaten, den der freigebige Vizekönig beim Abſchied ihm in die Hand gereicht ſammt der anderen Baarſchaft, welche der Dienſt bei dem Prinzen von Mantua ihm eingetragen hatte, mochten jetzt wohl, wie der Winterſchnee in der Mitte des März klein zuſammengeſchmolzen ſeyn, da reichte unſerm jungen, von Gemüth mehr als nach elterlicher Abſtammung edelgebornen Abentheurer das Glück (wie man zu ſagen pflegt) abermals ſeine hülfreiche Hand. In Schleſien, wo er mit mehreren ihm wohlbekannten Officieren des k. kaiſerlichen Heeres zuſammengetroffen, bei Glogau, begegnet er dem Oberſt Buttler, einem geborenen Schotten, der ein Regiment zu Pferd führte; demſelben, der nachmals auf kaiſerlichen Befehl dem Leben des Friedländer Herzogs ein Ende machte. Dieſer, wie ſeine Gemahlin kamen dem Tavernier durch ſo mannigfache Freundſchaftsbezeugungen entgegen, daß er dem Anerbieten nicht widerſtehen konnte, die ungebundne Freiheit ſeiner bisherigen Stellung wieder aufzugeben, und in ihre Dienſte zu treten Er folgte dem Heereszuge gegen Stettin; noch ehe jedoch das Buttlerſche Regiment dieſe Stadt erreicht hatte, kam die Nachricht, daß der König von Schweden im ſiegreichen Laufe ſeiner Waffen die kaiſerliche Macht zurückgedrängt und ihr die Gegenden der Oſtſeeküſte abgewonnen habe. Das zurück ziehende Heer warf ſich auf Frankfurt an der Oder und ſeine Umgegend; hier erfuhr Tavernier, daß in Kurzem der Kaiſer, mit ſeinem Sohne, Ferdinand III nach Regensburg kommen

werde, um dieſen daſelbſt zum römiſchen Könige krönen zu laſſen.

Eine ſolche Gelegenheit etwas Neues zu ſehen, konnte unſer ſchauluſtiger Reiſender, der als Page ſchon bei Ferdinands Krönung zum König von Ungarn und Böhmen geweſen, unmöglich vorbeigehen laſſen; er erbat ſich und erhielt von ſeinem Dienſtherrn Urlaub zur Reiſe und ſahe ſich in Regensburg an den Ceremonien der Krönung wie an den Feſtlichkeiten des in alter Weiſe abgehaltenen Turnieres nach Belieben ſatt. Die Freigebigkeit des Oberſt Buttler und ſeiner Gemahlin hatte ihn zu dieſer Reiſe wohl verſorgt, doch trieb ihn keine weitere Verpflichtung zur Rückkehr in ſeine vorigen Dienſte an; die Freude am Sehen des Neuen hatte in ihm die Luſt, noch andres, ferner liegendes Neues zu ſehen, nur noch heftiger entzündet; er ſchaute mit Falkenaugen umher, ob ſich für ihn kein Ausweg zeige, endlich einmal hinaus zukommen aus dem Gebiet der alten, ehrenwerthen Europa, in das weite Reich ſeiner Träume: nach Aſien. Und dieſe Gelegenheit fand ſich durch den eben damals in Geſchäften des franzöſiſchen Hofes zu Regensburg anweſenden Pater Joſeph, einen alten Freund und Bekannten des Tavernierſchen Hauſes. Dieſer trug unſerm Reiſenden die Stelle eines Begleiters bei dem Abbe Chapes, dem Bruder des Marſchals von Aumont und bei dem Baron von St. Libau an, welche beide geſonnen waren nach einem kurzen Beſuch am ſächſiſchen Hofe zu Dresden, nach Conſtantinopel ſowie von da nach dem gelobten Lande zu reiſen, und Tavernier ergriff den Antrag mit Freuden.

Wir übergehen die Beſchreibungen, welche derſelbe in jugendlich lebhafter Erinnerung von der durch ihre Silberminen reichen, durch die prachtvollen Grabſtätten der Churfürſten damals berühmte Stadt Freiberg, ſo wie von dem

merkwürdigen Schloß Augustusburg giebt, und von der allbekannten, ſchönen Reſidenzſtadt Dresden. An den damaligen deutſchen Höfen herrſchten zum Theil noch Sitten, deren Abſtellung man, bei aller Anhänglichkeit an dem etwa löblichen Alten, nicht zu beklagen hat. Die beiden vorhin genannten Herren: der Abbé Chapes und Baron von Libau, wurden von dem Churfürſten zur Tafel geladen; ein Credenztiſch war da im Saale zu ſehen, mit Trinkbechern von verſchiedener Größe, die aus den buntfarbigſten Geſteinen des Landes gefertigt und koſtbar verziert waren. Jeder der Gäſte durfte ſeinen Becher ſich wählen, war aber verbunden denſelben, nachdem er bei Tafel von Wein gefüllt worden, wenigſtens einmal auszutrinken. Der Abbé, der ſich einen der kleinſten und beſcheidenſten gewählt hatte, erſchrak nicht wenig, als ſich ſein Becher, da er ihn auf den Tiſch ſetzte, zu einer zwar ſchönen, dabei aber ſo unmäßig großen Tulpenform ausdehnte, daß der des Trinkens ungewohnte Mann den hineingeſchenkten Wein in vielen Tagen nicht hätte zu ſich nehmen können. Doch blieb es für diesmal bei dem bloßen Schrecken; der Churfürſt, nachdem er ſich an der Verlegenheit ſeines fremden Gaſtes ein wenig beluſtigt hatte, verſtattete es demſelben von der Hofſitte des Austrinkens eine Ausnahme zu machen.

Welcher Vortheil das für ſie ſey, daß ein Mann wie Tavernier ſie begleitete; das lernten die beiden vornehmen Reiſenden aus Frankreich gar bald und bei ſehr mannigfachen Gelegenheiten erkennen. Er, ſeiner Geburt und bisherigen Bildung nach ein halber Franzos und halber Deutſcher war mit der Sprache und den Sitten beider Nationen wohl vertraut; im Umgang mit ſeinen Herrn ein Pariſer, trat er nach außen, im Geſchäftsverkehr der Reiſe als landeskundiger Deutſcher oder Ungar auf, der ſich mit bewundernswürdiger

Gewiſsheit in alle Lagen fand, auch durch die verwickeltesten, bald durch muthiges Begegnen und kräftiges Auftreten, bald auch durch kluge Nachgiebigkeit und List ſich und ſeinen Begleitern hindurch zu helfen wuſste; dabei immer heiter und zur Aufheiterung auch Andrer geſchickt. In Prag, das er jetzt ſchon zum dritten Male beſuchte, wie in Wien und Preſsburg, wo er ſich wie zu Hauſe fand, machte er den Führer durch den Kreis aller Sehenswürdigkeiten; des Empfehlungsſchreibens, das er für die beiden Herren beim Gouverneur von Wien an den Vizekönig von Ungarn auswirkte, hätte es kaum bedurft, denn bei dieſem Herrn ſtund der geweſene Page und Lieblingsdiener noch in ſo gutem Andenken, daſs derſelbe, als Tavernier von Sigeth aus voraneilend ihn begrüſste, und das Empfehlungsſchreiben des Gouverneurs mit der mündlichen Bitte um gnädige Aufnahme und Weiterförderung der beiden Herren unterſtützte, alsbald Befehl gab, daſs am andren Morgen 300 Reiter und 2 Caroſſen nach Sigeth abgehen und die empfohlenen Gäſte nach ſeiner Reſidenzſtadt führen ſollten.

Die Reſidenzſtadt des Palatinus von Ungarn war damals Raab, denn die Gränzen des Landes waren durch die Eroberungen der Türken ſo ſehr verengert worden, daſs ſchon nahe jenſeit Comorn das Reich des Groſsſultans begann und in Ofen ein türkiſcher Paſcha ſeinen Sitz hatte. Dieſe Nachbarſchaft der Osmanen brachte für Fremde wie für Einheimiſche mannigfache Unbequemlichkeiten; namentlich war der Weg zu Lande, von Raab nach Ofen, wegen des an beiden Gränzen herumſtreifenden Raubgeſindels höchſt unſicher und nicht ohne groſse Gefahr zu paſſiren. Sonſt war es damals in Ungarn ſehr gut und leicht reiſen, denn es herrſchte da noch der alte, gaſtfreundſchaftliche Gebrauch, daſs, wenn ein Fremder, was freilich nicht ſehr oft geſchahe,

an einen Ort kam, irgend ein Bürger ihn in ſein Haus aufnahm, ihn aufs Trefflichſte bewirthete, und jede Bezahlung dafür von ſich wies, weil ihm, falls er dies begehrte, am Ende des Jahres ſeine etwaigen Auslagen durch den Vorſtand des Ortes aus der Gemeindekaſſe vergütet wurden. Auch waren zu jener Zeit in dem von der Natur ſo reich begabten Ungarlande alle Bedürfniſſe des Lebens ſehr leichten Kaufes zu befriedigen.

Von jener, ſelbſt bei dem gemeinen Volke des Landes üblichen Freundlichkeit gegen Fremde gab denn vor allem, in hochgeſteigertem Maaße, der Vicekönig ſeinen Gäſten, während ihres achttägigen Aufenthaltes in Raab die beſten Beweiſe. Man zog dieſe von einer Feſtlichkeit, von einer Vergnügung zur andren; man würde ſie gern den Winter hindurch, den der fallende Schnee ſchon ankündigte, an dem glänzenden Fürſtenhofe zurückbehalten haben, wenn ſie nicht ſelber die Weiterreiſe betrieben hätten.

Dem Paſcha von Ofen waren die beiden Herren als Freunde des franzöſiſchen Geſandten bei der hohen Pforte aufs Angelegentlichſte durch den Vicekönig empfohlen worden und dieſe Empfehlung erleichterte ihnen ihren Eintritt in das unheimiſche Gebiet der türkiſchen Herrſchaft nicht wenig, indem der Paſcha, obgleich ſein Unwohlſeyn mehrere Tage ihn verhinderte, den Fremden Audienz zu geben, ſie mit allem Nöthigen reichlich verſahe, auch bei ihrer Weiterreiſe ihnen eine Anzahl ſeiner Bewaffneten mitgab, damit dieſe auf der ganzen Reiſe nach Belgrad für die Sicherheit wie für gute Aufnahme der Fremden Sorge tragen möchten.

Freilich ſtund dann mit dieſer Höflichkeit des Paſchas von Ofen das Benehmen des türkiſchen Befehlshabers in Belgrad in einem deſto auffallenderen Widerſpruche. Dieſer, anſtatt die Fremden gleich Gäſten zu behandeln, betrug ſich

gegen dieſelben wie gegen Kriegsgefangene; er begehrte, ehe er ſie weiter laſſen wollte, für jeden Mann der Geſellſchaft (mit dem Gefolge waren es ihrer vierzehn) 200 Ducaten als Abfindungsſumme und obgleich einige damals in Belgrad verweilende Kaufleute aus Raguſa der Unterhandlung eifrig ſich annahmen, gelang es ihnen dennoch nach einer fünfzehntägigen Bemühung den Commandanten nur ſo weit herabzuſtimmen, daß er von jeder Perſon der Geſellſchaft fünfzig Ducaten verlangte. Da machte ſich Tavernier in Begleitung des Dolmetſchers zu dem unbeſcheidenen Manne auf den Weg. Er verſuchte es zuerſt in Gutem mit ihm einen billigeren Vergleich abzuſchließen und als dieſes nicht helfen wollte, drohete er, daß man alsbald einen Courier nach Konſtantinopel ſenden werde, um ſich dort über das ungerechte Benehmen gegen zwei Herren von Adel, Verwandte des königlichen Geſandten von Frankreich, zu beklagen. Eine ſolche kräftige Sprache fand den gewünſchten Eingang. Der Commandant ließ jetzt gern mit ſich handeln, er erklärte, daß er mit fünfzig Ducaten für die ganze Geſellſchaft vorlieb nehmen wolle; man ſendete ihm das Verlangte ſogleich und erhielt von ihm die nöthige Vergünſtigung zur Weiterreiſe.

Die Zeit des Aufenthaltes in Belgrad fiel in die Weihnachtsfeiertage; die freundlichen Kaufleute aus Raguſa boten alles auf um ihren Gäſten die Feſtzeit ſo angenehm als möglich zu machen. Aber die Landreiſe in ſolcher Jahreszeit, zum Theil über ſchneebedeckte Gebirge und auf ſehr ſchlechten Wegen iſt für Reiſende, welche an alle Bequemlichkeiten des gebildeteren Europas gewohnt ſind, keine leichte Aufgabe, man behalf ſich indeß mit den in Belgrad gemietheten Reitpferden und Wägen ſo gut als möglich, entkam durch den kriegeriſchen Anſchein, welchen der Reiſegeſellſchaft ihre

Flinten und Piſtolen gaben, ſowie durch ein kleines Geſchenk den räuberiſchen Abſichten einer ſtreifenden Tartarenſchaar und erreichte endlich nach 28 mühevollen Tagereiſen von Belgrad aus, Konſtantinopel.

## 2) Taverniers erſter Aufenthalt in Konſtantinopel.

Hier in der reizenden Herrſcherſtadt eines damals in Aſien wie in Europa noch mächtig gebietenden Reiches wollte der reiſeluſtige Tavernier noch nicht, in ſeinem Laufe nach Oſten, ſich Einhalt thun laſſen. Sein Sinn ſtund ihm weiter; er wollte nicht nach Europa zurückkehren, bevor er Perſien und noch einige andre Reiche des ferneren Aſiens geſehen. Als deshalb ſeine Reiſegefährten in ſicherem Geleite beim Beginn des Frühlings Konſtantinopel verließen, um ihre Reiſe, deren Ziel Jeruſalem war, fortzuſetzen, blieb er allein zurück, um eine Karawane abzuwarten, in deren Geleite er nach Ispahan gehen wollte.

Es war ihm damals noch nicht bekannt, daß eine ſolche Gelegenheit nur ſelten in Konſtantinopel, deſto öfter aber in Bruſſa zu treffen ſey, auch wußte er nicht, daß außer den großen Karawanen zuweilen kleinere Geſellſchaften den Weg von Konſtantinopel nach Ispahan in aller Sicherheit zurücklegen und daß er an eine ſolche ſich leicht hätte anſchließen können; deshalb brachte er, von einem Monat auf den andren vertröſtet, faſt ein Jahr lang in Konſtantinopel bis zu ſeiner Weiterreiſe hin. Es war dies eine Lehrzeit noch von andrer, für unſren Reiſenden zum Zweck ſeines Weiterkommens in den Morgenlanden wichtigeren Art, als jene, die er als Page und als Begleiter mehrerer vornehmen Herren zugebracht hatte. Von ſeiner erſten Bekanntſchaft mit Edelſteinen und mit ihrem Werthe haben wir

vorhin geſprochen. Hier, an der Pforte des Morgenlandes, wo er mit den Sitten der dort wohnenden Völker eine genauere Bekanntſchaft ſchloß, mußte ihm namentlich die Bedeutung der Edelſteine ſo wie der goldnen Geſchmeide für den Handelsverkehr mit den Orientalen ſehr augenfällig werden. Noch jetzt werden nirgends bei uns in Europa die Edelſteine, Perlen und andre werthvolle Schmuckſachen ſo allgemein zum Kaufe geſucht und ausgeboten, als in den Morgenländern. Der Orientale ziert ſelbſt das bernſteinerne Mundſtück ſeiner Tabakspfeife mit eingefügten Edelſteinen, das Rohr derſelben mit Perlenſchnüren; der Kopfſchmuck der Fürſten, ſtatt der goldnen Krone, iſt ein Turban, der mit den auserleſenſten Kleinodien pranget; ſelbſt an den Wänden der Harems der vornehmen Orientalen pflegte man, wenigſtens vormals blumenartige Zierrathen zu ſehen, welche aus kleinen, in die Uebertünchung eingefügten Demanten beſtunden; an die Teppiche, an die Griffe der Säbel und Dolche, ſelbſt an die Pferdedecken ſind ſolche Koſtbarkeiten verſchwendet.

Den meiſten Verbrauch an Edelſteinen, Perlen und Goldgeſchmeide veranlaſſen jedoch die Frauen, deren einziger Reichthum nach dem Tode des Mannes, wenn ſie nicht die Mütter der Erben deſſelben waren, meiſt nur in ſolchen Dingen beſteht, die der Gemahl in der Frühlingszeit ſeiner Zuneigung ihnen ſchenkte, oder die ſie als Mitgabe aus dem elterlichen Haus in das ſeinige brachten. Wenn die Frauen aus dem wohlhabenderen Mittelſtand in ihren Harems ſich beſuchen oder in den gemeinſamen Badehäuſern zu ihrer Unterhaltung zuſammen kommen, da ſucht jede der anderen in der Pracht der koſtbaren Schmuckſachen es gleich zu thun, ja eine die andre darin zu überbieten. Darum fand Tavernier bei ſeinem Aufenthalt in Konſtantinopel den

Stand der Goldſchmiede und Juwelire, zu welchem eine große Anzahl der dort lebenden Franken gehörte, eben ſo hochgeachtet als wohlhabend und es leuchtete ihm ein, daß ein Handelsgeſchäft dieſer Art am beſten geeignet ſey, um ſich zu einer großen Reiſe durch die aſiatiſchen Reiche die Mittel zu verſchaffen und den Weg ſelbſt zu den Fürſtenhöfen zu bahnen. Er brachte deshalb einen großen Theil ſeiner Zeit in den Läden der Landsleute, vom Stand der Juwelire und Goldſchmiede zu und ſchloß auch mit den Armeniern, welche das gleiche Geſchäft betrieben, eine Bekanntſchaft, welche zu mehreren lehrreichen Mittheilungen über dieſes betriebſame, geſchäftstüchtige Volk in ſeinem Reiſewerke den Grund gelegt hat.

Außer den eben erwähnten Handelsgeſchäften und Gewerben erſchien damals noch ein andres für einen Reiſenden in das Morgenland ſehr vortheilhaft: dies war das Fertigen und der Verkauf von Taſchenuhren. Tavernier hatte ſich ſchon früher bei manchen Gelegenheiten die Langeweile ſeines Pagenlebens durch das Zerlegen und wieder Zuſammenſetzen ſolcher Uhren vertrieben; hier in Konſtantinopel traf er mit einem Manne zuſammen, welcher als Uhrmacher eben ſo geſchickt, denn als Menſch und als treu, an dem Bekenntniß ſeines Glaubens feſthaltender Chriſt ehrenwerth war: mit dem durch ſeine ſpäteren Schickſale ſehr bekannt gewordenen Rudolph Stadler aus Zürch. Dieſer war, ohngefähr in derſelben Zeit, in welcher Tarvernier dorthin kam, mit dem kaiſerlichen Reſidenten Schmied, in deſſen Dienſten er ſtund, nach Konſtantinopel gekommen, hatte Luſt ſich weiter im Morgenland umzuſehen und begleitete deshalb den Tavernier nach Ispahan. Hier, am Hofe des Schach Sſafi ſchien Rudolph auf dem Wege, ein großes äußeres Glück zu machen und zu einem bedeutenden

Vermögen zu gelangen, denn er genoß die Gunſt des Schachs in hohem Maaße und wurde, im Vergleich mit dem was in Europa ein ſolches Gewerbe einträgt, überreich für ſeine Arbeiten bezahlt. Aber der Rachſucht eines Miniſters, den Rudolph durch ſeine Derbheit ſehr beleidigt hatte, gelang es zuletzt, dem hochbegünſtigten Manne ein blutiges Ende zu bereiten. Rudolph hatte ſich in, freilich nach menſchlichem Urtheil, gerechtem Zorn und durch Uebereilung zu einer Mordthat an einem Perſer hinreißen laſſen, der ſchon zum zweiten Male als Ehrenräuber bei Nacht in ſein Haus eingedrungen war. Der Schach wollte ihm die That verzeihen, der Miniſter jedoch wußte dies zu verhindern, indem er unter andrem ſeinem Herrn vorſpiegelte, daß man den geſchickten Mann, wenn man ihn in Todesgefahr führe, leicht zum Islam herüberbringen und dann für immer im Lande behalten könne. Man übergab dann den Fremdling der Blutrache der Verwandten des von ihm getödteten Mannes. Die Vollziehung dieſer Blutrache: die Hinrichtung mit dem Schwert durch die Hand des nächſten Verwandten, wurde ſo lang als möglich hinausgeſchoben und der Schach in eigner Perſon verſuchte durch freundliches Zureden, ſo wie durch ganz überaus hohe Verſprechungen an Geld und andren äußern Vortheilen den Rudolph zu bereden, daß er Mohamedaner werde; man gab ihm ſogar zu verſtehen, daß er nur zum Schein und auf kurze Zeit ſeinen Glauben zu verläugnen brauche; er aber blieb ſtandhaft und ſtarb als treuer Zeuge für die Wahrheit und mit freudigem Muthe im October 1637 unter den Schwertſtreichen des Bluträchers.

Die Bekanntſchaft und der nachmalige vertraute Umgang mit dieſem edlen Uhrmacher ſcheint unſern Reiſenden auch mit dem Geſchäft und Gewerbe deſſelben genauer be-

kannt gemacht zu haben, denn wir finden ſpäter mehrmalen ſeines Handels mit Taſchenuhren erwähnt.

Außer dieſen unmittelbaren Vortheilen für die Befriedigung ſeiner Reiſeluſt, welche Tavernier aus ſeinem langen Aufenthalt in Konſtantinopel zog, brachte ihm dieſes Verweilen in der mächtigen osmaniſchen Hauptſtadt noch einen andren, für die ſpäteren Leſer ſeiner Reiſebeſchreibung ſehr ſchätzenswerthen Gewinn: dies war jene, namentlich für die damalige Zeit tiefer eindringende Einſicht in die Staatsverhältniſſe der orientaliſchen Reiche, zu welcher er dort durch ſeine mannichfachen Bekanntſchaften mit wohlunterrichteten Männern aus verſchiedenen Nationen, den Grund legte. Namentlich verſchaffte ihm die Bekanntſchaft mit dem k. k. öſterreichiſchen Internuntius Schmied eine Gelegenheit, den türkiſchen Hofſtaat recht mit eignen Augen zu betrachten; er ſchloß ſich bei der Audienz, ſowie bei andrer Gelegenheit der Begleitung des Geſandten an und erhielt auf dieſe Weiſe den Zutritt ſelbſt zu den innerſten, prachtvollſten Räumen des Serails, wohin damals nicht ſo leicht das Auge eines fremden Reiſebeſchreibers zu dringen vermochte. Das was Tavernier hiervon in ſeiner Reiſebeſchreibung mit großer Ausführlichkeit berichtet, war allerdings für die jenesmalige Zeit etwas durchaus Neues; für die unſrige hat es längſt den Reiz der Neuheit, ſo wie alles höhere Intereſſe verloren. Dennoch liegt auch wieder auf der andren Seite gerade darin eine Bürgſchaft für die Wahrheit und Treue, mit welcher unſer Reiſebeſchreiber den Charakter des türkiſchen Volkes auffaßte, daß ſeine Schilderung noch vollkommen auf den jetzigen Zuſtand jenes, wie aus unbiegſamem, feſten Stoffe gebildeten Volkes paßt.

### 3) Türkiſche Zuſtände und Charakterzüge.

Die Türken ſind in ihren Sitten und Einrichtungen, im Vergleich mit uns ein Volk der Beharrlichkeit. Bis ins Kleinſte fühlen ſie dieſes ſelber und ſprechen es, bei Betrachtung unſrer Sitten öfters auf eine ſehr komiſche und in gewiſſer Hinſicht treffende Weiſe aus. So erinnerte ſich Tavernier, daß er einſt, als er mit einigen ſeiner Landsleute, die zum Gefolge der franzöſiſchen Geſandtſchaft gehörten, von der Vorſtadt Galata nach Konſtantinopel auf dem Wege war, zwei Türken angetroffen habe, welche in kräftigem Handgemenge mit einander begriffen waren. Es kamen Leute herbei, welche die beiden zornmüthigen Männer aus einander brachten. Aber ſtatt der Fäuſte brauchte jetzt der eine derſelben, der von lebhafterer und beredterer Natur zu ſeyn ſchien, die Zunge gegen ſeinen Kampfgenoſſen, indem er dieſen mit einer ganzen Fluth von Schimpfwörtern überſchüttete. Der andre, ein rechter wahrer Türk, hörte ihn ruhig an und als jener endlich ſchwieg, ſagte er ganz kaltblütig: und ich, in Erwiedrung all deiner Verwünſchungen begehre nichts Anders, als daß deine Seele eben ſo wenig Ruhe haben möge dort in jener Ewigkeit als der Hut auf dem Kopf eines Franken, hier in dieſer Zeitlichkeit. Die Franzoſen mußten herzlich über dieſen Witz des Turban tragenden Türken lachen; ſie hatten allerdings vor ſeinen Augen ihren Hut, indem ſie andre vorübergehende Landsleute grüßten, öfters abgenommen und wieder aufgeſetzt.

Damals als Tavernier zum erſten Mal in Konſtantinopel war, ſaß Murad IV auf dem Throne der osmaniſchen Herrſcher, auf den ihn als 12jährigen Knaben die übermüthige Gewalt der Soldaten (im J. 1623) erhoben hatte, nachdem dieſe in 5 vorhergehenden Jahren drei Großſultane

von Throne geſtürzt und bei zweien von dieſen die gewaltſame Ermordung bewirkt hatten. Die Bekanntſchaft jedoch mit dem Volke der Türken und mit den Verhältniſſen ihres Fürſtenhauſes gründete ſich nicht nur auf die Erfahrungen, welche unſer Reiſender bei ſeinem erſten Aufenthalte in der Türkei machte, ſondern da derſelbe vierzig ganze Jahre lang mit den Morgenländern in Verkehr blieb und mit wenig Unterbrechung dort ſich herumtrieb, ſahe er nicht nur das furchtbar blutige Regiment des Tyrannen Murad IV (im Jahr 1640) zu Ende gehen, ſondern erlebte das gewaltſame Ende des kraftloſen Weichlinges Ibrahim I (1648) ſo wie noch einen großen Theil der Regierungszeiten von Ibrahims Sohne, Mohamed IV, den die Rotten der Gewalthaber ſchon in ſeinem 7. Jahr auf den Thron erhoben.

Mitten unter den inneren Zerrüttungen und neben der tiefen Verſunkenheit der Herrſcher hatte ſich bei dem Volk der Osmanen und bei einem Theil ſeiner Staatsmänner, wenn dieſe nicht durch die Gunſt des Serails zu ihrer Stellung gelangt waren, ſondern wenn zuweilen ein Würdiger dieſe einnahm, ein Selbſtgefühl der noch ungebrochenen rohen Kraft erhalten, eine hohe Meinung von der Macht des Großſultans, wodurch dieſer über alle andre Fürſtenthrone erhaben ſey, welche ſelbſt noch in unſren Tagen die Türken nicht verlaſſen hat. Als man dem alten Köprili Mohamed Paſcha, der unter Mohamed IV einige Jahre lang Großweſir war, nach der Einnahme von Großwardein die Gefahr vorſtellte, welche für das türkiſche Reich durch einen Verein aller chriſtlichen Streitkräfte zu Lande und zur See entſtehen könnte, antwortete derſelbe: „ſein Herr, der Löwe, (als König der Thiere) fürchte weder Feuer noch Waſſer, die Chriſten möchten immerhin ſich zu einem Angriff auf ſein Reich vereinen, wenn ſie die Macht deſſelben wollten

kennen lernen.“ Und wenn auch in unſren Tagen nicht ſo leicht ein Großweſir einem chriſtlichen Geſandten auf ähnliche Weiſe antworten möchte, ſo thäte dieſes dennoch faſt jeder in der Selbſttäuſchung über die Macht ſeiner Herrſcher ſteif und feſt beharrende gemeine Türke.

Bei dieſer Gelegenheit gedenken wir der mündlichen Mittheilung eines Freundes, des edlen Schweden Fjelſtadt, aus der man erſehen kann, welche Meinung die gemeinen Türken noch jetzt von der Macht ihres Padiſchah oder Großſultans haben. Dieſer Reiſende fand ſich eines Tages in einer Provinzialſtadt des Landes in Geſellſchaft mehrerer Türken von wohlhabendem Mittelſtande. Einer von dieſen ſprach die alte, mährchenhafte Volksmeinung aus, daß eigentlich der Großſultan alle Regenten, auch der Chriſtenheit, in ihr Reich einſetze, oder doch, durch ſeine Züſtimmung darinnen beſtätige, was dadurch geſchehe, daß er ihnen einen goldnen Thron zuſende. Fjelſtadt konnte ſich über dieſe Behauptung des Lachens nicht enthalten. Da nahm ein alter Türke das Wort. „Warum lachſt du?“ fragte er den Reiſenden. „Glaubſt du vielleicht unſern Worten nicht? Ich will dir ſogleich einen Beweis geben von ihrer Wahrheit. Sage du mir, haben die Amerikaner einen König?“ — Der Fremde antwortete mit „Nein“. „Und weißt du auch,“ ſo ſprach der Alte weiter, „den Grund davon?“ — „Und welcher wäre das?“ fragte der Reiſende. „Das will ich dir kurz ſagen,“ fuhr der Türke fort. „Die Amerikaner wollten auch gerne, wie alle andre Völker der Erde einen König haben, und ſie wendeten ſich deshalb an den Padiſchah, damit dieſer ihnen den goldnen Thron ſende. Der Padiſchah aber, unzufrieden mit jenem Volke, ſendete ihnen keinen Thron und darum konnte Amerika bis zu dieſer Stunde noch keinen König haben.“ — Der ſchla-

genden Gewalt, nicht ſowohl dieſes türkiſchen Grundes als der türkiſchen Fäuſte klüglich ausweichend, ſchwieg der Fremde, und das Geſpräch, bei dem Ruhe gebietenden Verkehr mit der Tabakspfeife, wurde abgebrochen.

Bei all ſeiner groben Unwiſſenheit fehlt es ſelbſt dem gemeinen Türken nicht an geſundem Verſtand und an gutem Mutterwitz, davon Tavernier ſo wie andre Reiſende uns vielfältige Proben mittheilen. Vor allem jedoch entwickelt ſich dieſe Anlage bei ſolchen Türken, welche ſich durch den genoſſenen Unterricht und durch Erfahrung für das Amt der öffentlichen Richter ausgebildet haben. Wem ſollten nicht eine Menge ſolcher kleinen Erzählungen bekannt ſeyn, welche von ſinnreichen Richterſprüchen und glücklich entſchiedenen Rechtshändeln bei den Orientalen überhaupt, namentlich aber auch bei den Türken handeln? Zu einem Kadi in einer bulgariſchen Stadt, der als ein kluger Richter bekannt war, kam einſt ein Bauer, um ſich darüber zu beklagen, daß man ihm in der vergangenen Nacht alle ſeine Bienenſtöcke geſtohlen habe. „Komm morgen," ſagte der Kadi, „zur Stunde des Gerichts wieder und bringe alle Bauern deines Dorfes mit dir." Der Bauer gehorcht; am andern Tage, zur beſtimmten Stunde, füllt ſich der Gerichtsſaal mit dem Volk des Landes. Der Kadi überſchaut die Männer alle mit forſchendem Blicke, dann, wie im heftigen Zorn, vor welchem Alle erzittern, fährt er den Kläger an: „du plumper Geſell," ſchreit er, „wie konnteſt du ſo viele unbeſcholtne Leute vor das Gericht bringen; biſt du denn blind, daß du nicht ſiehſt, wie deinem Diebe noch ſo viele Bienen an ſeinem Turban ſitzen?" Augenblicklich greift einer der erſchrockenen Bauern an ſeinen Turban und wird ſogleich zum Geſtändniß gebracht, daß er der Dieb ſey.

Weniger als die eben angeführte und eine Menge ihr ähnlicher Erzählungen iſt vielleicht eine andre bekannt, die uns in einem türkiſchen Großweſir nicht nur den gewandten Richter, ſondern auch den tiefer blickenden Menſchenkenner finden läſſet. Der Fall, den man ſich noch jetzt im Morgenland erzählt, könnte ſich wohl zu den Zeiten Mohameds des vierten und ſeines in der Rechtskunde hocherfahrenen Großvezirs Achmed Köprili, Mohamed Köprilis Sohne, mithin auch zu Taverniers Zeiten zugetragen haben, wiewohl dieſer ihn nicht anführt. Einſt kommt vor den Richterſtuhl des Großweſirs, laut jammernd, die Wittwe eines vermögenden Türken. „Schaffe mir Recht, o Herr,“ ſo ruft ſie, „mein einziges Kind, ein zwölfjähriges Mädchen, ging am geſtrigen Feiertage, geſchmückt mit ihren Edelſteinen und Perlen zur Moſchee, ſie iſt von dort nicht wiedergekehrt, vergebens habe ich die ganze Nacht hindurch und heute die ganze Stadt nach ihr durchforſchen laſſen.“ Der Großweſir erkundigt ſich bei der Frau nach allen näheren Umſtänden und entläßt ſie dann mit den Worten: „dein verlorenes Kind ſollſt du wieder haben, ob aber todt oder lebend, das weiß ich dir nicht zu ſagen.“ Der Großweſir, als dächte er kaum weiter an die Sache, wendet ſich zu andren Geſchäften. Zur Zeit aber des Abendgebetes ruft er etliche der bewaffneten Diener. „Geht mir alsbald“, ſo gebietet er, „zur Moſchee des Omar“ (es war dieſelbe, nach welcher geſtern das verloren gegangene Mädchen hingegangen war), „dort ergreift ihr den Imam und bringt ihn zu mir.“ Die Janitſcharen eilen, der Imam wird von ihnen, mitten in den Verrichtungen des Gebetes feſtgenommen und durch die lautmurrende Menge, welche nur die Furcht vor dem gewaltigen, ſtrengen Großweſir von einem Aufſtand zurückhält, hinausgeführt. Gleich vor

Schrecken und zitternd kommt der Gefangene zu dem Weſir. Dieſer nimmt ihn bei Seite, in eines der Nebenzimmer und hier freundlich ihm zuſprechend erſucht er ihn, ſeine Furcht fahren zu laſſen. „Es wird dir,“ ſo ſagt er, „für deine Perſon kein Leides geſchehen, du darfſt vielmehr auf eine gute Entſchädigung für den Schrecken rechnen, den man dir gemacht hat, wenn du pünktlich und genau das erfülleſt, was ich dir gebiete. Darum merke wohl auf. Du geheſt jetzt, ſobald der Abend dunkelt, durch einen abgelegeneren Umweg zu deiner Wohnung, hüteſt dich unterwegs mit irgend Jemand ins Geſpräch zu kommen und ihm Rede zu ſtehen. Morgen aber, zur ungewöhnlich frühen Stunde, öffneſt du die Thore der Moſchee und gehſt zu deinem Pulte. Achte genau darauf, wer der erſte iſt, der dann ſich zu dir nahet. Wenn etwa ein ſolcher dich fragt, was die Urſach zu deiner geſtrigen Abführung geweſen, da ſagſt du ihm bloß: „eure Unſauberkeit, ihr Männer des Stadtviertels, iſt es geweſen, die mir den Verweis des Weſirs zugezogen. Der Großſultan, nach ſeiner Weiſe, iſt verkleidet hier in unſrer Moſchee geweſen; er hat die beſchmutzten und zerriſſenen Bet-Teppiche und andre Zeichen eurer Unachtſamkeit geſehen und mich Unſchuldigen hat für euch der Verweis des Weſirs getroffen. Nach den Stunden des Frühgebetes kommſt du zu mir und berichteſt mir genau, was du geſehen und gehört haſt. Kein Andrer aber erfahre, was ich hier zu dir geſprochen.“ Der Imam befolgt genau den gegebenen Befehl. Am andern Morgen, bald nachdem der Tag grauete, iſt er in der Moſchee. Da tritt mit leiſen Schritten ein Mann herein in das Gebäude, welcher nach allen Seiten ſich umſchauend, dem Imam ſich nahet. „Wie freut es mich,“ ſo ſpricht er zu dieſem, nachdem er höflich ihn begrüßt, „daß du wieder bei uns biſt.

Mir hat dein Hinwegführen durch die Janitſcharen des Großweſirs ſo viel Sorge und Kummer gemacht, daß ich in voriger Nacht deshalb nicht ſchlafen konnte. Ei ſag mir doch, was hat der ſtrenge Herr denn von dir unbeſcholtenem Manne gewollt, da er in ſo unerhörter Weiſe dich mitten im Gebet ſtören und wie einen Verbrecher hinwegführen ließ?" — „Eure Unſauberkeit," ſo erwiedert der Imam, „iſt es geweſen, die mir dies Alles zuzog. Der Großſultan war verkleidet hier in unſrer Moſchee, er hat die ſchmutzigen Lumpen eurer Bet-Teppiche geſehen und ich Unſchuldiger mußte deshalb den harten Verweis des Weſirs hinnehmen." — „Nun," ſo ſagte der Andre, indem er mit einem tiefen Seufzer ſeine Bruſt erleichterte, „Gott Lob, daß es weiter Nichts iſt als dieſes, ſolchem Uebelſtand kann leichtlich abgeholfen werden." Der Mann entfernt ſich, und der Imam, der ihn, als einen in der Nachbarſchaft Wohnenden ſehr gut kannte, geht nach den Stunden des Gebetes wieder zum Pallaſt des Grosweſirs. Dieſem, bei dem Verhör unter vier Augen, berichtet er Alles was er geſehen und gehört. Der Weſir, nachdem er noch einmal ihm ſtrenges Schweigen geboten, entläßt ihn. Doch der Imam konnte noch kaum zu ſeinem Hauſe zurückgekehrt ſeyn, da trat ſchon in das Haus des Mannes, der am frühen Morgen der erſte in der Moſchee geweſen war, eine ganze Schaar der bewaffneten Gerichtsdiener ein, die ihn wie einen Verbrecher in Ketten geſchloſſen zum Weſir führte. „Wo haſt du," donnerte dieſer ihm entgegen, „das Mädchen hingebracht, das du vorgeſtern beraubteſt?" Der Mörder, mehr von dem Zeugniß des eignen Gewiſſens, als wie er dies meinte, durch das Zeugniß andrer Menſchen überwieſen, geſteht die ganze That. Er hatte den Leichnam des beraubten und gemordeten Kindes im Dunkel der Nacht nach einem abge-

legnen Ort des benachbarten Stadtviertels getragen und dort denſelben in das Loch eines ehemaligen, halbverſchütteten Brunnens geworfen. Er wird abgeführt zur Strafe; der Leichnam herbeigebracht, die unglückliche Mutter gerufen. „Hier," ſo ſpricht der Weſir, „habe ich dir, wie ichs verſprach, dein Kind wiedergefunden, leider jedoch kam deine Klage zu ſpät, ich konnte dir nicht mehr die Tochter ſelber, ſondern nur ihren Leichnam geben."

Daß neben der Gerechtigkeitspflege, welche im wahren, guten Sinne des Wortes von mehreren der beſſeren Richter ſo wie der nur ſelten auftretenden beſſeren Weſire geübt wurde, noch ungleich mehr und öfter eine Pflege der Ungerechtigkeit im türkiſchen Reich im Schwange war, bedarf kaum einer Erwähnung. Nur allein in den ſieben letzten Jahren der Regierung Murads IV wurden mehr denn 50000 Menſchen, darunter viele vom höchſten Stande, einige aus des Sultans nächſten Blutsverwandten, auf Befehl des Tyrannen hingerichtet und dieſe Vergeudung des Menſchenblutes dauerte ſelbſt noch im letzten Lebensjahre des durch Furcht und Schrecken mächtigen Herrſchers fort, zu einer Zeit, da dem Würgengel der Peſt nur in der Hauptſtadt allein täglich anderthalbtauſend Opfer erlagen. Auch der Vater des zuletzt allerdings zwar wegen ſeiner Strenge ſehr gefürchteten, dennoch aber von Natur mild geſinnten Achmed Köprili, der alte Köprili Mohamed Paſcha hatte, während ſeiner fünfjährigen Geſchäftsführung als Großweſir gegen 36000 Hinrichtungen, anſcheinend zur Erſtickung der ohne Aufhören drohenden Meutereien angeordnet, und nach einer alten Volksſage der Türken konnte es als ein Recht des Großſultanes erſcheinen im Durchſchnitte täglich ſieben, des Großweſirs täglich ſechs Köpfe ſeines Volkes vom Rumpfe trennen

zu laſſen *). Aber über all dieſe Ströme des einheimiſch türkiſchen Blutes konnte zu Taverniers Zeiten ſo wie noch ſpäter der Fremde, wenn er nur den Fanatismus des Volkes ungereizt ließ, ungefährdet hinwegſchreiten; er konnte den blutigen Schauſpielen gleich wie den ſchauerlichen Darſtellungen eines Bänkelſängers, der vor einem Bilde ſtehet, auf welchem nur Mörder und Ermordete geſehen werden, ruhig, wenn es ihm beliebte, zuſehen und daran lernen, was der Vorzug ſey, den das Chriſtenthum den Völkern ſeiner Heimath, vor den nicht chriſtlichen Völkern der Morgenländer gebracht habe.

Wie unbegreiflich und über das rechte Maaß gehend die Nachſicht war, die man in der Türkei gegen Fremde übte, davon erzählt Tavernier ſelber ein Beiſpiel. Es hatten mehrere Schurken, welche den Namen der Chriſten führten, Leute von verſchiedenen Nationen, das Geſchäft einer Falſchmünzerei geübt, vermöge welchem ſie, namentlich Goldſtücke, genau nach dem rohen Gepräge der türkiſchen gefertigt, dabei aber von ganz geringem Gehalt, mit ſcheinbar ungeheuren Gewinn unter den Bewohnern des türkiſchen Reiches in Umlauf ſetzten. Ein fränkiſcher Kaufmann hatte faſt ſein ganzes Vermögen zu dieſem ſchlechten Geſchäft verwendet und falſche Münzen mit türkiſchem Gepräge fertigen laſſen, deren ſcheinbarer Werth in einem vielfach höherem Maaße den wahren Werth überſtieg. Sein Betrug wird erkannt, der Münzprobirer erhält die ganze Maſſe des falſchen Geldes, um ihren Gehalt zu unterſuchen. Jener erwartet, ſeiner Schuld überwieſen, zitternd die Strafe, welche in chriſtlichen Ländern, und wie dies zu erwarten ſcheint, noch

*) v. Hammer-Purgſtall Geſchichte des Osmaniſchen Reichs III, S. 523.

vielmehr in türkiſchen, den Falſchmünzern, dieſen Betrügern und Dieben an einer ganzen Nation, zuerkannt iſt. Aber der Zollbeamtete giebt ihm ruhig hier den geringen Betrag des ächten Goldes, das in ſeinen ſchlechten Münzen war und dort die Schlacken zurück, und man läßt ihn frei gehen.

Wenn Tavernier, wie dies der Verfaſſer der Vorerinnerungen zu einer ſpäteren, franzöſiſchen Ausgabe ſeiner Reiſebeſchreibung ſagt, auch dann, wenn ſein lebhaftes Temperament ihn je zuweilen zu Aeußerungen des Zornes und der Heftigkeit hinriß, ungeſtraft und unbeſchädigt von der Rachſucht der Türken, im Verkehr mit dieſen hindurchkam, dann mochte dies zum Theil auch ſeinen Grund in jenem Zuge des Charakters dieſes Volkes haben, der daſſelbe durch Furcht und Schrecken zur Herrſchaft über andre Völker erhoben hat, und nur unter dem Einfluß von Furcht und Schrecken es beugſam und nachgiebig machet. Einer der neueren Reiſenden durch die Türkei nach Perſien, der Botaniker Aucher Eloi (einer der Martyrer für die Wiſſenſchaft), erzählt, daß, als er im Jahr 1835 nach Konich (dem alten Iconium) kam, ſo eben ein türkiſches durchziehendes Truppencorps die Gaſſen der alten, verfallenen Stadt überfüllt habe. Aucher hatte ſich, mit einem neugekauften Fez auf ſeinem Haupte, auf einem der öffentlichen Plätze unter das Gedränge des Volkes gemiſcht. Ohngeachtet ſeiner vornehmen türkiſchen Kleidung hatte man hier in ihm den Franken erkannt, man hatte ihn mit Schimpfnamen überhäuft; da riß ihn auch die lebhafte Naturart des franzöſiſchen Blutes mit ſich dahin, er verſetzte einem der höhnenden Türken eine ſo derbe Ohrfeige, daß derſelbe zu Boden taumelte. Augenblicklich ſah er ſich von dem wüthenden, laut ſchreienden Volkshaufen umringt, welcher Rache an dem Chriſtenhunde nehmen wollte. Er aber erhob muthig ſeinen Stock

und rief auf türkiſch: „ſchweigt, ihr Hunde, oder ihr ſollt Schläge genug haben.“ Einer ſolchen Kühnheit hielt man nur einen Mann von großem Einfluß und hohem Stande fähig; die Schreier ſchwiegen augenblicklich und ließen den verhaßten Fremdling ungeſtört wieder zu ſeiner Herberge zurückkehren, welche dieſer für diesmal, aus Mangel eines andren Unterkommens, in einem Stalle genommen hatte. —

Wer mit Türken, auch in ſtreitigen Fällen, friedlich auskommen will, der muß mit ihnen in Wort wie in That ſich türkiſch zu benehmen wiſſen, ein der eignen Würde vergeſſendes Hin- und Hercomplimentiren zur Rechten und zur Linken würde dem Osmanen an ſeinen Herren ein ungeſchickt Ding däuchten und würde nur ſchwerlich zum rechten Ziele führen.

Wenn man den urſprünglichen Nationalcharakter des Türken, ehe dieſer durch die Kriegsthaten und durch die ungeheuren Eroberungszüge ſeiner Herrſcher zum großen Volk geworden, wenn man namentlich den auffallenden Contraſt des türkiſchen und des perſiſchen Volkscharakters recht ins Auge faſſen will, dann darf man nur die Turkomanen von Merw, dieſe Türken von altem Originalſtyl betrachten. Allerdings ſind dieſe Turkomanen ein im hohen Grade verwildertes Volk, das ſtatt des Pfluges und der Sichel nur Schwert und Bogen führt und nicht von ſelbſt erworbenem und erbautem, ſondern faſt nur von fremdem Gut und Brode lebt, welches es auf ſeinen Raubzügen durch plötzlichen Einbruch in dem Gebiet der Nachbarn erbeutet oder den vorüberziehenden Karawanen abnimmt. Dennoch gehorcht dieſes wilde Volk mit wahrhaft kindlicher Ehrfurcht, wie dies einer der neueſten Reiſenden: Wolf, in dem Bericht über ſeine Sendung nach Bokhara erzählt, ſeinem großen Derwiſch, in welchem es einen Nachkommen des Propheten verehrt. Dem Segen,

welchen der große Derwiſch ihnen ertheilt, wenn ſie vor ihren Feldzügen denſelben ſich erflehen, ſchreiben ſie den Sieg und glücklichen Ausgang ihrer Unternehmungen zu und fürchten als das größeſte Unglück ſeinen Fluch; ihm bringen ſie unaufgefordert den Zehnten von all ihrem Gewinn. Und dennoch iſt dieſer große Derwiſch, welcher den Titel Khalifa führt und wegen des mächtigen Einflußes auf die Raubhorden des Wüſtendiſtriktes von den Fürſten der Nachbarländer ſehr geachtet wird, ſeiner Geſinnung und Handlungsweiſe nach keinesweges einer der Ihrigen. Er iſt, ſo weit ſeine Kunde reicht, von dem was in ſeinem Lande geſchieht, ein uneigennütziger Freund und Schützer aller hindurchkommenden Fremden und Karawanen, ſucht bei jeder Gelegenheit ſeine Turkomanen von der rohen Sitte des Räuberlebens zu entwöhnen; er ſelbſt übt an jedem Fremden die Pflicht der Gaſtfreundſchaft und empfiehlt dieſelbe auch ſeinem Volke mit der Erinnerung an Abrahams Beiſpiel an, welcher zum Lohn für ſeine Gaſtfreundſchaft von Gott mit dem Beſuch von Engeln beglückt wurde. Man bewundert mit Recht die Geduld und die Geſchicklichkeit ſolcher Leute, welche einen Hecht ſo abrichteten, daß er die ſchon mit den Zähnen erfaßte Beute auf einen fühlbar gegebenen Wink wieder fahren ließ, oder Katzen, daß ſie harmlos und ohne ſie zu verletzen mit Mäuſen und Vögeln ſpielten; das aber, was der große Derwiſch über die Turkomanen vermag, wenn er ſie dahin bringt, daß der Fremde, ja daß ganze Karawanen mit all ihren Gütern unberaubt und ungehemmt ihre Zelte bei ihnen aufſchlagen, und ſelbſt dann, wenn ſie, was doch nur ſelten verſäumt wird, nicht durch ein freiwilliges Geſchenk ſich bei ihnen abfinden, in Frieden weiter ziehen dürfen, das iſt noch ungleich ſchwerer als das Abrichten eines einzelnen Hechtes oder einer einzelnen Katze, und ein ſol-

ches Werk kann nur durch die höhere Macht der Religion gelingen.

Denn mit der kindlichen Ehrfurcht vor der Religion der Väter bilden ſelbſt jene Züge der Turkomanen nur einen ſcheinbaren Widerſpruch, wodurch dieſelben gleich den Türken ihre übertriebene Achtung vor kriegeriſcher Gewalt und äußrer Ueberlegenheit, ſo wie ihre Lüſternheit nach einem Beſitz bezeugen, der ohne mühſames Arbeiten nur durch Schwert und Bogen erlangt wird. Als Wolf bei ſeiner Rückreiſe aus Bokhara abermals bei dem großen Khalifen-Derwiſch und ſeinen Turkomanen zu Beſuche war, da erzählte ein andrer Derwiſch, der ſo eben aus Indien zurückgekehrt war, von Lord Napiers Thaten in Sinde, von dem wundervollen Siege, den derſelbe mit wenig hundert Mann über die vielen Tauſende der Beludſchen gewonnen habe. Da riefen die Turkomanen voll Erſtaunen: „Allah, Allah, Allah, die Engländer werden gewiß auch hieherkommen, und wenn ſie kommen, dann unterwerfen wir uns gleich, denn wir Turkomanen wollen niemals gegen die fechten, welche mit Kraft die Oberhand führen. Wir dienen dem Stärkſten, mag er ein Chriſt, ein Hindu oder ein Muſelmann ſeyn. Denen, die uns Khalats (Ehrenkleider) und Tillahs (Ducaten) geben, dienen wir.“ Ihr großer Derwiſch fügte dazu die Bemerkung: „Gott belohnt die Redlichkeit; die Engländer ſind redlich, darum belohnt ſie Gott. Wir Turkomanen ſind Diebe, darum hat Gott Mißfallen an uns gefunden.“

Von einem ſolchen Dienen einer fremden Herrſchaft, möge ſie in der Hand eines Chriſten oder eines Hindu ruhen, mag das „große Volk“ der Türken freilich nichts wiſſen; es hält ſich für einen unbeſiegbar ſtarken Löwen, der zwar nach all den vollbrachten Heldenthaten ſeiner Arme,

der Ruhe ſich gern dahin giebt, dem aber, wenn er von ſeinen Herrſchern geführt in ſeiner Kraft ſich erhübe, alle Nationen mit ihren Heeren unterliegen und dienen müßten. Der Türk hat, wie ſein alter Stammverwandter, der Turkomane, im Ganzen nur wenig Sinn und Neigung für einen friedlichen Erwerb, der aus dem fleißigen Anbau des Landes oder aus Handthierungen kommt, welche eine anhaltende Geſchäftigkeit der Hände erfordern. Darum erſcheint, wie einer der neueſten Reiſenden im Morgenlande, der ſchon erwähnte Aucher Eloi ihn ſchildert, der Türke vorherrſchend in einem Zuſtand des Ausruhens begriffen; man mag am Morgen, am Mittag oder Abend in eine türkiſche Ortſchaft kommen, jederzeit ſieht man da den größeſten Theil der Männer in voller Ruhe ihre Tabakspfeife rauchen. Wenn ſich allenfalls neben dem ungeſtörten Genuß dieſer Ruhe ein kleines Handelsgeſchäft betreiben läſſet, das zur Noth ſeinen Mann ernährt, dann iſt es dem Türken recht, und das Beutemachen im Kriege würde ihn noch jetzt, wie den Turkomanen zu ungewöhnlicher Anſtrengung aufregen können; übrigens mag er immer lieber in Ruhe ſitzen, als in Arbeit ſchwitzen. Hat er ſich jedoch nur erſt einmal zur Arbeit bringen laſſen, dann ſtellt er, wie man in der Hauptſtadt ſelber an vielen Beiſpielen es ſehen kann, ſeinen kräftigen Mann.

Eben in dieſer Neigung zur Ruhe mag auch zum Theil neben einer natürlichen Gutherzigkeit der Grund liegen, aus welchem der ſchweigſame Türk (nach dem Urtheil des eben erwähnten Reiſenden) im Allgemeinen Zank und Streitigkeiten verabſcheut. Im Vergleich mit ihm erſcheinen ſelbſt die ſonſt achtbaren Nachbarn und Glaubensgenoſſen, die Araber der ägyptiſchen Städte lebhaft, leichtſinnig, nachläßig in Erfüllung ihrer religiöſen Pflichten, dem Trunk und an-

dren Ausſchweifungen ohne Scheu ergeben und dabei als ſo wortreiche, laute Schreier, daß ein einziger Araber mehr Lärm macht, denn zwanzig Türken. Wenn man in eine türkiſche Stadt kommt, wird man überraſcht durch die tiefe, friedliche Stille; da ſtört keine laute Stimme die Ruhe der tabakrauchenden, kaffeetrinkenden Muſelmänner; kommt man dagegen in eine arabiſche, dann meint man, indem man das laute, allgemeine Geſchrei hört, nicht anders als die ganze Stadt ſey in Aufruhr.

### 5) Schatten- und Lichtſeiten des perſiſchen Charakters im Vergleich mit dem türkiſchen.

Noch vortheilhafter als der mit den ägyptiſchen Arabern fällt der Vergleich der Türken mit den Perſern, für den osmanniſchen Volkscharakter aus. Mit wenig Worten, dabei aber treffend, ſchildert Aucher Eloi den Unterſchied zwiſchen beiden, wenn er ſagt: Der Türke, bei all ſeiner Brutalität und ſelbſt Grauſamkeit, ſteht noch immer auf einer Art von religiöſem Grund, welcher dem Perſer bei all ſeinem kindiſchen Aberglauben faſt durchgängig fehlt. Schon Tavernier ſagt: „die Perſer ſind insgemein von Natur große Heuchler und Schmeichler, eitel und ehrſüchtig,“ und noch jetzt bezeugen die Erfahrungen ſolcher Reiſenden, welche mit den höflichen Perſern in länger dauernden, genaueren Verkehr kamen, häufig die Wahrheit dieſes hartlautenden Urtheils unſres alten Reiſenden. Allerdings ſcheint der rohe gehäſſige Fanatismus, den die Türken bei ſo vielen Gelegenheiten gegen alle die bezeugen, welche einer andren Religion zugethan ſind als dem Islam, den Perſern fremd zu ſeyn; ſie laſſen ſich nicht in religiöſe Streitigkeiten ein, geben dem vornehmen Fremden, der etwa von ſeiner Religion ſpricht, in artiger Geſchmeidigkeit zu, was er vielleicht zugeſtanden

haben will, ſprechen ſogar in lobenden Ausdrücken von dem Chriſtenthum, und von den Chriſten, ſchimpfen und ſchmähen über dieſe niemals in der rohen Weiſe der Türken; wenn man aber etwas tiefer nach dem Grunde dieſer ſcheinbaren Duldſamkeit forſcht, dann bemerkt man bald, daß er nicht in einer beſſern Ueberzeugung jener höflichen Leute liege, ſondern in ihrer Gleichgültigkeit gegen alle wirkliche Religion, ſelbſt jene ihres Volkes nicht ausgenommen.

Im Allgemeinen wie im Beſondren wird freilich das Urtheil eines fremden Reiſenden, der durch ihr Land kommt, über die Perſer ſehr verſchieden ausfallen, je nachdem der Mann, der dieſes Urtheil ausſpricht, ein mit Macht und Anſehen begleiteter, dabei reicher iſt, der jeden kleinen Dienſt gut bezahlen kann, oder ein ſolcher, der wie der Botaniker Aucher Eloi ohne bewaffnete Begleitung, als unbemittelter Wandrer, dabei krank und hülfsbedürftig in ihre Mitte tritt. Dem reichen, vornehmen Reiſenden mag es, wenn er über die türkiſche Gränze hinüber, in die erſte perſiſche Stadt kommt, ganz angenehm ſeyn, wenn hier alsbald ſo viele höfliche Leute ſich um ihn drängen und zu ſeiner Bedienung ſich bereit zeigen. Wenn er in eine türkiſche Stadt eintrat, da erhub ſich keiner aus ſeiner Ruhe, um ihm von ſelber ſeine Dienſte anzutragen; man mußte die Leute dazu erſt auffordern; dort in der perſiſchen Stadt dagegen ſcheint ſich jeder aus dem Volk eine Ehre daraus zu machen den vornehmen Herrn zu bedienen; doch möge dieſer genau auf ſeine Sachen achten, denn er iſt unter Leute gerathen, welche zwar der Ehre, nicht aber der Ehrlichkeit zugethan ſind. Eben ſo kommt ihm allenthalben und aus der Mitte der verſchiedenſten Stände, der höchſten wie der niederſten eine Fülle der Ehrenbezeugungen und des Anerbietens von Vergnügungen und Genüſſen entgegen, ſo daß ein ſolcher Rei-

ſender Perſien ſo wie ſeine Bewohner nur im roſenfarbigſten Lichte zu ſehen bekommt und in liebenswürdigſter Weiſe beide ſchildern mag. Doch alles das was ihn ſo ergötzte, das hatte nicht ſeiner Perſon ſelber, ſondern ſeinem vornehmen Gewand, ſeinem äußren Glück gegolten; wäre er von dieſen entkleidet geweſen, welch ganz andere Erfahrungen würde er dann auf ſeiner perſiſchen Reiſe gemacht haben.

Vergeſſen wir jedoch nicht, daß der perſiſche Volksſtamm, obgleich er dort in ſeinem Vaterlande einer der entartetſten, tiefgeſunkenſten geworden iſt, ſeinen äußren wie innren Anlagen nach einer der befähigtſten und edelſten war, und daß in früherer, ſo wie noch in ſpäterer Zeit Männer in ſeiner Mitte ſich hervorgethan haben, in welchen alle die edleren Gaben, welche in dem Charakter ihres Volkes, ja in der unverdorbenen durch Religion emporgehaltenen Menſchennatur überhaupt liegen, ſich in bewundernswerther Weiſe kund gaben. Ohnehin gilt das ſchlimme Urtheil mancher neuern Reiſenden vornämlich nur den Bewohnern der Städte, vielweniger den vom Verkehr der Straßen abgelegneren Dörfern. Und was die äußerlichſten, jedem Reiſenden in die Augen fallenden Vorzüge des perſiſchen Volkes betrifft, ſo läßt ſelbſt Aucher Eloi, der ſo vielfältige Urſache zum Klagen hatte, darin ihm Gerechtigkeit wiederfahren, daß es für die Cultur des Landes ungleich größre Geſchicklichkeit, ungleich mehr Eifer und Fleiß kund gebe als die Türken. Man kann ſich hiervon leicht, gleich bei dem erſten Eintritt in das perſiſche Gebiet überzeugen. Da iſt jedes Stück Landes, das einer Bewäſſerung und hiermit zugleich eines Anbaues fähig iſt, aufs Beſte benutzt; Gräben ſind gezogen, jedes Feld iſt mit den für ſeine Lage paſſendſten Nutzgewächſen bepflanzt, vor Allem iſt auf das Gedeihen der Lieblingsfrucht der Perſer: auf das der Melonen aufs Sorgfältigſte

Rückſicht genommen. Auffallend und mit dem beſtändig friſchen grünenden Anbau der Felder und Wieſen in grellem Contraſt ſtehend erſcheint hierbei freilich die Menge der verlaſſenen Wohnhäuſer, die mit ihren häßlichen Mauerreſten den Eindruck, den die grünenden Auen machen, ſtören; aber der perſiſche Landmann läßt ſich nicht die Zeit an ſeine aus Lehmen und Schilf, oder nur wenigem Holz erbaute Hütte, wenn dieſe in Verfall geräth, eine lange Mühe des Ausbeſſerns zu wenden, ſondern er baut alsbald ſtatt ihrer eine neue auf und überläßt die alte ihrem allmäligen Verfall. Außer dem Landbau zeigen ſich die Perſer aus der Mittelklaſſe des Volkes auch zu allerhand Handthierungen geſchickt; ſie ſind zum Theil vortreffliche Seidenweber, Teppichmacher und Metallarbeiter; hurtig und geſchwind in den Bewegungen ihrer Hände, wie in denen der Füße, denn die Kunſt des Schnelllaufens iſt bei den Perſern ſeit alter Zeit in großer Uebung Und nicht dieſe mechaniſchen Geſchicklichkeiten allein, ſondern wahrhafte Kunſtfertigkeiten und Leiſtungen der höheren geiſtigen Art ſind es, wodurch das Volk der Perſer vor ſeinen Nachbarn ſich ausgezeichnet hat. Die Kunſt der Sänger und Saitenſpieler von Schiras wird noch jetzt von allen Reiſenden gerühmt. Als bei dem furchtbaren Gemetzel, das nach der Eroberung von Bagdad im J. 1640 auf Murads IV Befehl über alle in der Stadt wohnenden Perſer verhängt wurde, die mordluſtigen Türken auch den Saitenſpieler und Sänger Schahkuli ergriffen hatten, verlangte dieſer „unter dem Säbel“ (wie ein dem Tode Beſtimmter) vor den Sultan geführt zu werden. Ich beklage, ſo ſprach er zu dieſem, nicht das Hinſterben meines Leibes, ſondern der Kunſt der Töne, welche in dieſem Leibe wohnt. Hierauf, nachdem er ſich ein muſikaliſches Inſtrument mit 6 Saiten erbeten und daſſelbe

erhalten, beſang er unter der meiſterhaften Begleitung der tönenden Saiten die Thaten der Beſieger und Eroberer, ſo wie den blutigen Untergang der Bewohner von Bagdad in ſo hinreißender Weiſe, daß Murad IV nicht allein das Leben ihm ſchenkte, ſondern ihn mit ſich nach Konſtantinopel nahm, wo Schahkuli der perſiſchen Muſik einen allgemeinen Eingang verſchaffte*).

In der That dieſe Wirkung der Tonkunſt auf das den Gefühlen der Menſchlichkeit verſchloſſene Gemüth eines Tyrannen war noch merkwürdiger und bedeutender als die zähmende, beſänftigende Macht, welche die Muſik, nach Reales Beobachtung, auf erzürnte Klapperſchlangen ausübt.

Die perſiſchen Tonkünſtler ſind noch jetzt, wie Schahkuli, großentheils Improviſatoren, welche bei gegebener Veranlaſſung zu dem Spiel ihrer Saiten den paſſenden Text ſchaffen. Ueber dieſen vergänglichen Erzeugniſſen einer dichteriſchen Anlage und als Vorbild für dieſelben dienend, ſtehen hoch erhaben die uns Allen durch meiſterhafte Ueberſetzungen in unſre Sprache zugänglichen Werke der perſiſchen Dichter Hafiz, Saadi, Firduſi da; jener hochbegabten Derwiſche, deren Namen neben denen ihrer geiſtig großen Standesgenoſſen Abul Kaſim, Schemſch Tebrizi, Mullah Rumi und Emir Sultan in der Geſchichte der morgenländiſchen Literatur glänzen.

Aber nicht allein im Gebiet der Literatur, auch im Leben der Thaten, in Bezeugung edler, menſchlich hoher Geſinnungen hatte Perſien zu Taverniers Zeiten, ſo wie noch ſpäter wahrhaft große, in ihrer Stellung bewundernswerthe Männer in ſeiner Mitte. Wir führen aus Taverniers Reiſewerk hier nur einige derſelben an.

---

*) J. v. Hammer-Purgſtall a. a. O. III S. 207.

## 6) Die Geſchichten des Mahomed Ali Schach und des Imam Kuli Kan.

Als Schach Abbas der Große eines Tages im Gebirg auf der Jagd war, und von ſeinen Leuten ſich etwas entfernt hatte, fand er da einen Hirtenknaben, der eine Heerde von Ziegen hütete und dabei ſehr lieblich auf ſeiner Hirtenflöte blies. Der Schach redet ihn an und der Knabe, der von dem hohen Stand dieſes Jägers keine Ahnung hat, antwortet höchſt unbefangen und verſtändig. Imam Kuli Kan, der Gouverneur von Schiras, läßt ſich von ferne ſehen; der Schach giebt ihm einen Wink ſich zu nahen und dann einen andren Wink, der ihm zu ſchweigen gebietet. Der Kan tritt näher und hört nun auch das Geſpräch des Herrſchers mit dem jungen Hirten an, in deſſen Antworten ein ſo aufgeweckter Geiſt, ſo richtiges Urtheil und ein ſo feines Gefühl für Schicklichkeit und Anſtand ſich kund giebt, daß der Schach und der Gouverneur mit Staunen ſich anblicken. Nach beendigtem Geſpräch fragt der König den Kan, was er von dieſem Burſchen halte und Imam Kuli, ein ſehr einſichtsvoller Mann, ſagt, daß wenn man den Knaben wolle leſen und ſchreiben lernen laſſen, ganz gewiß ein tüchtiger, brauchbarer Diener Sr. Majeſtät aus demſelben werden könne. Schach Abbas geht ſogleich auf den Vorſchlag ein, er übergiebt den Unterricht und die Ausbildung des jungen Hirten der Leitung des Kans ſelber, der ſich des Zöglinges mit ſo glücklichem Erfolg annimmt, daß derſelbe in Kurzem an Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten alle jungen Leute ſeines Alters überflügelt und nach einigen Jahren von dem Kan zu allerhand Aemtern und Dienſtleiſtungen in ſeiner Provinz verwendet werden kann. Abbas der Große vernimmt mit Vergnügen, welch ein tüchtiger Mann aus ſeinem Hirtenknaben geworden ſey; er ruft ihn an ſeinen Hof und ge-

winnt bald ein ſo großes Vertrauen zu demſelben, daß er ihn zur Würde eines Nazars oder Oberſthofmeiſters in ſeinem Hauſe erhebt, und ihn als Mohamed Ali Beg in die Reihe der Würdenträger des Reiches einführt. Der neue Nazar hatte ſich durch ſein äußeres Glück nicht blenden und berauſchen laſſen; er betrug ſich mit ſo viel weiſer Mäßigung und mit ſo unbeſtechlicher Treue im Dienſte ſeines Herrn, daß dieſer ihm bald nachher die höchſten Beweiſe ſeines Vertrauens gab, indem er ihm zweimal eine Geſandtſchaft an den großen Mogul, in ſehr ſchwierigen Angelegenheiten übertrug und jedesmal Urſache fand, die kluge, gute Ausführung ſeiner Aufträge zu beloben. Aber die große, gewiſſenhafte Treue, womit er allen Pflichten ſeines Amtes nachkam, die Gewiſſenhaftigkeit und Genauigkeit, wo mit er die ihm anvertrauten Güter und Einkünfte ſeines Herrn verwaltete, machte ihm viele einflußreiche Leute am Hofe des Königes zu Feinden, namentlich die Verſchnittenen und das Frauenvolk des Harems, denen er alle ihre unbilligen, koſtſpieligen Wünſche mit Entſchiedenheit abſchlug. Zu dieſer feindlichen Parthei hatten ſich auch mehrere der Miniſter und Großen des Reiches geſchlagen, welche jedoch vergeblich es verſuchten, den mit Recht geehrten, redlichen Mann bei dem großen Abbas in Ungunſt zu ſetzen. Was jedoch dieſen Feinden bei Abbas nicht gelingen wollte, das ſchien ihnen deſto leichter erreichbar, als nach des Schachs Tode ſein ihm ſehr ungleicher Enkel Sam Mirſa Schar Soafi den Thron beſtiegen hatte. Oefters ſchon hatten es zwar die Verſchnittenen verſucht, dem jungen Herrſcher allerhand Verdächtigungen und böſe Nachreden auf den Nazar beizubringen; dieſer aber hatte ſich geſtellt, als höre er es nicht. Da zeigte ſich auf einmal, wie die Feinde meinten, eine günſtige Gelegenheit den verhaßten Mann zu ſtürzen.

Der König unterhielt ſich eines Tages mit dem Beſchauen ſchöner Säbel und Dolche, deren Griffe und Scheiden mit Edelſteinen beſetzt waren. Da fragte ihn einer der Kämmerlinge, ob er ſich nicht wolle den überaus koſtbaren Säbel aus ſeiner Schatzkammer herbeiholen laſſen, jenes Geſchenk des Großſultans an Schach Abbas, den Großvater Sr. Majeſtät, daran ſich kein Auge ſatt ſehen könne, denn dieſer Säbel, ganz mit großen, funkelnden Juwelen beſetzt, habe ſeines Gleichen nicht auf Erden. Der Schach, durch dieſe glänzende Beſchreibung um ſo neugieriger gemacht, da er ſich nicht erinnern konnte den prächtigen Säbel jemals in der Schatzkammer geſehen zu haben, ſendete ſogleich nach dieſer hin, um das gerühmte Stück holen zu laſſen. Man durchſucht alle Räume, alle Kiſten und Schränke, der Schatzmeiſter will nichts von dem Säbel wiſſen, er behauptet, er habe niemals einen ſolchen geſehen. Aber der alte Kämmerling trägt vor die Augen des Königs das Buch herbei, darinnen die von auswärts her empfangenen Geſchenke verzeichnet ſtehen; der koſtbare Säbel iſt wirklich darin verzeichnet.

Die Sache verhielt ſich, wie dies der alte Kämmerling und ſeine Verbündeten gar wohl wiſſen konnten, wirklich ſo, wie der Schatzmeiſter behauptete. Dieſer hatte den Säbel voller Brillanten niemals geſehen, denn ſchon etliche Jahre vorher, ehe er zu dieſem Amt gekommen, hatte Schach Abbas die köſtlichen Edelſteine herausnehmen, den goldnen Griff umſchmelzen und aus beiden ein Kleinod fertigen laſſen, das noch jetzt eine der ſchönſten Zierden ſeines Hausſchatzes war. Damals aber, als dieſe, vielen Herren am Hofe wohlbekannte Veränderung geſchehen, hatte man verſäumt in dem Verzeichniß der Geſchenke dieſe Verwendung des Säbels zu bemerken, dieſer ſtund noch angeführt unter den andren vorhandnen Sachen.

Aber bei dieſem Allen hatten die böswilligen Neider dennoch erreicht was ſie wollten; der Schach, in welchem man die Begierde nach dem Anblick des Schatzſtückes abſichtlich aufs Höchſte geſpannt hatte, als ihm die Antwort des Mohamed Beg, ein ſolcher Säbel ſei im ganzen Schatz nicht vorhanden, und zugleich das Buch aus der königlichen Kammer gebracht wurde, darinnen derſelbe doch verzeichnet ſtund, wurde zornig, und dieſe Stimmung benutzten die Feinde des Nazars, ſie bemerkten dem Herrn, daß man längſt im ganzen Lande ſich über den großen Aufwand des Schatzmeiſters verwundert habe. Derſelbe ließe auf ſeinen Namen Caravanſereien, zur Aufnahme der Pilger und Fremden, Brücken und Dämme zur Verbeſſerung der Wege bauen, habe ſich auch ein großes prächtiges Haus errichten laſſen, welches wohl werth ſchien, daß Seine Majeſtät daſſelbe ſich beſähen. Wo ſollte doch ein Privatmann die Mittel hernehmen zu ſolchen großen Ausgaben, wenn dies nicht aus königlichem Schatz geſchähe. Es möchte deshalb wohl zu rathen ſeyn, daß Seine Majeſtät ſcharfe Abrechnung mit dem Nazar hielten.

Während dieſer verläumderiſchen Reden ließ Mohamed Beg ſich ſelber zur Audienz melden. Der König empfing ihn heute ganz anders als er ſonſt gewohnt war; er forderte mit zornigen Worten Rechenſchaft über den vermißten Säbel und fügte die vermeintliche Drohung hinzu, daß er ſich gefaßt machen möge, denn nur 15 Tage zur Ordnung ſeiner Angelegenheiten ſollten ihm vergönnt ſein, dann wolle der König Hausſuchung thun in ſeiner Schatzkammer und Stück vor Stück derſelben mit dem Verzeichniß vergleichen, das in Seiner Majeſtät Händen ſey.

Der Nazar, der ſich keiner, auch nicht der geringſten Veruntreuung im Dienſte ſeines Herrn bewußt war, hörte

die Worte deſſelben ruhig an. Nur Eines, ſo ſprach er, erbitte ich mir von der Gnade meines Königes, daß derſelbe ſchon morgen früh, nicht erſt nach 15 Tagen die prüfende Vergleichung des Schatzes und ſeiner Verzeichniſſe vornehmen möchte. Der Schach, nachdem er noch einmal den früher von ihm ſo hochgehaltenen Nazar ermahnt hatte, er möge doch lieber die ihm vergönnte Friſt, zur Ordnung aller ſeiner Sachen annehmen, willigt endlich ein. Am andern Tag in der Frühe, beginnt die Muſterung. Es findet ſich Alles in der ſchönſten Ordnung; jedes Stück, deſſen in dem königlichen Verzeichniß erwähnt war, bis ins Kleinſte, findet ſich; eines jedoch iſt da, ein goldnes Kleinod, mit den koſtbarſten Edelſteinen beſetzt, deſſen die Verzeichniſſe nicht erwähnen. Der Goldſchmied, der es gemacht, lebt noch; er wird gerufen. Der Mann erzählt, daß dieſes Prachtſtück aus den Edelſteinen und zum Theil aus dem Golde gefertigt ſey, die ſich an einem vom Großſultan an Schach Abbas geſchenkten Säbel gefunden. Die Damascenerklinge habe er damals zurückgegeben. Es war dieſelbe, deren auch in den Verzeichniſſen nicht gedacht war.

Die Neider und Ankläger des Schatzmeiſters erblaſſen und verſtummen. Der König, ſchweigend, geht, weil er dieſen Beſuch ihm verſprochen, in des Nazars Haus. Dieſer, nach der Sitte des Morgenlandes, verehrt dem hohen, beſuchenden Gaſt ein Geſchenk; mehr, ſo ſagt der Nazar, indem er die Gabe von ſehr mäßigem Werth ihm überreicht, vermag das arme Haus eines Privatmannes nicht. Und arm, in der That, erſchien das von außen geräumig ausſehende, mit Geſchmack erbaute Haus, in ſeinem Innren. Da ſahe man keine Teppiche und Tapeten von golddurchwirktem Seidenſtoff, wie in den Wohnungen der Großen, von gleichem Stande. Alles war reinlich und bequem, dabei

aber ſo einfach wie bei einem mäßig bemittelten Bürger oder Landmann; ſtatt der Kronleuchter von venezianiſchem Glas oder Kryſtall nur die wohlfeilen perſiſchen Lampen; ſtatt der Näpfe von Gold, von Silber oder japaniſchem Porzellan nur Geſchirre von geringem Metall oder irdener Maſſe.

Bei dem Herumgehen durch die Säle und Zimmer hatte der Weg durch einen Gang geführt, an deſſen einer Seite eine Thüre war verſchloſſen mit drei eiſernen Ketten. Auf ſeinem Hinweg hatte der König dieſe ſo wohl verwahrte Thüre nicht beachtet; auf dem Rückweg machte der Meter, ein weißer europäiſcher Verſchnittener den Herrn auf dieſelbe aufmerkſam und der Schach, neugierig, fragte den Schatzmeiſter, was er da drinnen, unter ſo ſorgfältigem Verſchluß der Ketten verborgen habe? Großmächtigſter König, antwortete der Nazar, alles Das was Eure Majeſtät bisher in der Schatzkammer und in meinem Wohnhauſe geſehen, das iſt nicht mein, ſondern es iſt nur ein durch die Huld meines Königes mir anvertrautes und verliehenes Gut. Das aber, was in dieſem kleinen, wohlverwahrten Zimmer ſich findet, iſt wahrhaft mein und ich vertraue der Gerechtigkeit Eurer Majeſtät, daß Sie mir es niemals werden nehmen laſſen. Der Schach, deſſen Neugier durch dieſe Rede erregt war, äußert, in gnädiger Weiſe, den Wunſch dieſen Hausſchatz ſeines Schatzmeiſters zu ſehen. Man öffnet die Thür; der Herr tritt in ein Gemach ein, darinnen weder Teppiche noch Divans, noch irgend eine andre Geräthſchaft zu ſehen iſt. In die bloßen, von keinen Tapeten verzierten Wände ſind Nägel geſchlagen; auf zweien von dieſen ruhet ein Hirtenſtab, an einem hängt eine Hirtentaſche, zur Aufbewahrung des Mundvorrathes, an noch andren die Flöte, ſowie die Schläuche, an einem das Ge-

wand von einem Hirten. Dieſes Alles, ſo ſagt der Nazar, war mein wohlerworbenes, eigenſtes Eigenthum, als Schach Abbas der Große, Eurer Königlichen Majeſtät Ahnherr mich bei der Heerde meiner Ziegen fand; der große Abbas hat mir dies, mein Eigenthum gelaſſen und ſein erhabner Enkel, dies vertraue ich, wird mich auch deſſelben nicht berauben. Aber noch eine andre Gnade iſt es, die ich mir heute von meinem König und Herrn erbitte, das iſt die, daß derſelbe mir erlauben möge hier dieſes ſchwere Gewand des Nazars wieder mit meinem alten, leichten Hirtenkleide zu vertauſchen, meine Taſche und Waſſerſchlauch umzuhängen, meinen Stab und meine liebe Flöte zu ergreifen und hinaus zu gehen in meine ſtillen, friedlichen Gebirge.

Der junge König, von alle den Beweiſen der Treue und Redlichkeit eines ſolchen, von ihm hart verkannten Dieners tief bewegt, zog ſchweigend ſeine Kleider aus, und gab winkend den Befehl, daß man ſie dem Nazar anlegen ſolle. Dieſes iſt der höchſte Erweis der Gunſt und ehrenden Anerkennung, welche ein Monarch von Perſien einem ſeiner Großen erweiſen kann. Die Verläumder des ehrlichen Schatzmeiſters traf eine wohlverdiente Verachtung und Ungnade des Königes; Mohamed Ali Beg, der ſich bei jeder Gelegenheit als ein Freund und Schützer aller Bedrängten und aller Fremden, namentlich auch der Franken, und als ſolcher auch an Tavernier bewährte, blieb bis zu ſeinem Ende ungekränkt und hochgeehrt in ſeiner Würde.

Nicht ſo ungetrübt bis ans Ende und dennoch in jeder Hinſicht des Siegerkranzes würdig war der Lebenslauf jenes Imam Kuli Chan, des Gouverneurs von Schiras, des treuen Freundes Schach Abbas des Großen, ſo wie ſeines ganzen Hauſes, dem, wie wir vorhin erwähnten, jener Schach die Erziehung und Ausbildung des Hirtenknaben und nachma=

ligen Mohamed Ali Beg anvertraut hatte. Tavernier lernte dieſen edlen Perſer ſchon auf ſeiner erſten Reiſe nach Jspahan kennen. Damals hatte der geſchickte Uhrmacher Rudolph Stadler, von deſſen rühmlichen Heldentod wir vorhin (S. 87) ſprachen, eine ſehr ſchöne Taſchenuhr, welche nur von der Größe eines Thalers war, gefertigt; die Engländer hatten ſie von ihm um 200 Thaler gekauft und dieſelbe dem Kuli Chan, der ihrer Nation ſehr freundlich zugethan war, zum Geſchenk gemacht. Der Chan aber wollte ein in ſeinen Augen ſo koſtbares Geſchenk nicht für ſich behalten, ſondern brachte ſie ſeinem Könige, dem Schach Mirſa Söafi als Gabe ſeines dem königlichen Hauſe treu ergebenen Gemüthes. Es war dies nur einer der geringſten Beweiſe ſeiner guten Geſinnung gegen den Enkel ſeines alten hohen Freundes, Schach Abbas des Großen. In ganz Perſien lebte damals kein Mann, weder von hohem noch von geringem Stande, der alles was er beſaß und vermochte, ſo ganz dem Dienſt ſeines Fürſten dahingegeben hätte. Kuli Chan hielt in ſeiner Provinz, aus den Mitteln ſeiner anſehnlichen Einkünfte, ein Heer der auserleſenſten Truppen, mit denen er ſelber zu Felde ziehend, in jedem Kampfe mit auswärtigen Feinden überall voraus war; man ſchätzte in ihm mit Recht den gerechteſten, mildeſten, weiſeſten Gouverneur, den größeſten, tüchtigſten Feldherrn, ſo wie einen der gebildetſten Männer des damaligen perſiſchen Reiches. Er ließ ſich jederzeit wo es galt, und zwar in der uneigennützigſten Weiſe zum Schutz der Fremden, zur Hülfe der Nothleidenden, zur Vertheidigung der unſchuldig Unterdrückten bereit finden, und in der makelloſen Reinheit ſeines Charakters zeigte er ſich bis zu ſeinem blutigen Ende.

Die großen, guten Eigenſchaften dieſes Gouverneurs hatte kein Andrer mehr anerkannt und zu würdigen gewußt,

als ſein alter Herr, Schach Abbas der Große. Als aber dieſer König einſt, nach orientaliſcher Sitte, als höchſten Beweis ſeiner Gunſt, dem treuergebenen Diener eine der ſchönſten, beliebteſten Sklavinnen aus ſeinem Harem zum Geſchenk machte, da ahnete er nicht, daß dieſe Gabe dem Kuli Chan, ſo wie ſeinem ganzen Hauſe den Untergang bringen ſollte. Der Sohn, welchen eben dieſe ſchöne Sclavin nach 6 Monaten in Schiras, im Harem des Gouverneurs gebar, war ein Sohn des Schach, obgleich jedoch Jedermann dies wußte, wurde derſelbe dennoch mit den andren Söhnen des edlen Chan, als einer der Ihren erzogen und bildete, unter der Leitung des Pflegevaters, zu einem kräftigen Kriegsmann ſich aus.

Nach Abbas des Großen Tode ließ der alte Chan ſich nur ſelten bei Hofe ſehen. Er ſelber hielt in Schiras einen Hofſtaat, der an Pracht dem königlichen nur wenig nachſtund, an Ausübung aber der Gaſtfreundſchaft gegen Fremde, durch Freigebigkeit gegen Gelehrte und Künſtler, durch Wohlthätigkeit, jenen weit übertraf. Während der erſten Jahre nach Abbas Tode führten eigentlich die Frauen des Harems, namentlich die königliche Mutter, in Gemeinſchaft mit dem erſten Miniſter die Regierung, für den noch ſehr jungen Schach Ssafi. Jene Damen und Herren des Hofes, welche mitten im Gebrauch und Mißbrauch ihrer Macht eines gewiſſen Gefühls ihrer Ohnmacht ſich nicht erwehren konnten, betrachteten mit Argwohn das große Anſehen, in welchem Kuli Chan im ganzen Lande ſtund. Hätte er, mit ſeinem wohlgerüſteten, trefflich geübten Heere ſich gegen das ganze übrige Perſien erheben wollen, es wäre Alles ihm unterlegen, ja, ſo beliebt und geachtet war der Mann, Alles wäre ohne Schwertſtreich, von ſelber ihm zugefallen. Dazu kam noch ein Gerücht, welches allerdings

nicht ganz ohne Grund war, nach welchem jener Sohn der ſchönen Sklavin, welche Schach Abbas der Große dem Kuli Chan geſchenkt hatte, Anſprüche machen ſollte auf den Thron. Allerdings hatte dieſer Jüngling, den der Pflegvater wie ein eignes Kind liebte, bei mehreren Gelegenheiten ſolche ehrgeizige Anſichten ausgeſprochen und hatte einige ſeiner Halbbrüder dafür gewonnen, der alte Chan aber, der mit unverbrüchlicher Treue an ſeiner Unterthanenpflicht feſthielt, hatte jede Regung dieſer Art durch ernſten Widerſtand unterdrückt. Da geſchahe es, daß Sultan Murat mit einem Heer in Perſien einfiel; Erivan hinwegnahm, Tauris zerſtörte, der armeniſchen Gränze ſich nahete. Ein Aufgebot erging an alle Chans, vor allen an den von Schiras, daß ſie mit ihren Truppen in Kasbin, wo der junge König Hof hielt, ſich verſammeln und dann mit vereinter Macht dem Feind entgegen ziehen ſollten. Als der alte Kuli Chan mit ſeinen drei zum Krieg erzogenen Söhnen auf dem Wege war, da nahete ihm einſt der älteſte von dieſen. „Vater,“ ſo ſprach er, „bedenkſt du wohl, daß wir unſre Köpfe ſelber dem Schwert des Henkers entgegen tragen?“ — „Ich bedenke das wohl, mein Sohn,“ ſagte der Alte, wir folgen aber hier als Soldaten dem Aufgebot unſres Herrn; ich bin gewohnt den Befehlen meines Königes zu gehorchen, ich werde mich bis an mein Ende als treuer Unterthan erweiſen.“

Am Hofe in Kasbin empfing man den mächtigen Chan und ſeine Söhne mit hohen Ehrenbezeugungen; bald waren die Truppen aus allen Provinzen des Reiches verſammelt, man hielt Muſterung über das Heer, dann wurde ein dreitägiges königliches Feſtmahl angeordnet, zu welchem alle anweſende Chans und Großen des Reiches eingeladen waren. Der Kuli Chan bittet, ihn wegen ſeines vorgerückten

Alters mit ſolchem Schmauße zu verſchonen, er wolle die Zeit zum Dienſt für Seine Majeſtät und zum Gebet für deſſen Wohlfahrt benutzen, ſollte es jedoch der ausdrückliche Wunſch ſeines Königes ſeyn, daß er beim Feſt erſchiene, dann wolle er ſich nicht weigern. Man läßt ihm die Freiheit zu thun was er wolle, ſeine Söhne aber kommen zum Feſtgelage. Am dritten Tage deſſelben verläßt der junge König den Saal, drei ſtarke Männer, jeder mit einem Henkerſchwert in ſeiner Hand, mit ihnen noch andre Bewaffnete, treten in den Saal hinein, die Söhne des Chans werden enthauptet, ihre Köpfe in ein goldnes Becken gelegt. Die Henker, auf königlichen Befehl, verfügen ſich mit dem Becken und ſeinem blutigen Inhalte zum Vater, den ſie mitten im Gebet finden. Der Alte, nachdem er ſich von dem Eindruck, den der Anblick der blutigen Häupter ſeiner Kinder auf ihn gemacht, geſammelt hat, erſucht die Bewaffneten, daß ſie ihm verſtatten möchten, ſein Gebet zu beendigen. Sein Wunſch wird ihm gewährt; der Chan giebt ſich von neuem ſeiner Andacht hin, dann mit ruhiger Miene ſagt er zum Henker: des Königes Wille geſchehe, und ſein Haupt fällt. Man bringt den Kopf des alten treuen Kriegsmannes, vereint mit den Häuptern ſeiner Söhne, den Damen im Harem; Perſien hatte heute mehr verloren als in all ſeinen Niederlagen unter Amurats Schwerte.

So ließen ſich aus Taverniers Reiſewerk noch mehrere Beiſpiele hervorheben, an denen der perſiſche Charakter in ſeiner edleren Entfaltung ſich kund giebt; Erſcheinungen allerdings, welche nur wie ſeltnere Ausnahmen daſtehen und ein Zeugniß abgeben für die allgemeine Erfahrung, daß die ihrer Natur nach köſtlichſten Früchte dem Angriff des verderbenden Wurmfraßes am meiſten ausgeſetzt ſind, und

daß das Schönſte und Lieblichſte, wenn es in Fäulniß geräth, zum Eckelhafteſten und Häßlichſten wird.

Von dieſen langen Schilderungen der Türken und Perſer wenden wir uns endlich wieder zu der Lebens- und Reiſegeſchichte unſres Tavernier ſelber.

7) Taverniers erſte perſiſche Reiſe.

Der Weg ſeiner erſten Reiſe nach Ispahan führte denſelben über Tokat, Erzerun, Erivan, Tauris, Ardevil und Kasbin. Es war der Verlauf dieſer erſten Reiſe nach ſeinen vielen, glücklich überſtandenen Gefahren und mancherlei Genüſſen ganz geeignet um die ohnehin ſchon ſehr rege Reiſeluſt unſres damals 26jährigen Tavernier ſo hoch zu ſteigern und zu verſtärken, daß er von damals an einen beſtändigen Zug nach den Ländern des Oſtens fühlte; einen Zug der ihn außer dieſer erſten noch zu fünf dergleichen, zum Theil viel weiter ausgedehnten Reiſen bewogen hat. Uns, ſeinen in der Heimath ſtill ſitzenden oder in fliegender Eile mit Dampfſchiffen und auf Dampfwägen die Länder und Meere durchziehenden Leſern mag es als eine ſchwere Aufgabe erſcheinen, gegen 2 Monate lang, mit einer Karawane, die mit der Langſamkeit unſrer Laſtfuhrleute vorwärts zieht und bald da bald dort ſich verweilt, Länder und Ortſchaften zu durchwandern, darin es keine Zeitungen zu leſen giebt, keine Spur der europäiſchen Bequemlichkeiten und geſelligen Vergnügungen gefunden wird. Doch dürfen wir nicht vergeſſen, daß es Aſien war, durch deſſen zum Theil preiswürdigſte Landſtriche der Weg führte; jener Welttheil, der durch die majeſtätiſche Erhabenheit ſo wie durch die Reize ſeiner Natur, durch ſeine Denkmale einer großartigen, mächtigen Vorzeit, an deren Anblick ſelbſt das Auge eines Fremdlinges in der Geſchichte ſich vergnügt, vor allen

andren Welttheilen der Erde der Mühen einer ſolchen Reiſe werth iſt.

Und was ſind dieſe Mühen, im Vergleich mit dem Gefühl eines heitren, kräftigen Wohlbefindens, das zunächſt den Leib, bis in ſein Innerſtes hinein, auf einer ſolchen Reiſe, in guter Jahreszeit und bei einer ausreichenden Befriedigung der unabweisbarſten Bedürfniſſe durchdringt, ſo daß er ſich verjüngt fühlt wie ein Adler, befreit von alle dem, was in der Heimath ihn drückte und beengte. Wann war je der Schlaf auf dem heimathlichen Federbett oder Polſtern ſo tief und doch ſo leicht und erquickend; wie ſtrahlt da die Sonne, wenn ſie am reinblauen Himmel über die Gebirge heraufſteigt, wie ſcheinen bei Nacht der Mond und die Sterne ſo hell; das Land, wo nur ein Bach oder Quell es befeuchtet, iſt ein duftender Blumengarten; jeder uralte Pfeiler einer zerſtörten Brücke, die am Boden liegenden, zerbrochenen Säulen oder das zerſtörte Gemäuer eines vormaligen Tempels und Pallaſtes ſind ein Räthſel, mit welchem der nachdenkende Geiſt ſtundenlang ſich beſchäftigt. In dieſer friſch, bald vom Oſten des Gebirges bald vom Meere her ſich erneuernden Luft, ſo wie durch die gleichmäßige Bewegung des Tagmarſches empfängt die Eßluſt jene geſunde Stimmung, in welcher jeder Biſſen wie jeder Trunk einen Genuß gewährt, der uns in der Mitte der Schüſſeln einer reichbeſetzten, europäiſchen Tafel für immer unbekannt blieb; der ſchwerfällige Menſchenleib theilt jetzt mit dem Vogel der Lüfte oder mit der muntren Gazelle des Gebirges die Luſt des freien Bewegens unter dem Dache des Himmels; er iſt zu einem Naturzuſtand ſeines Geſchlechtes übergegangen, welcher wie der Zuſtand einer unter Blumen ſpielenden Kindheit, noch fern von allen kleinlichen Sorgen, Bedenklichkeiten und Quälereien unſrer

politiſchen Verhältniſſe wie des in enge Schranken geſchloſſenen converſationellen Verkehres der verſchiednen Stände und geſellſchaftlichen Kreiſe war.

Der Anfang von Taverniers erſter Reiſe von Konſtantinopel nach Ispahan fiel noch in die letzte Zeit des Winters (1631), welche freilich für ein ſolches Land nicht die Schreckniſſe der letzten Hälfte unſres nordiſchen Januars oder des angehenden Februars hat. Das Grün der Wieſen, mit dem erſten Frühlingsſchmuck ſeiner Blumen, war ſchon über Thal und Hügel hingebreitet, als die Karawane, bei der unſer Reiſender war, zuerſt in der Nähe der lieblichen Ufer des Propontis, dann über manche Flußthäler und an dem Ufer fiſchreicher Seen vorüber den Weg nach Tocat zog, einer damals durch ihren Verkehr ſehr blühenden volkreichen Stadt, in welcher die chriſtlichen Bewohner, ſo wie ihre auf dem Wege der Karawanen dahin kommenden Glaubensgenoſſen, mitten unter den ihrer Zahl nach vorherrſchenden Türken Freiheiten und Bequemlichkeiten genoſſen, wie ſie, außerhalb Konſtantinopels nur in wenig andern Städten des türkiſchen Reiches gefunden werden. Es gab damals in dieſer Stadt 12 chriſtliche Kirchen; ſie war der Sitz eines Erzbiſchoffs und die Umgegend derſelben weithin nur von chriſtlichen Gemeinden bewohnt. Und dennoch kann ganz in der Nähe der Stadt, wo es ihm nach Belieben wohl erging, der Reiſende Gefahren begegnen, aus denen ſein Leben nur durch die Bewahrung einer höheren Hand gerettet wird. Wenige Meilen von Tokat iſt ein nur von Chriſten bewohntes Dorf, in deſſen Nähe der Ort gezeigt und von den Pilgern verehrt wird, da der heilige Chryſoſtomus, während ſeiner Verbannung eine Zeit lang gelebt und da das Volk zu ſeinen Predigten ſich verſammlet haben ſoll. Das Völklein, welches jenes Dorf

bewohnt, erzeigt ſich gegen die chriſtlichen Reiſenden ganz beſonders freundlich und zuvorkommend, läßt ihnen, aus der Fülle ſeiner Landſchaft, in der ein ganz beſonders guter Wein wächst, Alles, deſſen ſie bedürfen, zu den billigſten Preiſen ab und macht bei dieſem Handel auch keine Ausnahme an den Bekennern des Islam, weshalb gewöhnlich alle Karawanen, obgleich ſie ſchon in Tokat ſich verweilt hatten, auch in dieſem Dorfe noch einige Tage Halt machen, um ſich auf leichteſte Weiſe mit guten Vorräthen für die Reiſe zu verſorgen. Aber nahe an dieſem Dorf und jenſeits demſelben zieht ſich der weitre Weg durch die Engpäſſe eines Gebirges, das ein beſtändiger Tummelplatz und Bergungsort der Raubmörder iſt. Auf Taverniers erſter Reiſe zog die zahlreiche und wohlbewaffnete Karawane unangefochten durch dieſe Engpäſſe, hier aber war es auch, wo unſer Reiſender, bei andrer Gelegenheit, auf der Rückreiſe von Erzerun nach Tocat mit eignen Augen die Ermordung einiger freundlich, aus dem Chriſtendorfe, ſeiner Karawane entgegen gekommener Armenier durch die Buſchklepper des Gebirges anſehen mußte. Jene guten Leute waren, nach der Anhänglichkeit, welche den armeniſchen Chriſten unter einander eigen iſt, der Karawane, von deren naher Ankunft ſie Kunde hatten, mit allerhand Lebensmitteln und mit einigen Vorräthen ihres beſten Weines, zur Erquickung der müden Reiſenden entgegen geritten, hatten dann auch einige der koſtbarſten, und dem Gewicht nach laſtendſten Güter auf ihre muntren Laſtthiere genommen, ſie wollten aber am Morgen der Karawane vorausreiten und die erſten ſeyn, welche die glückliche Ankunft der Freunde in ihrem Dorfe meldeten. Sie hatten aber kaum, den Berg hinanziehend, einen Vorſprung von tauſend Schritten vor der Karawane gewonnen, da brachen aus dem Hinterhalte ſechs berittene

Raubmörder hervor, welche gleich bei dem erſten Anlauf zwei der Armenier, deren nur drei beiſammen waren, mit ihren Lanzen niederſtießen, dann, während der dritte, mit ſeinen empfangenen Wunden, hinter die Felſen entrann, die Güter, deren Werth auf 10,000 Thaler geſchätzt wurde, zu ſich nahmen, und, ehe die Leute der Karawane mit ihren ermüdeten Laſtthieren bergaufwäts ſie erreichen konnten, in ihre Schlupfwinkel ſich zurückzogen.

Auf die Genüſſe einer blühenden, an allen Erzeugniſſen der Felder und Gärten reichen Landſchaft, folget, da wo ſich der Reiſeweg hinauf nach Erzerun erhebt, der Anblick einer Alpennatur, in deren Thälern zahlreiche Heerden von Kühen und Ziegen weiden, welche aber die Aufenthaltsſtätte eines langen Winters und eines kurzen, nur wenige Arten der Früchte zeitigenden Sommers iſt. Erzerun liegt nach den neuern Meſſungen von Texier 5900 Fuß hoch über dem Meere und iſt dennoch eine, wenn auch vom Klima wenig, deſto mehr durch ihre für den Verkehr von Perſien mit den Nachbarländern begünſtigte Stadt. Die türkiſchen Zolleinnehmer von Erzerun, in denen vielleicht gerade durch die Rauhheit des Klimas ein Bedürfniß nach wärmenden Dingen lebhafter ſich regte, ſpähten ſchon zu Taverniers Zeiten den Flaſchen des Weins, welchen die aus der reicheren Landſchaft kommenden Reiſenden mit ſich führten, mit ſolcher Theilnahme nach, daß man ſich nicht entbrechen konnte, ihnen zur Beförderung einer milderen Stimmung bei der Führung ihres Geſchäftes, eine und die andre ſolcher Flaſchen zu verabreichen. Uebrigens erſchienen die Zolleinnehmer ungleich geneigter den durchreiſenden Kaufleuten etwas nachzuſehen als der Paſcha, der von dem Ertrag der Zölle ſeine Haupteinnahme bezieht. Namentlich iſt es das baare Geld, welches die Kaufleute des Han-

dels wegen mit ſich nach Perſien führen, das hier, zu zwei vom Hundert, beſteuert wird. Man durchſucht, um dieſe Prozente nicht zu verlieren, Kiſten und Ballen, Säcke ſo wie Sattelunterlagen der Kameele und ſo wenig man den türkiſchen Mauthleuten ihrem Ausſehen nach große Feinheit zutrauen möchte, wiſſen ſie dennoch allen liſtigen Erfindungen der Handelsleute, womit dieſe ihr Geld und ihre werthvollſten Koſtbarkeiten verbergen möchten, auf die Spur zu kommen. An Gelegenheit, ihre Kunſt des Ausſpürens zu üben, fehlte es niemals, denn da die Reiſenden, wenn man ſie auf einem Unterſchleif ertappte, weder geſtraft noch ihre Waaren ihnen confiszirt wurden, da man überhaupt, um die Karawanen nicht von dem Weg über Erzerun abzuſchrecken, ſo glimpflich als nur möglich mit den Leuten verfuhr, lag die Verſuchung zum Betrug zu nahe. Am Tage der Abreiſe von Erzerun giebt der Paſcha den Karawanen das Ehrengeleite. Etwa eine Stunde von der Stadt wird gehalten, noch einmal alles Gepäck und Reiſegeräthe der Fremden von den Zolleinnehmern und Dienern des Paſchas durchſucht, dann empfangen die Vornehmſten der Geſellſchaft ein Frühſtück vom Paſcha und nachdem ſie mit ihm gegeſſen und getrunken, kündigen die Ausrufer ihnen an, daß ſie nun ziehen könnten wohin ſie wollten.

Um das weiterhin nicht unbedeutende Weggeld zu umgehen, ſchlug ein Theil der Karawane, bei welchem Tavernier ſich befand, ſtatt der abkürzenden Landſtraße, auf welcher man übrigens den Arasfluß (Araxes) mehrmalen, zum Theil nicht ohne Gefahr, wegen Mangel der Brücken durchſetzen mußte, den längern Weg über Kars ein, das nach viertägigem Durchwandern einer öden, mit Wald und Haide bewachsnen, bergigen Gegend durch ſeine fruchtbare Umgebung und ſchöne Lage einen erwünſchten Ausruhepunkt ge-

währt. So oft auch über dieſe Gegend die Verheerungen des Krieges ſich ergoßen, konnten dieſe dennoch der dortigen überkräftigen Natur ihre Reize und ihre ſich immer wieder erzeugende Fülle nicht benehmen. Die Dörfer waren durch die Ueberfälle der Perſer zerſtört, ihre Bewohner dem Schwert unterlegen oder in die Gefangenſchaft fortgeführt, die große, hoch ummauerte Stadt war nur von geringer Volksmenge bewohnt; die Lebensmittel aber in ſolcher Güte und großer Menge vorhanden, daß die Karawanen um billigſten Preis ſich damit verſorgen konnten.

8) Die armeniſchen Chriſten des Morgenlandes.

An die ausführlichen Schilderungen der Türken und Perſer, reihen wir hier aus Taverniers Reiſeberichten eine Schilderung der Armenier an. Nach 9 Karawanen-Tagereiſen, welche durch einen großentheils von armeniſchen Chriſten bewohnten Landſtrich führen, gelangte unſer Reiſender zu dem altberühmten Wohnſitz des oberſten Patriarchen der Armenier, zu dem nur 3 Meilen von Erivan abgelegenen Etſchmiaſin. Das Alter der einen jener 3 Kirchen, welche mit ihren mächtigen, einer Feſtung gleichenden Kloſtergebäuden die größeſte Merkwürdigkeit des Ortes bilden, wird bis in das dritte Jahrhundert nach Chriſto hinangeſetzt. Unter dem Großpatriarchen von Etſchmiaſin ſtunden damals 47 Biſchöffe, deren jedem 4 Weihbiſchöffe beigegeben waren; das Patriarchat bezog ſeine Einkünfte aus 24000 Dörfern und der jährliche Betrag jener Einkünfte ward auf 600,000 Thaler geſchätzt. Aber dieſe anſehnliche Summe wurde durchaus nur als ein Geſammtgut der geſammten armeniſchen Chriſtengemeinde betrachtet und als ſolches von der hohen Geiſtlichkeit verwaltet. Wenn in Zeiten der Noth einzelnen Dorfſchaften oder Familien das

Entrichten der Abgaben an die mohamedaniſche Landesregierung zu ſchwer fällt, ſo daß zu befürchten ſteht, daß man mit Weib und Kind ſie zu Sklaven verkauft, oder wenn den Einzelnen ſo wie der Geſammtgemeinde andre dringende Bedürfniſſe zuſtoßen, dann wenden die Erzbiſchöffe oder Biſchöffe ſich nach Etſchmiaſin an den Patriarchen und dieſer läßt ſich immer bereit finden, aus dem Kirchenſchatze ſo viel herzugeben als nöthig iſt.

Man rühmt an den armeniſchen Chriſten mit Recht jene Freundlichkeit und brüderliche Liebe, die ſie bei vielen Gelegenheiten gegen die abendländiſchen Chriſten bewieſen. Vor allem, wie dies ſchon Tavernier und noch in neueſter Zeit Aucher Eloi erfuhr, bezeugen ſie eine ganz beſondere Zuneigung gegen die Chriſten der franzöſiſchen Nation. Der zuletzt genannte Reiſende führt als Beiſpiel das menſchenfreundliche Benehmen der in Angora wohnenden Armenier, gegen die bei Napoleons Feldzug in Aegypten und Syrien gefangenen Franzoſen an. Zum Theil, ſo ſagt er, gründet ſich dieſe Zuneigung auf die unter den dort eingebornen Chriſten noch fortbeſtehende Sage, daß ſie ſelber von jenen Galliern abſtammen, deren Wohnſitz Gallatien wurde. Aucher Eloi fand bei einem Kloſter in Angora, deſſen Mönche den Apoſtel Paulus als Stifter ihrer Kirche angaben, einen Kirchhof, darinnen mehrere Grabesmonumente von hier verſtorbenen Engländern, Holländern und Franzoſen zu ſehen waren, deren Gebeinen die Väter des Kloſters mitten unter den Gräbern der Ihrigen eine Ruheſtätte angewieſen hatten. Tavernier hörte mit eignen Ohren, daß in der Kirche des Patriarchen bei einer feierlichen Gelegenheit für den König von Frankreich und den Herzog von Orleans gebetet wurde.

Dieſer unſer Reiſender, welcher den Sitz des Patri-

archen mehrere Male beſuchte, giebt gleich bei dem Bericht über ſeine erſte Reiſe eine Beſchreibung alles deſſen, was er bei verſchiedenen Gelegenheiten hier geſehen und bei den gegen ihn ganz beſonders freundlichen Bewohnern der Klöſter erfahren. Wir ſtellen in einigen Zügen das zuſammen, was er bei dieſer Gelegenheit ſowie an verſchiedenen Stellen ſeines Reiſewerkes über die armeniſchen Chriſten des Morgenlandes ſagt.

Die Stellung dieſer Chriſten in der Mitte und unter der Herrſchaft der Mohamedaner iſt noch jetzt und war ſeit Jahrhunderten eine ſo gefährdete und ſchwere, daß man das Fortbeſtehen derſelben nur jener innigen und bis ins Kleinſte ſich gleich bleibenden Treue zuſchreiben kann, mit welcher ſie an der Religion ihrer Väter und an der gemeinſamen Sitte ihres Volkes feſt halten. Bei aller ſonſtigen Beſcheidenheit in ihrem Benehmen und bei all ihrer Unterwürfigkeit unter die Gebote der Landesherrſcher ſuchen ſie in faſt ängſtlicher Beſorgniß alles zu meiden, was ihnen mit den Religionsgebräuchen der Mohamedaner in einiger Beziehung zu ſtehen ſcheint. Die armeniſchen Frauen in der Vorſtadt Dſchulfa bei Jspahan benutzen niemals das Waſſer des vorbeifließenden Stromes, ſo ſehr dieſes in der Sommerzeit zum Trinken wie zum Waſchen einladet, weil die Mohamedaner in dieſem Fluß oder mit ſeinem ausgeſchöpften Waſſer ihre Waſchungen verrichten, ſie begnügen ſich lieber mit dem oft ſpärlichen, zuweilen auch ſehr wenig ſchmackhaften Waſſer ihrer Ciſternen. Umgekehrt ſcheuen ſich aber auch die vereinzelten Mohamedaner, welche unter den armeniſchen Chriſten in dem vorhin erwähnten Landſtrich zwiſchen Kars und Erivan wohnen, ſo ſehr vor dem Waſſer der dortigen Flüſſe, deſſen die Chriſten zum Trinken und Waſchen ſich bedienen, daß ſie durchaus keinen Gebrauch von demſelben weder zum Trinken noch um ſich zu waſchen,

von demſelben machen. Die Armenier genießen niemals das Fleiſch eines Thieres, das von Mohamedanern geſchlachtet wurde. Die Genoſſen dieſer beiden verſchiedenen Religionen ſind wie durch eine eherne Scheidewand in ihren Sitten und häuslichen Einrichtungen von einander geſchieden und die trennende Kluft wird durch den Fanatismus der Türken immer von neuem offen gehalten und erweitert.

Jener etwa zehnjährige Knabe, der einzige Sohn einer reichen Armenierin, von deſſen Martertod und treuem Feſthalten am chriſtlichen Bekenntniß Tavernier erzählt, konnte ſelbſt durch die Verwendung und den ſonſt mächtigen Einfluß des Paſchas nicht aus den Händen der Türken gerettet werden, weil dieſe durch jenen jungen Chriſten in der Sitte ihres Volkes, die keinem Knaben der über fünf oder ſechs Jahre alt, den Eintritt in ein Harem verſtattet, ſich verhöhnt glaubten, als das unbedachtſame Kind, durch den üblen Rath einer alten Verwandtin verleitet, als Mädchen verkleidet, mit ſeiner Mutter den Tanzbeluſtigungen einer türkiſchen Hochzeit beigewohnt hatte. Man lieſt mit Schauder die Beſchreibung der tagelangen Martern, unter denen die beleidigten Türken den Knaben hinrichteten. Mitten in ſeinen Qualen wurde ihm Leben und Freiheit verſprochen, wenn er Mohamedaner werden wolle; die eigne Mutter, deren zu zärtliches Herz bei den unerhörten Mißhandlungen des einzigen Kindes mehr litt als dieſes ſelber, bat den Sohn, er ſolle der Uebermacht nachgeben, und ſein Leben erretten; der muthige Knabe erwiederte aber, daß dieſe Zumuthung der eignen Mutter ihm härter falle als alle Schmerzen ſeines, nur zu Einer großen Wunde gewordnen Leibes und bekannte ſich ſtandhaft als Chriſt, bis ans Ende.

Dergleichen Beiſpiele von Standhaftigkeit, die ſich während der Zeit ſeiner Reiſen in den Morgenländern zu=

getragen, erzählt Tavernier mehrere von den Armeniern, von kindlichem ſowohl als von reiferem Alter. Es geſchieht überhaupt außerordentlich ſelten, daß ein armeniſcher Chriſt, auch unter den ſtärkſten äußeren Verſuchungen ſeinen Glauben verläßt und zum Islam ſich bewegen läßt, wenn aber auch zuweilen, im Anblick der Todesſchrecken ein Armenier ſich bewegen läſſet Mohamedaner zu werden, zeigt ſich dennach bei ihm das Band, das ihn von ſeiner Taufe und früheſten Erziehung an mit dem Chriſtenthum vereint, ſo feſt und mächtig, daß er gewöhnlich, von bittrer Schwermuth und Reue überwältigt, zu ſeiner Mutterkirche zurückkehrt. Wenn ein ſolcher abtrünnig Gewordener der Buße der Kirche ſich unterwirft und bei dem Patriarchen, dahin der Biſchoff ihn verweist, ſein Bekenntniß ablegt, dann giebt es dieſer als Buße ihm auf, daß er an demſelben Orte, wo er vom Chriſtenthum abgefallen, ſelbſt der offenen Gefahr des Todes gegenüber, ſeinen Irrſchritt wiederrufen und von neuem als Chriſt ſich bekennen ſolle.

Ein armeniſcher Kaufmann, der von einer Handelsreiſe nach Indien zurückkehrend nach Kairo gekommen war, begab ſich daſelbſt gleich nach ſeiner Ankunft in ein öffentliches Kaffeehaus, um ſich nach der überſtandenen Laſt der letzten Tagreiſen ein wenig zu erholen. Der Tag war heiß; dort in dem kühlen, ſchattigen Gewölbe, an dem ſteinernen Waſſerbehälter, der ſich von Gitterwerk umgeben am Boden, in der Mitte des Zimmers findet, macht er ſichs bequem; er nimmt ſeinen buntfarbigen armeniſchen Turban vom Haupt herunter, legt ihn hinter ſich und ſetzt eine leichtere Kopfbedeckung auf. Nach einiger Zeit tritt nach mohamedaniſcher Sitte ein Mullah herein, ſpricht einige Verſe des Korans, empfängt dafür eine kleine Gabe und ſagt dann den verſammelten Kaufleuten, ſie könnten jetzt, nach ſeinem

empfangenen Segen, eines guten Erfolges gewiß, an ihr Geſchäft gehen. Auch der Armenier ſteht mit den andern Leuten ſeiner Karawane auf und will ſich entfernen, er greift nach ſeinem Turban, dieſen aber hatte ihm ein hinter ihm ſitzender Türk verſteckt, und ihm dafür in grobem Scherz ſeinen eignen, weißen (mohamedaniſchen) Turban aufgeſetzt. Der Armenier mochte kaum die Verwechslung bemerkt haben, da begrüßen ihn die anweſenden Mohamedaner als einen der die rechte Lehre des Islams angenommen habe und nun ihres Gleichen geworden ſey: denn er trage ja ſchon den weißen Turban. Jetzt übermannt den Armenier ſein Eifer; er ergreift das fremde Abzeichen einer von ihm tief verabſcheuten Religion, wirft es auf den Boden und tritt es mit Füßen; darüber gerathen die fanatiſchen Türken in wilde Wuth, ſie ſchleppen den Armenier als einen Läſterer des Islam vor den Richterſtuhl des Paſcha. Vergeblich entſchuldigt der Mann das heftige Aufwallen ſeines Zornes mit der einfachen Erzählung deſſen, was ihm geſchehen, der fanatiſche Pöbelhaufe, zu dem ſich auch der Mufti und Kadi geſellen, dringt mit ſeinem anklagenden Geſchrei durch, es wird dem Armenier die Wahl gelaſſen zwiſchen dem Tod auf dem Scheiterhaufen oder zwiſchen der Annahme des Islam, zu dem er durch Annahme des Turbans ſich bekannt habe. Der arme Chriſt läßt durch die Drohung des Feuertodes ſich ſchrecken, er fällt ab von ſeiner Religion, wird Mohamedaner. Aber die Pein eines geängſteten Gewiſſens, die ihm von nun an bei Tag und bei Nacht keine Ruhe läßt, erſcheint ihm zuletzt noch ungleich furchtbarer als der Tod in den Flammen; nach wenig Jahren kommt er nach Kairo zurück, ſtellt ſich vor dem Paſcha und ſpricht da laut, vor allen Verſammelten ſeine Ueberzeugung aus, daß die Lehre des Mohamed lügenhaft und falſch, die Re-

ligion der Chriſten aber die einzig wahre ſey. Er wurde ſogleich zur Todesſtrafe in den Flammen abgeführt und erwies ſich bis zum letzten Athemzug ſtandhaft und freudig.

Die kindlich treue Anhänglichkeit, welche die armeniſchen Chriſten an ihre Religion haben, bezeugt ſich auch dadurch, daß ſie, obgleich ein Volk das vom Handel und von einem ſehr oft mühſamen Gewerbe der Hände ſich nähret, zu jedem Geldopfer, ja zur Dahingabe eines großen Theiles ihres im Schweiß des Angeſichtes erworbenen Vermögens ſich bereit zeigen, ſobald es das allgemeine Beſte ihrer Kirche gilt. Die kleine Abgabe, welche von jedem einzelnen Haupt erhoben wird, und aus welcher die Summe zuſammenfließt, aus der, wie wir vorhin erwähnten, die anſehnlichen Einkünfte des Patriarchats beſtehen, kann von den armen, durch die Erpreſſungen der mohamedaniſchen Obrigkeit hart bedrängten Landleuten öfters nicht aufgebracht werden; da treten für die Armen alsbald die Wohlhabenderen als Bezahlende ein; die Kirche muß ihr Recht haben, dieſe Abgabe muß von jedem ihr angehörigen Chriſten bezahlt werden. Und aus freiem Antrieb giebt der Armenier, wenn ihm ſein Geſchäft wohl von ſtatten gehet und einen mehr als gewöhnlichen Gewinn bringt, das Zehn- ja das Hundertfache von dem was als ordentliche Abgabe an das Patriarchat ihm träfe, an dieſes ab und bringt noch überdies koſtbare Gaben zur Ausſchmückung der Gotteshäuſer, wie denn Tavernier noch in keiner andern Chriſtenkirche ſo viele, mächtig ins Gewicht fallende Geräthſchaften und Zierrathen aus lauterem Gold und Silber beiſammen geſehen hatte, als in dem großen Kirchengebäude des Patriarchats zu Edmiazin.

Freilich war auch gerade zu jener Zeit ein großer Theil der armeniſchen Handelsleute zu einem Reichthum gekom-

men, bei welchem es ihnen leicht fiel, ſolche reiche Stiftungen zu machen. Schach Abbas der Große, dem der Wohlſtand ſeines Landes und die Verbeſſerung der Staatseinkünfte ſehr am Herzen lag, ſah mit Unwillen, daß die Banianen, durch den unerhörten Wucher und durch ihre betrügeriſche Geſchäftsgewandheit das Mark ſeines Landes ausſogen. In ihren Händen allein ſtund damals der Handel Perſiens mit dem Auslande. Durch Geld-Vorſchüſſe an die armen Handwerker und Verkäufer der rohen Seide, dabei ſie für jeden Monat $1\frac{1}{2}$ bis 2 Prozent nahmen, und wenn der Gläubiger nicht zahlen konnte, ſeines ganzen Beſitzthumes ſich anmaßten, brachten ſie Tauſende der Bürger und Landleute an den Bettelſtab, und die richterliche Gewalt übte eine ſträfliche Nachſicht mit dieſen Blutſaugern, weil auch ſehr viele der Großen und Mächtigen des Reiches von den Banianen Geldvorſchüſſe ſich machen oder ſich durch reiche Geſchenke von ihnen beſtechen ließen. Schach Abbas machte dieſem Unweſen mit kräftiger Hand ein Ende; er ließ die Wucherer aus Ispahan und aus einem großen Theil ſeines Landes hinausjagen; erſt unter ſeinen Nachfolgern ſchlichen ſie, wahrſcheinlich durch Beſtechungen des allvermögenden Harems ſich wieder ein.

Abbas der Große wollte einen unmittelbaren Handelsverkehr ſeines Landes mit andren Ländern anknüpfen, der hierzu paſſendſte und am leichteſten zu habende Artikel ſchien ihm die rohe Seide zu ſeyn, welche in ſolchem Ueberfluß in Perſien erzeugt wurde, daß ſie bei weitem nicht ganz im Lande verarbeitet werden konnte. Eine nähere Verbindung mit mehreren europäiſchen Höfen erſchien ihm auch noch aus einem ihm näher liegenden politiſchen Grunde ſehr wünſchenswerth; er wollte an den chriſtlichen Mächten Bundesgenoſſen gewinnen, gegen die ihn bedrängende Macht der Türken.

Ein Geſandter an König Heinrich IV in Frankreich traf gerade nach dem unglücklichen Ende dieſes Monarchen in Paris ein, man ließ durch dieſen Botſchafter dem Schach ſagen, er ſolle durch eine neue Geſandtſchaft den jetzt regierenden König Ludwig XIII begrüßen laſſen. Dieſes unterblieb jedoch und ſtatt deſſen wollte Abbas der Große unmittelbar einen Verſuch mit ſeinem Handelsgeſchäft machen; er ließ eine anſehnliche Ladung von roher Seide zu Schiffe um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Spanien abgehen und zugleich hiermit einen Geſandten, der zwiſchen dem perſiſchen und ſpaniſchen Hofe ein Freundſchaftsbündniß einleiten ſollte. Der perſiſche Geſandte, der ſeinem Geſchäft ſehr wenig gewachſen war, ließ ſich durch den üblen Rath, den ein ſpaniſcher Mönch ihm ertheilte, verleiten, die ganze Maſſe der rohen Seide, ſtatt durch ſeine Leute ſie zu verhandeln, dem König von Spanien im Namen ſeines Herrn zum Geſchenk zu machen; eine höchſt unpaſſende Gabe für den König eines ſüdeuropäiſchen Landes, welche deshalb auch ſehr kalt aufgenommen und mit unbedeutendem Gegengeſchenk erwiedert wurde.

Schach Abbas war nicht der Mann, der von ſeinen einmal in den Sinn gefaßten Plänen, durch ein anfängliches Mißlingen derſelben ſich abſchrecken ließ; der Sohn eines reichen perſiſchen Kaufmannes in Ispahan ſchien ihm zu einem zweiten Unternehmen derſelben Art geſchickt; er ſendete dieſen mit einer überaus reichen Ladung von Seide nach Venedig. Aber der junge Perſer, durch die Reize und Genüſſe der ihm neuen Welt ganz außer Faſſung gebracht, lebte und ſchwelgte in dem verführeriſchen Venedig wie ein Fürſt, verſchwendete ungeheure Summen, die er durch ein Verſchleudern der ihm anvertrauten Güter ſich verſchaffte. Den ernſten Häuptern der Republik Venedig erſchien dieſes

Benehmen eines jungen Mannes, der ſich ſelber nur für einen Kaufmann ausgab, bedenklich; eine ſolche Maſſe von Gütern, ſo ſchien es ihnen, konnte nicht einem einzelnen Privatmann angehören; ſie ſchrieben an all ihre Agenten im Morgenland und erfuhren endlich, wer der eigentliche Beſitzer der Waare ſey. Es war dieß genug, um das Handelsgericht der Stadt, welchem an dem guten Ruf ihrer Republik auch bei den Mächten des Morgenlandes und an dem freundlichen Vernehmen mit dieſen viel gelegen war, zu einem Schritt zu vermögen, wodurch der unſinnigen Verſchwendung des jungen Perſers Einhalt gethan und wenigſtens der letzte Reſt ſeiner Handelsgüter für den rechtmäßigen Beſitzer gerettet wurde. Man nahm den untreuen Agenten in feſte Verwahrung und die Republik meldete die Lage der Sachen an den Schach von Perſien, der die gute Abſicht der Venezianer ſehr dankbar anerkannte. Unter Mitwirkung des republikaniſchen Handelsgerichtes wurden dann auch ſpäter die noch übrigen Ballen der Seide um den beſt möglichen Preis verkauft, ſo daß der Verluſt für den König von Perſien doch nicht ſo groß war, als er leicht hätte werden können.

Dieſer indeß zeigte ſich abermals als ein Mann von ausdauernder Feſtigkeit in ſeinen Unternehmungen, nur war er jetzt klüger geworden in der Wahl des Mittels. Keinem Einzelnen, am wenigſten einem Geſandten oder einem unerfahrenen Jüngling, der kaum eine andre Empfehlung für ſich gehabt hatte, als ſein großes väterliches Vermögen, wollte er von nun an ein für ſein Land ſo wichtiges Geſchäft anvertrauen, ſondern er wollte ſich zur Belebung der inländiſchen Gewerbe und des Handels eines ganzen Volkes bedienen, das ſich durch ſeine Betriebſamkeit und mit ſeltnen Ausnahmen durch ſeine Zuverläſſigkeit im

Handel und im bürgerlichen Verkehr rühmlich hervorthat: dies war das Volk der Armenier. Abbas der Große hatte ſchon einige Zeit vorher, zunächſt wohl aus wohlmeinender Vorſorge, viele Tauſende der armeniſchen Bewohner des Gränzlandes zwiſchen Erzerun und Erivan, welche den beſtändigen Raub- und Mordanfällen der Türken ausgeſetzt waren, aus dieſer unſicheren Wohnſtätte geführt und ſie nach Perſien verſetzt. Dieſe Auswandrer, welche zum großen Theil aus der ärmeren Volksklaſſe genommen worden, die durch keinen Beſitz der Landgüter an ihr voriges Vaterland gefeſſelt war, wurden zum Theil, um das Land anzubauen, in die fruchtbare, zugleich aber auch ſehr ungeſunde Provinz von Maſanderan verſetzt, wo nach wenig Jahren drei Viertheile der an die reine, kühle Gebirgsluft der Heimath gewohnten Leute ein Opfer des feuchtheißen Klimas wurde; zum Theil aber auch nach Ispahan.

Viele der letzteren hatten die altberühmte armeniſche Stadt Dſchulfa bewohnt und als ihnen nach einiger Zeit der Schach die damals noch ganz ärmliche, einem kleinen Dorfe gleichende Vorſtadt von Ispahan, welche jenſeits des Flußes liegt zu ihrer Wohnſtätte anwies, wurde auch, nach des Königes Willen, dieſe neue Stadt nach dem alten Heimathsorte der Coloniſten Djulfa (Dſchulfa) genannt. Bald erhub ſich durch den redlichen Fleiß der Armenier das vormalige elende Dörfchen zu einem anſehnlichen Stadttheil, welchem der Schach, der jedes neuen Anbaus ſich freute, dadurch noch einen bedeutenden Zuwachs gab, daß er die Vorſtadt Djulfa allen in Ispahan und ſeiner Umgegend wohnenden Chriſten, der verſchiedenſten Bekenntniſſe: den römiſch-katholiſchen, den Kophten, Neſtorianern und Jacobiten zum ungeſtörten Beſitzthum einräumte, indem er den Chriſten, welche dort ſich anbauen wollten, ſo viel Land,

an der Nordſeite des Flußes hin zum Geſchenk machte, als jeder der neuen Anbauer zur Anlegung eines Hauſes und eines Gartens bedurfte.

Merkwürdig iſt es, daß anjetzt, nach Verlauf von mehr denn zwei Jahrhunderten, von all den bedeutenden Anlagen, welche Schach Abbas der Große in ſeinem Lande machte, Djulfa, dieſe auf chriſtlichen Grund erbaute, die einzige iſt, die ſich in immer gleicher Lebenskraft und in fortwährender Blüthe erhalten hat. Schon zu Taverniers Zeiten ſahe man, wie ein Theil jener ſchönen Baumpflanzungen, durch welche der Schach den öffentlichen Plätzen und der nächſten Umgebung ſeiner Hauptſtadt, einen für dieſes Land vorzugsweiſe ſchätzbaren Reiz geben wollte, wieder eingieng, weil keiner der nachmaligen Thronfolger ihres Schutzes und ihrer Pflege ſich annahm. Der Reiſende, der in unſren Tagen nach Perſien kommt, ſiehet bald im Gebirge, bald in den Ebenen, die mächtigen Ueberreſte jener Bauwerke, welche der Schach zum Anſammeln des Regenwaſſers und des thauenden Schnees in großen Behältniſſen und zur Bewäſſerung des Landes durch Gräben und Kanäle machen ließ. Die meiſten von ihnen, ſo wie die Gräben zum Hinwegführen des verſumpfenden Waſſers; die Dämme und die Brücken des viel unternehmenden Mannes haben aufgehört das zu ſeyn, was ſie ſeyn ſollten, ſtatt der vormaligen Luſtſchlöſſer und Landhäuſer, womit die Umgegend ſeiner Hauptſtadt geziert war, ſieht man jetzt nur Trümmerhaufen; Ispahan ſelber, die eigentliche Königsſtadt mit ihren verfallenen Tempeln und Palläſten, mit ihren Gärten und weitausgedehnten Straßen, erſcheint als eine der höchſten Majeſtäten des neueren Aſiens, in ihren letzten Zügen liegend. Der Fremde reitet oder geht durch ihre langen Straßen hindurch, vorbei an den maleriſch bunt verzierten

Luſtgebäuden, mit ihren Thürmchen und abentheuerlichen Zinnen; da wohnen jetzt großentheils ſtatt der vormaligen menſchlichen Inſaſſen nur Flüge von Tauben; auf dem Geſims des hohen Mauerwerkes hat der Aasgeyer ſeinen Horſt aufgeſchlagen. Statt des Gedränges der reichgekleideten Perſer und der in ihren Rüſtungen prangenden Reiter, die man zu Taverniers Zeiten in dieſen Gaſſen erblickte, ſtatt des fröhlich, in dem Genuß ſeines friedlichen Wohlſtandes ſpielenden Volkes ſieht man bald da bald dort, ein mit dem Hunger kämpfendes Pöbelvolk und halbnackte Gaſſenbuben; ſtatt der kunſtreichen Läufer, welche hier von dem öffentlichen Platz des Meidan, zur Beluſtigung der Zuſchauer ihren Auslauf nahmen und den Wettpreis errangen, ſieht man verwilderte Hunde, welche einer dem andern einen erbeuteten Knochen abjagen. Wenn man aber durch die meiſt verödeten, verſtummten Gaſſen der vormaligen Königsſtadt hinüber über die Brücke, nach der Chriſtenvorſtadt Djulfa kommt, da fühlt man ſich wie in einer nahe befreundeten Heimath; die Gebäude und ihre Kaufläden oder Werkſtätten der Handwerker ſind vorherrſchend von einem Volke bewohnt, das ſo viel hat als es braucht, weil es an dem ſich genügen läſſet was es hat; man bemerkt die deutlichen Kennzeichen eines Wohlſtandes, der nicht ſcheinen und glänzen, ſondern nur im Stillen ſein Fortbeſtehen ſichern will. Die dortigen Klöſter ſo wie Pilgerherbergen ſind für alle chriſtliche Reiſende der neueren Zeit, bis zu unſren Tagen eine Stätte des Ausruhens und der geiſtigen wie der leiblichen Erquickung geweſen; es ſind wenig Orte in den Morgenländern, wo es dem Europäer, der es weiß, was die rechte Ruhe ſey, ſo wohl wird wie in Djulfa. Dort fand ſchon mancher erkrankte und hülfsbedürftige Franke, dort fand auch Aucher Eloi, als er zum Tod er-

mattet dahin kam brüderlich hülfreiche Aufnahme und Pflege, ſo wie für ſeine müden Gebeine die letzte Ausruheſtätte.

Als Abbas der Große die von ihm begründete Chriſtenſtadt täglich beſſer ſich anbauen und aufblühen, als er den Wohlſtand derſelben durch den redlichen, ausdauernden Fleiß ihrer Bewohner zunehmen ſahe, als er namentlich an den Armeniern im Vergleich mit ſeinen Perſern einen beſſeren Geiſt der Zucht und Ordnung bemerkte und von ihrem Glück ſowie von ihrer Geſchicklichkeit zum auswärtigen Handel ſich überzeugt hatte, beſchloß er die Armenier zu ſeinen Geſchäftsführern zu wählen. Er vertheilte die Vorräthe der Ausfuhrartikel, welche damals freilich faſt ausſchließend nur in roher Seide beſtunden, an mehrere tüchtige Männer dieſes Volkes, rechnete ihnen die Waare um mäßigen Preis an und erlaubte ihnen das, was ſie mehr dafür bekämen, für ihre Mühe zu behalten. Seine Erwartung fand ſich nicht getäuſcht.

In Kurzem hatten die Armenier die anvertrauten Güter abgeſetzt; ſie lieferten dem Schach die Summe aus, für welche ſie ihm gehaftet hatten und fanden alle Urſache mit dem von ihnen gemachten Gewinn zufrieden zu ſeyn. Denn dieſes genügſame, zur Ausdauer von Beſchwerden trefflich geeignete Volk braucht zum Unterhalt auf ſeinen Reiſen nicht mehr, ja zuweilen noch weniger als ihm der Lebensunterhalt in dem eignen Hauſe gekoſtet hätte. Ehe der Armenier eine große Reiſe antritt, verſieht er ſich mit Schiffszwieback, geräuchertem Büffelfleiſch, getrockneten Früchten, Mehl und Zwiebeln. Auf ſeinem Wege durch wenig bewohnte Gegenden bringt ihm, da wo Seen und Flüſſe ſind, ſein Fiſchernetz, oder das Einſammeln des Honigs der wilden Bienen, der Wurzeln und anderer zur Noth eßbarer Naturgegenſtände meiſt ſo viel ein, daß er ſeine

mitgenommenen Vorräthe ſparen kann, nur in Gebirgsgegenden, wo dergleichen Dinge überaus wohlfeilen Preiſes ſind, kaufen etwa ihrer mehrere zuſammen einmal ein Lamm. Und auch bei ſolchem Kauf bezahlt er nur äußerſt ſelten mit baarem Gelde, ſondern mit kleinen Tauſchartikeln, die er zu dieſem Zwecke mit ſich führt. Denn die Armenier, die zu Taverniers Zeiten des Handels wegen in europäiſche Länder kamen, brachten Pfeffer, Muskatnüſſe, Safran und andre Gewürze mit ſich, mit denen ſie in den Dörfern ſich Brod, Milch und andre wohlfeile Lebensmittel eintauſchten, ſowie die Rechnungen für das Nachtlager berichtigten. Waren ſie genöthigt in einer Stadt zu verweilen, dann mietheten ihrer 5 bis 6 gemeinſam eine Kammer, auf deren Boden ſie ihre Matratze ausbreiteten. Statt der mit Vortheil, neben ihren Hauptwaaren abgeſetzten Gewürze, nahmen ſie aus Europa kleine nürnbergiſche und venezianiſche Waaren, Spielzeug, kleine Spiegel, meſſingene Schmuckſachen und bunte Glasperlen mit ſich, aus deren Umtauſch ſie auf den Reiſen durch die Morgenländer einen ähnlichen Gewinn zogen als in Europa durch den ihrer Gewürze. So geſchahe es öfters, daß ein Armenier, wenn er wieder nach Hauſe kam, einen Theil ſeiner mitgenommenen Mundvorräthe unverzehrt mit zurück brachte. Einem ſolchen Handelsmann blieb dann freilich der Gewinn, welchen er bei dem Verkauf der ihm anvertrauten Waaren gemacht hatte, ganz ungeſchmälert, und die Kaufleute die von Djulfa, ſowie viele an andren Orten anſäßige Armenier, ſich um den perſiſchen Handel annahmen, waren in Kurzem zu einem bedeutenden Reichthum gekommen. Nur ſelten kehrte eine ihrer Handelsgeſellſchaften, namentlich aus den europäiſchen Ländern ohne eine baare Summe von mehreren hunderttauſend Thalern und ohne eine bedeutende Ladung von holländiſchen ſo wie eng-

lichen Tüchern, feiner Leinwand und andern Stoffen, großen Spiegelgläſern, Cochenille zum Purpurfärben, Taſchenuhren und mehreren dergleichen werthvollen Handelsartikeln zurück.

Tavernier hat ſich auf all ſeinen morgenländiſchen Reiſen vorzugsweiſe zu den Armeniern gehalten. Ihnen dankte er einen großen Theil des günſtigen Erfolges ſeiner eignen Handelsſchaft und ſo viele Beweiſe von Freundlichkeit, daß ihn ſeine dankbare Zuneigung zu dieſem merkwürdigen Volk, da wo er den Charakter und die Sitten deſſelben ſchildert, ganz beſonders beredt macht, und wir ſind ihm in dieſen Schilderungen, einigen ihrer Hauptzüge nach um ſo lieber nachgefolgt, da ſie nicht nur auf die Armenier der damaligen, ſondern ſelbſt noch der jetzigen Zeit großentheils paſſend gefunden werden.

## 9) Weiterer Verlauf der Reiſe.

Der Weg, welchen Tavernier auf ſeiner erſten Reiſe nach Ispahan von Etſchmiaſien und von Erivan aus verfolgte, führt durch die Hochebene, welche ſich der Nordſeite des Araratgebirges anſchließt. Bei der Langſamkeit des Vorſchreitens der Karawane, behielt man den hohen Ararat, mit der glänzend weißen Decke ſeines Schnees 15 Tage lang vor Augen. In dieſer zum Anbau ſelbſt des Reis ſehr günſtigen Landſchaft zeigten ſich damals nach allen Richtungen hin die Spuren der wilden Verheerungen, welche der Krieg mit den Türken über Armenien geführt hatte, Abbas der Große ſelber war von der Theilnahme an dieſen Verheerungen nicht freizuſprechen. Er hatte die vormals reichbevölkerte Stadt Dſchulpha dem Erdboden gleich gemacht und, wie vorhin erwähnt, ihre Einwohner mit ſich nach Perſien genommen, weil es ſeine Abſicht war, den Türken ihre beſtän-

digen raubſüchtigen Streifzüge, durch dieſe Gegenden in die Mitte des perſiſchen Reiches zu erſchweren und zu verleiden. Dennoch hatte ſich außer den zahlreichen Klöſtern, manches armeniſche Dorf wieder angebaut und mit wohlhabenden Bewohnern gefüllt, deren Gaſtfreundſchaft unſer Reiſender ſchon damals ſo wie bei ſpäteren Gelegenheiten genoß. Denn ſo ſparſam, ja kärglich auch der Armenier auf ſeinen Handelsreiſen lebt, läßt er es dennoch in ſeinem Hauſe, namentlich bei Bewirthung der Gäſte an nichts fehlen, was zur Vergnügung des Gaumens gehört. Außer dem Wein bei der Mahlzeit wurde vor derſelben den Gäſten, zur Stärkung der Eßluſt Branntwein gereicht; eine Sitte, welche in dieſem Lande ſeit alter Zeit einheimiſch erſcheint.

Tauris mit den Spuren einer uralten Herrlichkeit und zu allen Zeiten eine der günſtigſt gelegenen Handelsſtädte von Perſien, mag zu Taverniers Zeiten bedeutender geweſen ſeyn als in den unſrigen, wo ſie nur noch 30000 Einwohner zählt. Sie war ſeitdem zu oft von den Verheerungen der Erdbeben wie der Kriege heimgeſucht. Wichtiger noch als Tauris war damals für den perſiſchen Seidenhandel die Stadt Ardevil.

In Kom hatte unſer Reiſender die Gelegenheit, einen ſeltſamen Wettkampf von ſymboliſcher Bedeutung anzuſehen. Er war kaum in der Karawanſerei der Stadt angekommen und hatte dort ſich ans Ausruhen begeben, da bemerkte er, daß ein großer Theil der um ihn ſitzenden Perſer hinauseilte auf die Gaſſe und dem Haufen des Volkes ſich anſchloß, der an der Karawanſerei vorbeizog, gegen den öffentlichen Marktplatz hin. Er fragte nach der Urſache des Auflaufes, man ſagte ihm: die beiden Propheten werden mit einander kämpfen und wer einen guten Platz haben will um dem Kampfe zuzuſchauen, der hat Urſache zu eilen.

Die beiden Propheten? fragte Tavernier; — doch Keiner nahm ſich die Zeit ihm das Räthſel zu löſen.

Er macht ſich denn auch mit ſeinem deutſchen Reiſegefährten (Rudolph) auf den Weg; ein Kampf zwiſchen zwei Propheten iſt des Zuſchauens werth. Man kommt auf den Meidan, es iſt da ein Kampfplatz von Brettern errichtet, ringsumher erheben ſich die Reihen der Sitze.

Wo ſind die beiden Kämpfer? — Dort ſind ſie und man hält ſie mit Macht zurück, bis das Schauſpiel beginnt.

Es waren zwei Ochſen, davon der eine als Mohamed, der andre als Ali benannt war, bei jedem derſelben ſtund eine an Kleidung und Waffen ſich unterſcheidende Parthei der Männer; endlich läßt man die Propheten auf einander los. Sie ſtoßen lang und wüthend mit ihren Hörnern gegen einander; zuletzt ſiegt Ali, der Prophet Mohamed zieht ſich überwunden zurück. Da erhebt ſich unter dem perſiſchen Volk, welches vorzugsweiſe vor der des Mohamed die göttliche Salbung des Ali zur Prophetenwürde erkennt, ein lauter Jubel. Man führt den brummenden Sieger unter ein Portal, wo man ihm den Schaum und den Schweiß von ſeinem Felle wiſcht und nun kommen von allen Seiten Geſchenke für Ali den Propheten, welche die Beſitzer des Stieres, die Diener dieſes Propheten ſich zueignen. „Groß und wunderbar", ſo ſchreit die verſammlete Menge, „iſt die Macht des gottgeſandten Ali und bis auf unſre Zeiten iſt Ali der Herrlichſte unter allen Propheten."

Einige Tagreiſen von hier, freilich nicht dieſſeits Kom gegen Ispahan hin, ſondern ſchon jenſeits dieſer Stadt, auf dem Wege nach Tauris, in dem auf ſumpfig moraſtiger Ebene gelegenen Miana, endigte der berühmte Reiſende Thevenot ſeine Wallfahrt auf Erden. Ein großer Theil der ſeltenſten perſiſchen und arabiſchen Schriften, wel-

che der fleißige Mann auf ſeiner Reiſe geſammelt hatte, behielt der dortige Gouverneur zurück und man weiß nicht, was aus dieſen, ſo wie aus manchen andren wiſſenſchaftlichen Schätzen des trefflichen Gelehrten geworden iſt. Von eben dieſer Stadt Miana gieng bis zu unſren Tagen die Sage, daß in den Gemäuern ihrer ſchmutzigen Gebäude eine Art von Wanzen ſich aufhalte, deren Biß nicht zwar für Einheimiſche, wohl aber für durchreiſende Fremde ſo giftig, oder von ſo gefährlichen Folgen ſey, daß er den Tod des Gebiſſenen in näherer oder fernerer Zeit unvermeidlich nach ſich ziehe. Die Erfahrungen und Beobachtungen der neueſten Zeit haben jedoch gezeigt, daß nicht die Wanzen des armſeligen Miana, ſondern die Sumpfluft ſeiner moraſtigen Umgegend das Todesgeſchoß in ſich trage, deſſen oft lange nachwirkender Gewalt die Reiſenden, und, wenn auch nicht durch öffentliche Erwähnung in ſo auffallendem Maaße, die Einheimiſchen unterliegen. Zwiſchen Miana und Tauris ſieht man noch jetzt die uralten Ruinen von cyklopiſcher Bauart, welche die Stätte der alten mediſchen Stadt Gaza anzeigen.

Da wo zu Taverniers Zeiten die Hauptſtadt des perſiſchen Reiches Iſpahan mit ihren Palläſten, Moſcheen und Hütten über die weite Ebene ſich ausbreitete und wo noch jetzt ihre meiſt verlaſſenen 30000 Häuſer dem allmähligen Verfall entgegengehen, fanden ſich vor Schach Abbas dem Großen zwei Dörfer, davon das eine dem Haider- das andre dem Neamed-Olaß gehörten, deren Namen auf die beiden Haupttheile der Stadt übergegangen waren. Seit der Eroberung von Lar und Ormus erſchien die Lage von Iſpahan günſtiger für den Sitz des Herrſchers, als die mehr von der Mitte entfernten Städte Casbin und Sultanieh. Aber nicht allein durch politiſche Gründe, ſondern

auch durch die natürlichen Vorzüge der Umgegend ließ der Schach ſich bei der Anlegung ſeiner neuen Reſidenzſtadt leiten. Eine Hochebene, welche 4000 Fuß über dem Meer erhöhet, unter dem 33ten Grad der Breite alle Vorzüge einer milden, reich bewäſſerten Landſchaft genießt, muß für den Anbau der Feld- wie der Gartenfrüchte im hohen Grade günſtig ſeyn; die Kälte des Winters, der übrigens ſeine Schneeſtürme gleich dem mittleren Europa hat, ſo wie die Hitze des Sommers ſind gemäßigt; der Frühling weilt hier länger als in den tiefer gelegenen Ebenen und wird wegen ſeiner Reize von allen Reiſenden geprieſen. Südweſtwärts von der Stadt und nur wenige Stunden von dieſer entfernt erhebt ſich ein hoher Berg mit maleriſch ſchönem Umriß, der für die Freunde der Pflanzenkunde wie für die Forſcher der alterthümlichen Denkmale ein gleich hohes Intereſſe hat, obgleich in unſren Tagen der Beſuch deſſelben nicht allein durch den bengaliſchen Tiger, der zuweilen ſeine Streifzüge bis in dieſe Gegend erſtrecken ſoll, ſondern auch durch das raubſüchtige, kriegeriſche Volk, das in der Nachbarſchaft hauſet, ſehr erſchwert wird. Die Stadt ſelber, deren Umkreis noch jetzt 4 Stunden beträgt, liegt an dem Senderudfluß, über den mehrere, zum Theil ſtattliche Brücken hinüberführen nach den jenſeitigen Vorſtädten. Eine Höhle, oſtwärts von der Stadt, aus der ſich ein kleiner, friſcher Quell ergießt, bei welchem als Hüter ein Derwiſch wohnt, und dahin als an einen uralt heiligen Ort die Nachkommen der alten Perſer: die Gauren häufige Wallfahrten machen, noch mehr aber die anſehnlichen Ueberreſte von Bauwerken, die auf dem Berge liegen, erinnern daran: daß hier in alten Zeiten eine Stadt von Bedeutung: Aspadana geſtanden. Ispahan war in ſeiner blühendſten Zeit, von welcher ſchon Tavernier Zeuge ſeyn konnte, von 700000

Menſchen bewohnt, anjetzt zählt es kaum noch 70000 Einwohner.

Als Tavernier auf ſeiner erſten Reiſe, im Jahr 1632 hier verweilte, da war Schach Abbas (der im Jahr 1629 ſtarb) im friſcheſten Andenken, und die Nachwirkung ſeiner kräftigen Regierung dauerte noch in unverkennbarer Weiſe fort. Er hatte die gelehrten Schulen, die er geſtiftet, mit ſo reichen Einkünften verſehen, daß dieſelben auch unter den ſpäteren Regierungen, welche mehr zerſtörend als aufbauend wirkten, fortbeſtehen, und einen Ruhm in den mohamedaniſchen Morgenländern erreichen konnten, den ſie ſelbſt noch in unſeren Tagen nicht verloren haben. In derſelben Weiſe waren auch die Keime der andren Einrichtungen, welche Abbas I ausgeſäet hatte noch in ihrer Fortentwicklung begriffen. Uebrigens ſahe ſich ſchon damals der Reiſende, wenn er in die mächtig große Stadt eintrat, welche nach Taverniers Schätzung an ihrer Ausdehnung Paris gleich kam, in jenen Erwartungen getäuſcht, die der Anblick aus der Ferne in ihm erregt hatte. Die anſehnlichen Moſcheen, im Farbenſchimmer ihrer neuen Außenwände und Dächer, neben ihnen die hohen Minarets, welche aus dem Grün der reichen Gartenanlagen ſo reizend ſchön hervorglänzen, gewähren der Phantaſie, welche der unmittelbar nahen, ſinnlichen Anſchauung voraus eilt, Anknüpfungspunkte, um welche ſie träumend ein Bild ſich ausmalt, von einer Stadt der Palläſte und Herrlichkeiten, der kaum eine andre Stadt der Erde zu vergleichen. Aber man kommt jetzt näher zu dieſen Prachtwerken heran. Da ſieht man Mauern die ſtatt der Steine aus Erde aufgeführt ſind und aus gleichem Material, mit Lagen von ungebrannten Ziegelſteinen untermiſcht, iſt der größeſte Theil der Wohnhäuſer erbaut. Selbſt die Thore der Stadt waren zu Taverniers Zeiten aus plum-

pen hölzernen Balken, dick mit Eiſenblech beſchlagen errichtet, über welche das Gewölbe der Lehmmauern ſich hinzog. Und wenn man damals in die engen, winklichen Gaſſen hineinzog, die zum Theil von einer Seite zur andren überwölbt, dunklen Grotten glichen, da waren all die Moſcheen und Minarets die man von weitem geſehen aus den Augen verſchwunden, ſtatt des Duftes der blühenden Gärten, zu welchen der Anblick aus der Ferne die Hoffnung gegeben, empfand man den eckelhaften Aushauch der todten thieriſchen Körper und des faulenden Unrathes, der überall in die meiſt trocken liegenden Gräben, und auf den Boden der Gaſſen hingeworfen lag. Im Sommer wird das Athmen, neben jenem verpeſtenden Geſtank auch durch die Staubwolken beengt, welche jeder Lufthauch von den ungepflaſterten Straßen emporwirbelt, im Winter und bei eintretendem Regen iſt hier ein ſolcher Schmutz ergoſſen, daß dann jeder bemittelte Perſer, der das Ausgehen vermeiden kann, in ſeine Wohnung ſich verſchließt, weil bei dieſem Volke das die Schüſſeln äußerlich ſauber hält, während ihr Inneres voll Unrathes iſt, Jeder das Eintreten in ein fremdes, ja ſelbſt in das eigne Haus, mit beſchmutztem Gewand, gleich als eine Verſündigung betrachtet.

Nur in jenen Theilen der Stadt, da die anſehnlicheren Kaufleute ihre Läden und Bazars hatten, noch mehr auf dem großen Meydan oder Marktplatz, den Schach Abbas I an der günſtigſten Stelle der Stadt, in der Nähe des Fluſſes anlegen ließ, konnte der damalige Reiſende bemerken, daß er in einer namhaften, reichen Stadt ſich befinde. Dieſer große Platz, 700 Schritte lang und etwa 300 Schritte breit, iſt von einem Kanal durchzogen, und gränzt nach der einen Seite hin an den Pallaſt des Königes ſo wie an eine Moſchee. Rings um den Meydan ſieht man

die reichſten Bazars der Kaufleute ſo wie die Werkſtätten von Handwerkern der verſchiedenſten Art, die Kaffee- und Weinſchenken. Aus dem Miethzins, welchen alle dieſe Leute für ihre Aufenthaltsſtätte in den Bazars entrichten, beziehet der König einen Theil der Einkünfte ſeines Haushaltes und Hofſtaates. Schon am Tage, noch mehr aber am Abend iſt der Meydan der Verſammlungs- und Beluſtigungsort der Einheimiſchen wie der anweſenden Fremden. Man ſieht da Spiele der Einzelnen, Puppenkomödien und Seiltänzerkünſte; bei Abend ertönt der Platz von Geſang und Saitenſpiel.

Außer dieſem neuen Marktplatze beſchreibt ſchon Tavernier im damaligen Ispahan noch einen andren, älteren, auf welchem die Verkäufer der Gemüſe und Früchte, vor allem die der Melonen ihren Aufenthalt haben. Denn der Genuß der Melonen iſt dem Perſer, dem vornehmen wie dem geringen ein ſo unentbehrlicher, daß er ſelbſt im Paradieſe ohne jene beliebte Frucht, ſo wie der Türk ohne Zwiebeln ſich unheimiſch fühlen würde. Vom frühen Morgen an bis zum Abend ſieht man Laſtthiere, beladen mit Melonen zu den Thoren hereinziehen, denn der Verbrauch an jenen Früchten muß ungeheuer ſeyn, da nach Tavernier, deſſen Ausſage durch Reiſende der neueſten Zeit beſtätigt wird, ein einzelner Perſer gegen 36 Pfund Melonen, während eines Tages verſpeiſen kann. Man weiß deshalb Sorge dafür zu tragen, daß ſelbſt im Winter noch Melonen in hinreichender Menge zu haben ſind, und zwar ſolche von der ſüßeſten, beſten Art, die gegen Ende des Sommers und im Herbſte reift, während im Frühling nur die wäßrig ſchmeckenden Arten gedeihen, deren Genuß dem Trinken des Waſſers ähnlich wirket.

Wenn auch Schach Abbas nicht mehr perſönlich über die Handhabung des Rechtes der Käufer und Verkäufer

die Obhut halten konnte, ſchien dennoch eine Nachwirkung jener Furcht und jenes Schreckens noch bemerkbar, welche ſein polizeiliches Regiment über Handel und Gewerbe verbreitet hatte. Denn wir müſſen uns in Schach Abbas I, bei all ſeinen großen Gaben eines natürlichen Verſtandes und einer gewaltigen Thatkraft, bei all den Eigenſchaften, welche ihm bei ſeinem Volk eine faſt abgöttiſche Verehrung erwarben, dennoch eine jener heidniſch morgenländiſchen Majeſtäten denken, bei denen die bezaubernde Gewalt, welche ſie auf Andre üben, einen ähnlichen Grund hat, als die der Abgottsſchlange oder des Krokodils, welche bei einigen heidniſchen Völkern in ſtumpfſinniger Hingebung des eignen Lebens ſo wie des Lebens der Ihrigen gleich einer allmächtigen Gottheit angebetet werden.

Dieſer Zauber, wenn er unter Menſchen ſtatt findet, iſt ein gegenſeitiger. Der orientaliſche Despot, wenn er auch als unverſtändiges Kind den Thron beſteigt, ſiehet alsbald wie in der nächſten Umgebung ſeines Harems, und ſeiner Verſchnittenen, und wie auch in der weiteren Umgebung all die Vornehmen ſeines Hofes, die Großen und Mächtigen ſeines Reiches vor ihm mit einer Ehrerbietung ſich beugen, welche nicht den Menſchen ſondern nur Gott gebühret. Seine Einfälle und Befehle, alle Regungen ſeiner Lüſte, werden von dem ſclaviſchen Volke gleich Geboten der Religion mit unverbrüchlicher Pünktlichkeit befolgt; jede Aeußerung auch eines mittelmäßigen Witzes oder Verſtandes wird mit einem Beifall, wie er nur den göttlichen Eingebungen eines Propheten gebühren könnte aufgenommen und bewundert. Wer die Geſchichte des Wahnſinnes, die Gründe ſeines Entſtehens und ſeiner allmäligen Steigerung kennt, der wird es begreiflich finden, wie das kam, daß die berüchtigten Tyrannen des römiſchen Kaiſerthumes

eben ſo wie die Inhaber der türkiſchen, der perſiſchen und andrer mohamedaniſchen Herrſcherthrone, und ſelbſt viele Negerkönige, aus ihrer in jüngeren Jahren zum Theil gutartiger ſcheinenden Gemüthsſtimmung in einen Zuſtand geriethen, welcher dem der Wahnſinnigen oder der Tobſüchtigen gleicht, deren Mordluſt, wenn ſie nicht durch äußeren Widerſtand gehemmt wird, keine Gränzen kennt. Der Harem mit ſeinen weiblichen Schmeicheleien iſt die erſte Vorſchule, das ſclaviſche Beugen des, in der nämlichen Vorſchule gebildeten weibiſchen Sinnes der Höflinge iſt die Rennbahn, darin der morgenländiſche Tyrann ſich zu einem Mann der Furcht und des Schreckens ausbildet.

Auch Schach Abbas, man könnte mit demſelben Rechte ſagen der Gefürchtete, als der Große, war bei all ſeinen löblichen Eigenſchaften ein Tyrann, der ſelbſt ſeinen an Geiſt wie an Gemüth ihm vielleicht überlegnen Sohn Sſafi Mirza zuerſt der Augen berauben, dann enthaupten ließ, weil dieſer Prinz durch ſein männlich ſchönes Aeußeres, durch ſeine Gewandtheit in den Waffen und durch die glänzenden Gaben ſeines Verſtandes die Bewunderung des Volkes erregt und namentlich einſt, hingeriſſen von der Jagdluſt, ſeinen Pfeil eher nach einem wilden Eber abgeſchoſſen hatte als ſein Vater. Als der ſclaviſch dienſtwillige Große des Hofes, der den Blutbefehl des alten Schachs ohne ſich zu bedenken vollzogen hatte, dieſem das blutige Haupt des Sohnes in einem goldnen Becken vor Augen ſtellte, da wurde das Herz des Vaters von Reue und Liebe ſo tief bewegt, daß er in Thränen ausbrach und den Mann, welcher, freilich auf königlichen Befehl, der Mörder ſeines Sohnes geworden war, all ſeiner ihm vorhin verliehenen Würden und Güter beraubte und ihn vom Hofe hinweg ins Elend

jagte, während er dagegen einen andren, der des gleichen Auftrages ſich entſchuldigt hatte, zu hohen Ehren erhub.

Eines ſolchen Gefühles von Menſchlichkeit und Reue war freilich der Enkel und Thronfolger Abbas des erſten, der Schach Sſafi, dieſer Mörder der eignen treuen, geliebten Gemahlin kaum fähig, der als unverſtändiger Knabe das Regiment angetreten hatte und nur dadurch als Mann und als Herrſcher ſich kund geben wollte, daß er grauſame Martern und blutige Hinrichtungen nicht über Feinde des Reiches verhängte, ſondern über vermeintliche Feinde ſeiner geheiligten Perſon, die irgend einer ſeiner Launen nicht blindlings Folge geleiſtet oder ſeinen allmächtigen Willen nicht bei jeder ihrer Handlungen zu Rathe gezogen hatten.

Wir ſprachen vorhin von der polizeilichen Strenge, mit welcher Schach Abbas der Große die Geſetze und gute Ordnung im bürgerlichen Verkehr und Handel aufrecht zu erhalten ſuchte. Er ſelber ging öfters im Gewand eines armen Landmannes oder Stadtbewohners umher, kaufte oder verkaufte allerhand kleine Waaren, um den Betrügereien, welche unter ſeinen Perſern im Schwange gingen, auf die Spur zu kommen. Eines Abends ging er auch, als Bauer verkleidet, aus einer geheimen Pforte ſeines Pallaſtes, die nach dem Marktplatz führt, hinaus, kaufte zuerſt bei einem Bäcker einen Men, das ſind 6 unſrer Pfunde Brodes, dann bei einem Garkoch ein gleiches Gewicht gebratenen Fleiſches. Er kam mit dieſer anſehnlichen Ladung in ſeinen Pallaſt zurück und ließ hier das Fleiſch wie das Brod genau abwiegen. Da ergab ſich, daß am Brode der 16te, am Fleiſche der 20te Theil des Gewichtes fehlte und hierüber gerieth der Schach in ſolchen Zorn, daß er ſeinem Polizeiminiſter augenblicklich hätte (nach einer dort üblichen Todesſtrafe) den Bauch aufſchneiden laſſen, wenn nicht die Für-

heit der Anweſenden, und jene Mäßigung ſeiner heftigen Aufwallungen, deren der Schach öfter zugänglich war, ihn an der Ausführung gehindert hätten. Die beiden betrügeriſchen Gewerbsleute aber, der Bäcker und Garkoch, wurden zum ſchreckenden Beiſpiel für andre ihres gleichen, jener in einem ſtark geheizten Ofen verbrannt, dieſer lebendig an einen Spieß geſteckt und am Feuer gebraten.

Hier mochte die grauſame Strafe, welche der „Herrſcher der Gläubigen“ verhängte, noch immerhin dem Volke, als eine zu Gunſten der Armen geübte Handlung der Gerechtigkeit erſcheinen; man würde aber auch aus Furcht ſchweigend, wie in alle andre Greuelthaten eines ſolchen Allvermögenden ſich gefügt haben, wenn ein Schach Sofi den geringſten Schein einer Beleidigung ſeiner Majeſtät mit blutigen Martern gerochen hatte.

In welch ganz andrem Lichte ſtehet neben ſolchen Majeſtäten des nichtchriſtlichen Morgenlandes, ein ſolcher unter der Zucht und Demuth des Chriſtenthumes gereifter Herrſcher des Abendlandes da, dergleichen Kaiſer Rudolph von Habsburg war. Dieſer ging auch einſt, als armer Reitersmann verkleidet, in Mainz umher, den Schimpf aber und Hohn, den ein Bäckersweib, bei deren Feuer er ſich wärmen wollte, ihm angethan hatte, rächte er ſcherzhaft dadurch, daß er das Weib nöthigte, alle die Schimpfworte, die ſie gegen den Herrn und König des vermeintlichen Reitknechtes ausgeſtoßen, vor ihm, dem wirklichen König und Herrn, in Gegenwart ſeiner hohen Tafelgenoſſen noch einmal zu wiederholen, wobei er, wenn ihre Rede ſtockte, ihr ſelber aus treuer Erinnerung einhalf. Für die ausgeſtandne Angſt ſendete er der, mit Todesfurcht in ihr Haus zurückgekehrten Frau, einen gebratenen wilden Schweinskopf, der während ſie ihr Verhör ausgehalten, auf ſeiner Tafel ſtund, und eine

Flaſche des guten Weines. Und dennoch wußte dieſer chriſtliche Kaiſer bei andrer Gelegenheit die Gerechtigkeit an den muthwilligen Störern der öffentlichen Ruhe, an den Raubrittern und Buſchkleppern mit ſtrenger Hand zu üben.

Wenn wir jedoch einen ſolchen Maaßſtab, den uns das Beiſpiel eines unter der Zucht des Chriſtenglaubens ſtehenden Herrſchers, dergleichen der erſte Habsburger und viele deutſche Kaiſer und Könige waren, an die Hand giebt, an einen Schach Abbas nicht anlegen, ſondern ihn nur mit dem Maaße meſſen, das uns der Vergleich deſſelben mit andren mohamedaniſchen Herrſchern ſeiner Zeit darbietet, dann finden wir das Lob, welches die perſiſche Geſchichte der vierzigjährigen Regierung Abbas I beilegt, nicht ganz unpaſſend. Der Mann war bei ſeinen chriſtlichen wie mohamedaniſchen Unterthanen in ſolchem Anſehen, daß Mancher, namentlich unter den Perſern es für das höchſte Glück hielt, wenn er den großen Schach nur einmal ganz in der Nähe ſehen und noch mehr, wenn er mit ihm ſprechen durfte. So zeigte man dem Tavernier auf ſeiner erſten Reiſe eine ſtattliche, ſteinerne Brücke, welche mit ihren großen Schwibbögen über eine Anhöhe ſich hinzog, auf der ſie Jedem, der des Weges kam, ſchon von fern her in die Augen fallen mußte. Aber auf jener Höhe war weder ein Waſſer noch ſonſt etwas zu finden, wodurch die Anlage einer ſolchen Brücke nothwendig geworden wäre. Es war ein andrer ſeltſamer Grund, dem ſie ihr Entſtehen verdankte. Ein reicher Mullah hatte ſie erbauen laſſen in der ſichren Erwartung, daß Schach Abbas hier einmal vorüberkommen, das Bauwerk ſehen, nach ſeinem Urheber fragen und daß hierdurch ihm, dem eitlen Manne, eine Gelegenheit kommen werde, in Perſon mit dem großen Abbas zu ſprechen. Es geſchahe ſo, wie er es erwartet und gewünſcht hatte. Der

Schach kam von einem ſeiner Siegeszüge heimkehrend dieſes Weges; die neue Brücke fiel ihm in die Augen, er fragte nach ihrem Erbauer. Der bin ich, ſagte der Mullah, der ſich ganz in die Nähe des Herrn gedrängt hatte. Und zu welchem Zwecke, fragte der König weiter, haſt du ſolch koſtbaren Bau unternommen? Zu keinem andren, ſprach der Mullah, als daß Abbas, der große König nicht allein auf die Brücke, ſondern auch auf mich, den Erbauer, ſein Auge wenden, und mit einem Wort ſeines Mundes mich beglücken werde.

Wir haben in den vorſtehenden Auszügen aus Taverniers Reiſewerk das intereſſanteſt Erſcheinende von dem zuſammengefaßt, was er über die Völker, durch deren Länder ſein Weg ihn führte, berichtet hat, es iſt Zeit, daß wir ihn, den Reiſenden und ſeine Lebensſchickſale wieder mehr ins Auge faſſen. Seine erſte Bekanntſchaft mit Ispahan und mit dem Handelsverkehr der dortigen Armenier und Perſer ſcheint ihm die Mittel, durch welche er ſich künftige Reiſen durch Aſien möglich machen konnte, nicht bloß gezeigt, ſondern auch an die Hand gegeben zu haben. Vielleicht mit einigen aſiatiſchen Kaufmannswaaren, die er von armeniſchen Freunden auf Credit genommen, gieng er zunächſt wieder nach Smyrna, machte an dieſem Hauptpunkt des europäiſch-aſiatiſchen Verkehres, wohin namentlich aus Frankreich, Italien und Holland ohne Aufhören Schiffe, des Handels wegen kamen, gute Geſchäfte und zog mit den von ihm eingetauſchten europäiſchen Gütern bald hernach wieder nach Ispahan.

Während ſeines diesmaligen Aufenthaltes in Smyrna, von welchem er eine ausführliche Beſchreibung giebt, beſuchte er auch in Geſellſchaft mehrerer Europäer die Ruinen von Epheſus. Die kleine Reiſegeſellſchaft hatte dort auf der

ſchattigen Altane einer Moſchee, die vormals eine chriſtliche Kirche geweſen, eine Mahlzeit von den mitgebrachten Vorräthen gehalten, und dabei auch Wein getrunken. Obgleich nun ſchon damals jene Moſchee nicht mehr, oder nur ſelten, als ſolche benutzt wurde, hätte dennoch, namentlich gerade in der Zeit des türkiſchen Ramadan oder Faſtens, die damals gefeiert wurde, jene Unvorſichtigkeit ſehr üble Folgen für die Reiſenden haben können. Einer der Janitſcharen, der ſie begleitete, um ſich für einen Schimpf zu rächen, den einer der fränkiſchen Bedienten ihm angethan, verklagte die Franken, als Spötter und Verächter der Religion bei dem Kadi des nahe gelegnen Ajaſaluk und als ſie am andern Tage abermals auf derſelben Altane ihre Mahlzeit halten wollten, ſahen ſie ſich von mehreren bewaffneten Türken überfallen, welche ihren fanatiſchen Eifer zunächſt mit Worten ausſprachen und auch durch die That ihn bezeugt haben würden, wenn der mit der Sprache und Sitte der Türken bekannte Tavernier nicht ſchon vor dem Herbeikommen der Türken, aus kluger Vorſicht den Wein hätte verſtecken laſſen und unvermerkt durch ein reiches Geſchenk an Goldſtücken, das er dem einen Türken machte, ſich dieſen ſo wie ſeine Begleiter zu Freunden gemacht hätte, welche jetzt vor dem zornigen Kadi die Sache, „der blos Waſſer trinkenden Franken“ zum Beſten kehrten. In damaliger Zeit gehörte die Gewandtheit eines Tavernier dazu, um Chriſten, die aus Unvorſichtigkeit den Fanatismus der Türken gereizt hatten, bei ſolcher Gelegenheit aus der Gefahr einer unmäßig großen Geldbuße, ja vielleicht des Lebens zu retten.

Wie lange unſer Reiſender, nachdem er über Tocat noch einmal nach Ispahan gekommen, ſich dort und dann auf dem abermaligen Rückwege verweilt habe, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit ſagen. Wahrſcheinlich vergiengen einige

Jahre bis dahin, wo er ſo viel gewonnen hatte, daß er in Erwartung eines ſichren und dabei größren Vortheiles nach Paris reiſen konnte, nicht um dort zu bleiben, ſondern nur um mit noch reicheren Mitteln ausgerüſtet ſeine Reiſeluſt befriedigen zu können. Es läßt ſich vermuthen, daß er ſchon von dieſer erſten Reiſe nicht blos gewöhnliche Handelswaaren des Morgenlandes, ſondern auch allerhand Naturmerkwürdigkeiten und andre Raritäten mit ſich nach der Heimath gebracht habe, wie wir denn bei einer andren Gelegenheit erfahren, daß er für ein Stück durchſcheinenden Kalkſinters, darin der Körper einer 12 Zoll langen Eidechſe eingeſchloſſen war, 1000 Thaler bezahlt und dieſes Stück ſpäter in der Heimath an einen Sammler ſolcher Seltſamkeiten gut verkauft habe. Es mag bei dieſem Verkauf ein Stück ins andre gerechnet worden ſeyn, denn die meiſten Mineralien ſolcher augenfälligen, die Neugier der Kenner anreizenden Art, hatte er ſelbſt an Ort und Stelle geſammelt, ſo daß er einſt gegen zehn Centner aſiatiſcher Foſſilien (zunächſt vom Urmiaſee) mit ſich nach Marſeille brachte, wo er eine Niederlage derſelben errichtete.

10) Taverniers zweite Reiſe nach Perſien.

In Paris ſcheint unſer Reiſender bei ſeiner erſten Rückkehr aus Aſien eben ſo viel baaren Gewinn als Credit gefunden zu haben, ſo daß er jetzt ſchon beſſer für den aſiatiſchen Handel geeignet ſeine zweite Reiſe, zur Stillung ſeines Dranges: Neues zu ſehen und zu erfahren, antreten konnte. Als das holländiſche Kriegsſchiff, auf welchem er von Marſeille aus nach der Levante abgehen wollte, am 13. September 1638 bereits im Begriff ſtund die Anker zu lichten, kam vom Lande her, von den Conſuln eine Ordre an den Kapitän, er ſolle ſeine Abfahrt noch

aufſchieben, weil man ihn zum Träger einer wichtigen Botſchaft an alle in der Levante befindlichen Franzoſen machen wollte. Am andren Morgen kam die Botſchaft: es wurde in gehöriger Form für den Kapitän, ſo wie durch dieſen in beſondren Schreiben an den Johanniterorden in Malta, dann an alle franzöſiſche Conſuln in der Levante die Nachricht überbracht, daß dem königlichen Hauſe von Frankreich ein Thronerbe, der nachmalige Ludwig XIV geboren ſey.

Die frohe Stimmung, in welche der Empfang der Freudenbotſchaft und die in Folge derſelben angeſtellten Luſtgelage alle auf dem Schiffe anweſenden Franzoſen verſetzt hatte, war bei unſrem Reiſenden auf der ganzen Seefahrt eine ausdauernde, weil bei ihm noch etwas Andres hinzu kam, das ihn fortwährend zur Freude ſtimmte. Wie dem Vogel, der aus dem Käfich entronnen, endlich wieder die freie Luft athmet, ſo war es ihm zu Muthe, als er ſich wieder auf dem Wege nach ſeinem geliebten Aſien ſahe; es war die Zeit, wo die Zugvögel über das Meer wandern und wo die Schaaren der Wachteln in ſolcher Menge in Malta ſich einſtellen, daß man ſie zu Tauſenden in den Netzen fängt; das Schiff, auf dem Tavernier fuhr, verſorgte ſich an jener Inſel mit 2000 Stücken ſolcher lebenden Vögel für die Tafel des Kapitäns und ſeiner Paſſagiere. Ein ſolcher Zugvogel, der, wenn ſeine Zeit kommt, dem Drange des Wanderns nicht wiederſtehen kann, war auch Tavernier, doch ein glücklicherer als jene Wachteln, denn er mit ſeinen Schiffsgefährten entgieng allen Gefahren, welche die Schiffe der Corſaren ſowie die Galeeren der durch den holländiſchen Kapitän zur Unzeit aufgereizten Türken ihm droheten; ſehr glücklich dem vergiftenden Einfluß der ungeſunden Luft von Alexandrette, dem nur ſelten ein an-

kommender Europäer ungeſtraft ſich nahen darf; genoß mit ſeinem jugendlich muntrem Gemüth alle die Eindrücke des Neuen, welche die reiche Handelsſtadt Aleppo dem Fremden darbietet und trat muthig mit einer Karawane, welche aus 400 Mann und 600 Kameelen beſtund, den beſchwerlichſten Weg unter allen, welche von Aleppo nach Ispahan führen, den durch die große Wüſte an.

Es gehört die gute Geſundheit eines jungen 33jährigen Europäers (ſo alt war damals Tavernier) dazu, um die Beſchwerden dieſes Weges zu ertragen, den ſelbſt die eingebornen Beduinen jährlich nur einmal, des Kameelhandels wegen und auch dann nur machen, wenn ein häufig fallender Regen die Felſenlöcher und Ciſternen der Wüſte mit hinlänglichem Waſſervorrath verſorgt hat. Denn ſchon in den erſten beiden Wochen nach der Abreiſe von Aleppo, welche gleich nach Weihnachten fiel, konnte ſich die Karawane nur einen Tag um den andren mit Waſſer verſorgen, und als dem Führer derſelben durch befreundete Beduinen, welche dieſe Nachricht nach Aleppo bringen ſollten, die Kunde kam von der Einnahme von Bagdad durch die Türken und von der Gefahr, welcher die Reiſegeſellſchaft ſich, wenigſtens wegen Hinwegnahme ihrer Kameele ausſetzen würde, wenn ſie der türkiſchen Macht und den ihr unterworfenen Emirs zu nahe käme, da mußte die Richtung des Weges ſtatt nach Oſten gen Süden, durch eine ſo unwegſame Wüſte eingeſchlagen werden, daß einſtmals in 9 Tagen kein Tropfen trinkbaren Waſſers zu finden war. Als aber dann endlich nach einer ſo lang erdulbeten Pein des Durſtes die Karawane zu einer hüglichen Landſchaft kam, in der ſich mehrere Teiche des zuſammengelaufenen Regenwaſſers, rings umher von grünendem Gebüſch umgeben befanden, da däuchte es Jedem der Reiſegefährten, am meiſten aber

unſerm, zu beſondern Aufwallungen des Frohſinnes geneigten Tavernier, als ſey er im Paradieſe. Freilich hatten die Kameele, welche nach neuntägigem Durſten dem Erliegen nahe waren, und die ſobald ſie die Witterung des Waſſers in ihre Naſe bekamen, in ſchnellem Trabe voranliefen, das Waſſer ſo getrübt und verunreinigt, daß man einige Zeit vergehen laſſen mußte, damit der trübe Schlamm ſich zu Boden ſetze, doch hatten ſchon einige Schlucke, auch des trüben Waſſers die matten Augen wieder munter, die geſunknen Kräfte wieder lebendig gemacht. Und außer dem Waſſer, das mit jeder Stunde heller und zum Genuß geeigneter wurde, gab es an dieſem Lagerplatz auch Holz und Geſträuch zur Feuerung, woran es auf dem bisherigen Wege durch die waſſerloſe Wüſte ſo ganz gefehlt hatte, daß man ſeit 9 Tagen weder Brod backen noch eine warme Speiſe hatte zurichten können. Ja zu dem Reis in Waſſer gekocht gab es hier noch einen Reichthum von andren Gerichten, ſo köſtlich, daß ſie ſelbſt auf fürſtlichen Tafeln den Beifall der Gäſte gefunden hätten; denn in dieſer, von Jägern niemals beunruhigten, grünenden Einöde waren die Haſen und mehrere Arten der Rebhühner ſo häufig, daß ſie ungeſcheut den Kameelen unter den Füßen herumliefen und von den Beduinen mit Stöcken erſchlagen wurden; auch die Damhirſche, die in ganzen Rudeln die Gegend durchzogen, waren für die Feuergewehre unſres Reiſenden ſo wie einiger ſeiner Gefährten eine leicht zu erlangende Beute.

An dieſem Orte der Erholung und lang entbehrten Sättigung weilte die Karawane drei Tage. Hier hatte ſo eben der beginnende Frühling alle ſeine Reize über das Land ergoſſen und für die Hunderte der Menſchen und der Kameele, aus denen die Karawane beſtund, eine Fülle des Genießbaren ausgebreitet, welche auf mehrere Monate für

ſie alle hinreichend geweſen wäre, nun aber mußte man wieder hinaus in die Wüſte, da kein Grün iſt und kein lebendiger Odem ſich regt. Es war dies um ſo bedenklicher, da der Führer der Karawane, der ſich nur aus Furcht vor dem Heer der Türken von der ihm bekannteren Richtung der Reiſe hatte abbringen laſſen, unverholen es zu erkennen gab, daß er in der Wüſte verirrt ſey und nicht wiſſe, ob er, um nicht abermals ſeine Schaaren der Kameele und Menſchen der Gefahr des Verdurſtens auszuſetzen mehr nach Nordoſt oder nach Südoſt ſich wenden ſolle. Zu ſeinem und der Andren Glücke fand er nach einigen Tagen zwiſchen etlichen kleinen Hügeln zwei arabiſche Hirtenfamilien mit ihren Ziegenheerden, welche des Landes ſo kundig wären, daß ſie der Karawane eine Richtung ihres Weges nach Balſora hin bezeichneten, bei welcher ſich wenigſtens an jedem dritten Tag Waſſer fand. Auch gab es auf dieſem Wege immer viel Neues für unſren Reiſenden zu ſehen; namentlich mitten in einer waſſerleeren, wüſten Landſchaft, Gebäude von königlich prächtiger Bauart, bei ihnen ein ausgemauertes großes Waſſerbehältniß mit einem jetzt ganz trocken liegenden Kanal, zur Bewäſſerung des Landes und den Reſten einer Waſſerleitung, durch welche wahrſcheinlich das Waſſer aus dem 20 Stunden weit entfernten Euphrat hieher geleitet worden war. Die vormaligen, mächtigen Herrſcher dieſer Länder ſcheinen, wie ſich hier und anderwärts zeigt, ein ganz beſonders Vergnügen darin gefunden zu haben, durch koſtbare Bewäſſerung ſelbſt die Wüſte in einen blühenden Garten umzuſchaffen und dort, fern vom Geräuſch der Städte einen Luſtſitz ſich anzulegen.

Die Karawane begegnete, je näher ſie dem Euphrat kam, deſto öfter arabiſchen Horden und ihren reichen Fürſten. Tavernier hatte auf dieſer Reiſe einen jungen Maler

und einen Barbierer mit ſich genommen. Beide erwieſen ſich ihm jetzt als ſehr nützliche Begleiter. Denn der Maler hatte im ſeinem Reiſekoffer mancherlei buntfarbige Bilder und illuminirte Kupferſtiche, welche, vor allem die Bildniſſe der ſchönen europäiſchen Damen, einem jungen Emir ſo wohl gefielen, daß ſich dieſer durch reiche Gegengeſchenke und viele Gefälligkeiten ſie erkaufte. Der Barbier aber, der zugleich als Wundarzt und Arzt galt verpflichtete durch ſeine Kunſt einige der arabiſchen Fürſten ſich und ſeinen Reiſegefährten, wiewohl die Karawane im Ganzen nicht ohne bedeutende Abgaben an ſolche Herren des Landes davon kam.

Auf dieſem Wege nach Balſora kommt man auch durch einen früher ſehr beſuchten Wallfahrtsort der Perſer, durch Meched Ali, wo in einer ziemlich verfallenen Moſchee das Grabmahl des Ali, des Schwiegerſohnes des Propheten Mohamed gezeigt wird. Seitdem die Türken von Bagdad und ſeinem Gebiet Beſitz genommen, hatten ſie von jedem perſiſchen Pilgrim, der nach Meched Ali wallfahrten wollte, eine Agabe verlangt, was dem Schach Abbas für ſich und ſeine Unterthanen ſo ſchimpflich vorkam, daß er ſelber zwiſchen Tauris und Kandehar einen neuen Wallfahrtsort Meched anlegen ließ, darin namentlich, in einer prachtvollen Moſchee ein Fuß von Alis Kameel gezeigt wird, und daß er jetzt hieher, ſtatt nach Meched Ali die Andacht ſeiner Perſer zu lenken ſuchte, welchen unter den ſpäteren Königen die Wallfahrt in jene türkiſche Stadt ganz unterſagt wurde.

Endlich, nach einer 65 tägigen Reiſe durch die Wüſte war man in die Nähe des Euphrat, und zuerſt durch Ruinen einer zerſtörten Stadt, dann nach dem noch immer durch ſeinen Handel reichen, anſehnlichen B a l ſ o r a gekommen. Die Nachricht von der Geburt des künftigen

franzöſiſchen Thronfolgers, ſo alt ſie auch geweſen, war für die in Balſora anweſenden Franzoſen eine ganz neue; ſie wurde von ihnen wie von allen Franken der verſchiedenſten Nationen durch Freudengelage gefeiert.

Während des dreiwöchentlichen Aufenthaltes unſres Reiſenden in Balſora kam dahin ein Geſandter des großen Mogul, der jetzt von Konſtantinopel nach der Heimath zurückkehrte. Er hatte dem Großſultan, nebſt reichen Geſchenken, den Glückwunſch ſeines Herrn zur Wiedereinnahme von Bagdad überbracht und als eines der Gegengeſchenke für den Großmogul eine mit koſtbaren Edelſteinen beſetzte Taſchenuhr erhalten. Der Mann, der mit einem ſo zarten Kunſtwerk umzugehen nicht gewohnt war, hatte beim Aufziehen die Kette oder Saite des Getriebes abgeſprengt und hierüber in Todesangſt, wurde er nicht wenig erfreut, als ihm Tavernier eine neue Kette einſetzte und die Uhr wieder in vollkommnen Stand brachte. Eben dieſer Geſandte, welcher Taverniers ſchon damals gefaßten Vorſatz nach Indien zu reiſen nicht wenig beſtärkte, und ihn gern ſogleich mit ſich genommen hätte, war von ſeinem Herrn beauftragt worden, ihm einige ſchöne arabiſche Roſſe mitzubringen. Er kaufte mehrere, jedes um den Preis von einigen tauſend Thalern, zuletzt wurde ihm eines, das ſchönſte von allen gezeigt und um 10000 Thaler feil geboten. Der Geſandte wollte nur 8000 dafür geben und der Handel zerſchlug ſich. Als er jedoch bei ſeiner Heimkunft ſeinem Herrn von dieſem Handel erzählte, wurde dieſer ſo unwillig darüber, daß man ſo zur Unzeit ihm, dem reichſten Fürſten von Aſien die Ausgabe von wenig tauſend Thalern geſpart habe, daß er den Geſandten von ſeinem Hofe verbannte und nachmals durch einige Engländer das Pferd erkaufen ließ, deſſen Be=

ſitz übrigens für ihn keinen Gewinn brachte, weil das koſtbare Thier zwiſchen Surate und Agra ſtarb.

Wie weit ſind die jetzigen Inhaber des Thrones der Großmogule von ſolchen Fürſtengelüſten nach theuren Roſſen entfernt, ſie, welche kaum eine neue, ihres angeblichen Standes würdige Sänfte bezahlen können, in welcher ſie in Zeit von einer Stunde durch ihr ganzes jetziges Reich, von einer ſeiner Gränzen zur andren, ſich können tragen laſſen.

In Balſora hatte ſich Tavernier von ſeiner Karawane getrennt, er nahm jetzt, in Begleitung ſeiner europäiſchen Reiſegefährten den Weg, zuerſt abwärts auf dem Euphrat, dann über Kazerum nach Schiras und von hier nach Ispahan. Perſien war indeß ſchon für dieſes Mal nicht das Ziel ſeiner Reiſe; er hatte bereits in Paris die nöthigen Einleitungen getroffen für ein weiteres Unternehmen. Indien, das Land der Edelſteine wollte er beſuchen und dieſe Gelegenheit nicht nur zur Befriedigung ſeiner Wißbegier, ſondern nebenbei auch zum Erwerb der Mittel benutzen, wodurch ihm die Koſten ſowohl dieſer, als auch mancher künftiger Reiſe bezahlt werden könnten. Es mochte ihm ein Leichtes geweſen ſeyn ſich in Paris, durch einige der anſehnlichſten Juwelenhändler mit Creditbriefen und Anweiſungen zu verſehen, damit er auf ihre Rechnung rohe Edelſteine, vor Allem Diamanten einkaufen möge, welche nachmals in Europa in kunſtverſtändiger Weiſe geſchnitten und geſchliffen, den doppelten ja den vierfachen Werth des Ankaufspreiſes, ſelbſt nach Abzug aller Koſten erlangen konnten. Denn weder in Perſien noch auch in Indien gab es damals Leute, die ſich in vortheilhafter Weiſe auf das Brillantiren der Diamanten verſtunden. Auf einer ſeiner ſpäteren Reiſen ſahe Tavernier in der Schatzkammer des großen Moguls, worein man ihn, als einen großen Kenner der Edelſteine,

aus beſondrer Vergünſtigung des Kaiſers geführt hatte, einen ſchönen, als runde Roſe geſchnittenen Demant, welcher 82 Karat wog. Aber dieſer Stein hatte im ungeſchliffenen Zuſtand ein Gewicht von 787½ Karat gehabt, war mithin bei dem Spalten und Schleifen in ſo unvortheilhafter Weiſe behandelt worden, daß er nicht einmal den 9ten Theil ſeines Gewichtes behalten hatte. Und dennoch hatte ihn ein europäiſcher Steinſchneider, der Venezianer Hortenſius Borgis, der im Dienſte des Großmoguls Dſchah Schihan ſtund, geſchliffen, freilich ſo ganz zur Unzufriedenheit des Kaiſers, daß dieſer ihm nicht nur jeden Lohn für ſeine mühſame Arbeit verweigerte, ſondern ihn auch noch zu einem Schadenerſatz verurtheilte, bei welchem Alles, was Borgis in Indien ſich erworben, darauf ging. Man darf nämlich nicht vergeſſen, daß der Werth eines Demants in quadratiſchem Verhältniß ſeines Gewichtes ſich ſteigert, ſo daß, wenn ein Demant von einem gewiſſen Grad Reinheit und Schönheit, ein Karat wiegt und ſein Preis, wie zu Taverniers Zeiten auf 150 Franken geſchätzt wird, ein andrer eben ſo ſchöner von 2 Karat Gewicht nicht nur mit 2 mal ſondern mit 4 mal 150 d. h. mit 600 Franken, ein 3 karatiger mit 3 mal 3 oder 9 mal 150 (mit 1350) Franken bezahlt wird. Während nun ein Demant von 82 Karat Gewicht den Werth von nahe einer Million Franken (993600) hatte, ſo würde dieſer Werth, wenn er nur einen Karat mehr gewogen hätte, 39750 Franken mehr betragen haben, er hätte ſich bei 90 Karat Gewicht um 221400, bei 116 Karat Gewicht um mehr als eine Million Franken geſteigert. Nach Taverniers Kennerurtheil würde aber jener koſtbare Stein, wenn er in Europa in die Hände eines vollkommen tüchtigen Demant-Schleifers gekommen wäre, nicht bloß ein ungleich höheres Gewicht behalten haben, ſondern es würden bei

dem wohlüberlegten Zerſpalten deſſelben auch Stücke abgefallen ſeyn, welche ſich zu höchſt werthvollen Brillanten und Tafelſteinen hätten verarbeiten laſſen.

Ein ungeſchliffener Demant, deſſen Schönheit noch unter der rauhen körnigen Fläche verborgen iſt, oder der einzelne trübe Stellen zeigt, hatte freilich nicht ſolchen Werth, man kaufte da einen Karat ſchweren um 80 Franken, und obgleich ſein Preis auch, wie bei den fehlerfreien Demanten ſich in quadratiſchem Verhältniß ſteigert, kommt dennoch, weil man die Quadratzahl ſtatt mit 150 nur mit 80 zu vermehren hat, eine viel geringere Summe heraus. Ueberdieß fand Tavernier, wie wir dies ſpäter erwähnen werden, gar oft Gelegenheit koſtbare rohe Demante unter der Hand um verhältnißmäßig ſehr billigen Preis zu kaufen.

Und hierin lag eben der Gewinn, den die europäiſchen Juwelire und mit ihnen, ſo weit ſein Antheil reichte, auch Tavernier aus dem Ankauf roher Edelſteine, namentlich roher Diamanten in Indien zogen, davon viele, nachdem ſie in geſchmackvoller Form waren verarbeitet worden, etliche Jahre nachher wieder in ihr Land zurückgebracht und dort mit großem Vortheil verkauft wurden, eben ſo wie jene Opale aus Ungarn, jene Smaragde aus Peru ſo wie die Perlen aus Weſtindien, welche der europäiſche Kaufmann mit ſich an die prachtliebenden Höfe der oſtindiſchen Fürſten oder an die bedeutendſten Handelsplätze ihrer Länder brachte.

Auf ſeiner zweiten Reiſe, von der wir hier erzählen, nahm Tavernier ſeinen Weg über Ormus und Surate nach Goa. Wir werden in der Weiſe, wie er dies in ſeinem Reiſewerke gethan, einen Theil dieſes Weges erſt bei ſeiner ſechsten Reiſe beſchreiben; hier wenden wir uns ſogleich zu

den Zielpunkten ſeiner diesmaligen Wanderung: nach Indien und ſeinen Demantgruben.

Das Meer zwiſchen Surate und Goa war zu jener Zeit längs der Küſte hin und bis zu einer Entfernung von dieſer von 15 bis 20 Meilen durch die malayiſchen Seeräuber noch ſo unſicher, daß ſelbſt einzelne Kriegsſchiffe von dieſem raub= wie mordluſtigen Geſindel angefallen wurden. Denn ſie kamen in ganzen Geſchwadern von 10 bis 15 ja ſelbſt bis 30 leicht beweglichen und dennoch ſo großen Fahrzeugen, daß jedes derſelben mit 200 bis 250 Bewaffneten bemannt war, welche gleich beim erſten, wüthenden Angriff, davon ſie durch die Kanonen und Flinten ſich nicht abſchrecken ließen, Töpfe mit angezündeten leicht brennbaren Stoffen auf das Verdeck warfen, und dann, während man mit Löſchen beſchäftigt war, von allen Seiten her das fremde Schiff beſtiegen. Tavernier wählte deshalb jetzt, wo er zum erſten Mal dahin kam, den zwar ſehr beſchwerlichen, dennoch aber minder unſichren, 61 Meilen langen Landweg von Surate nach Goa.

Goa, dieſe Reſidenzſtadt eines portugieſiſchen Vizeköniges, hatte ſich damals, gegen Ende des Jahres 1641 noch einen Theil jenes alten Glanzes und Wohlſtandes erhalten, darinnen ſie eine der reichſten, von Europäern beſeſſenen Städte der Erde war. Noch jetzt wird der Reiſende, was die landſchaftliche Lage dieſer verarmten Städtefürſtin betrifft in Taverniers Urtheil einſtimmen, nach welchem dieſe Lage eine der herrlichſten iſt, welche die Nachbarſchaft von Gewäſſer und Land erzeugen kann. Der eben genannte Reiſende vergleicht den Hafen von Goa an Naturſchönheit mit dem von Konſtantinopel, obgleich die vorherrſchende Form der Pflanzenwelt: die Menge der Piſang= oder Bananen, ſowie Mangobäume und Kokospalmen der indiſchen

Landſchaft einen andren Charakter ertheilt als der italieniſchen. Doch iſt die Nachbarſchaft des Gebirges, ſo maleriſch ſchön ſie dem Auge erſcheinen mag, für Goa kein Vortheil, denn ſie hindert den friſchen Luftzug, welchen anderwärts der beſtändige Austauſch der Strömungen vom Land und vom Meere her begründet, und iſt eine Urſache jener großen Hitze, welche faſt ohne Aufhören in dieſem halbgeſchloßnen Keſſelthale herrſchet. Die Stadt, von hohen wohlbefeſtigten Mauern und Bollwerken umgeben, mit ihren ſtattlichen, ſteinernen Häuſern, mit den für jene Zeit prachtvollen, großen Palläſten des Vizeköniges und des Erzbiſchoffes, ihren Kirchen und Kloſtergebäuden, in deren einem die Gerichtshöfe und Gefängniſſe der Inquiſition waren, machte auf den eben hineintretenden Fremden noch immer jenen anfänglichen Eindruck, den ſie mehrere Menſchenalter früher gemacht haben mochte, als ihre Bürger, als die Einwohner dieſer Häuſer durch den faſt unbeſchränkten Alleinbeſitz des indiſchen Handels mit Europa, ihrem Reichthume nach noch Fürſten und Könige waren, welche des Goldes, aus denen ihre meiſten metallenen Geräthſchaften beſtunden, nicht höher achteten, als wir des Zinnes oder des Meſſings unſrer Tiſch- und Küchengeſchirre; bei denen die Geſchmeide von Diamanten und Perlen ein Spielwerk der Kinder waren.

Ein ſolches Schwelgen in der Ueberfülle des Reichthums, der ohne Mühe erworben und öfters nur gewaltſam zuſammengeraubt war, hat zu allen Zeiten auf die, welche ihn beſaßen, wie ein geiſtig zehrendes Gift gewirkt, das die edleren Anlagen der Menſchennatur lähmte und erſtickte, und das Thieriſche in ihr zum wilden Ausbruch brachte. Unter den erſten portugieſiſchen Eroberern dieſer Küſtengegend und den Begründern von Goa hatte es mehrere thatkräftige kühne Männer, ja ſelbſt einzelne chriſtliche Helden gegeben;

unter ihren in Indien gebornen Nachkommen war die Stadt, war die ganze umgebende Landſchaft zu einer Mördergrube geworden, darinnen kein Recht, kein richterlicher Schutz zu finden war, weil gerade die Vornehmſten und Mächtigſten am öfteſten, theils durch eigne Hand, theils durch ihre hiezu gedungenen ſchwarzen Sclaven Banditenſtreiche, durch Ermordung der eignen Mitbürger und Stammverwandten übten, wenn durch dieſe ihr Stolz beleidigt, ihre Eiferſucht gereizt war.

Bei all dieſer innren Zerrüttung überließen die Portugieſen in Goa ſich einem Wahne von ihrer unbeſiegbaren Macht und Heldenſtärke, der ſie verleitete auf die im Stillen anwachſende Macht der Holländer mit Gleichgültigkeit und mit Verachtung herabzublicken. Sie ſchwelgten und verſchwendeten in den Sinnesgenüſſen eines ſorgloſen Wohlſtandes noch eben ſo viel als in den Zeiten ihres Alleinbeſitzes des Handels und es war damals allerdings die Zahl jener Bürger der Stadt noch keine geringe, unter denen jeder mehrere tauſend Thaler jährlicher Einkünfte bezog. Wie tief aber dieſer Wohlſtand in wenig Jahren herabgeſunken, das wird uns der Bericht ſagen, den Tavernier bei der Beſchreibung ſeiner dritten Reiſe über Goa mittheilt.

Unſer Reiſender war hier noch nicht am Ende ſondern erſt am Beginnen eines Unternehmens, durch deſſen wohlgelungene Ausführung er, zu ſeiner Zeit, ſich einen eben ſo großen Ruhm erworben hat, als mancher Entdecker einer vorhin unbekannten Inſel oder eines noch nie von Europäern beſuchten Landes. Wir dürfen dieſen glänzendſten eigenthümlichſten Theil ſeiner Forſchungen über Indien nicht mit Stillſchweigen übergehen, um ſo mehr da ſeine Berichte darüber noch jetzt als klaſſiſch, als unübertroffenes Vorbild gelten.

## 11) Taverniers Reiſe zu den Fundorten der Diamanten in Indien.

Vor Tavernier war noch kein berichterſtattender Europäer zu jenen tiefer landeinwärts gelegnen Gebirgen vorgedrungen, aus deren Sandſteinklüften und ſandigen Flußbetten die Diamanten kamen, welche einen der einträglichſten Zweige des europäiſchen Handels mit Indien bildeten. Man erzählte ſich die abſchreckendſten Gerüchte von den ungeheuren Gefahren, von den unbeſiegbaren Hinderniſſen, welche ein Reiſender dahin auf ſeinem Wege anträfe. Außer den kaum für die kühnſten und geübteſten Fußgänger durchdringbaren Gebirgspäſſen, außer den unwirthbaren Einöden und Gebirgsflüſſen, über die keine Brücken führen, ſollte in dieſen Gegenden ein barbariſch wildes Volk mit den Tigern zugleich den Reiſenden gefährlich ſeyn. Unſer Reiſender, der von Jugend an ſo manche Gefahren des Krieges, ſo manche Mühſeligkeiten zu Waſſer und zu Lande beſtanden, ließ durch alle ſolche Gerüchte ſich nicht abſchrecken; er machte ſich auf ſeinen, mehrere Hunderte von Stunden betragenden Weg und vollendete ihn glücklich.

Wir faſſen hier, um die Wiederholung zu vermeiden, das Vorzüglichſte von dem zuſammen, was er über die Fundſtätten des Demantes, ſowie über den Handel mit demſelben, an Ort und Stelle ſagt.

Die reichen Provinzen Golkonda und Viſapur ſtunden, als Tavernier dahin kam, unter ihren eignen unabhängigen Königen, während dieſe Fürſten früher nur als Statthalter des Großmoguls die Angelegenheiten des Landes verwaltet hatten. Unter dieſen ihren eignen Herren genoßen damals die beiden kleinen Königreiche eines innren Wohlſtandes und einer friedlichen Ruhe, welche den auswärts als ſo gefahrvoll geſchilderten Aufenthalt für den Einheimiſchen wie für den

Fremden zu einem ſo angenehmen und lieblichen machte, daß ihm hierin wohl kaum ein andrer, im ganzen damaligen Indien gleich kam. Statt der Bewohner von räuberiſch wilden Sitten, unter denen man, nach der Schilderung die man anderwärts davon machte, ſeines Eigenthumes und Lebens nicht ſicher ſeyn ſollte, gab es da ein harmloſes Volk von gefälligen, ſanften Sitten, das ſein Leben in dem Genuß der Sinne verträumte, den die Naturfülle des Landes in überreichem Maaße darbot; ſtatt der Löwen und Tiger Waldungen voller wilder Pfauen und Affen. In dem einen der beiden Königreiche, das ſeinen Namen nach der Bergfeſtung und alten Reſidenz Golkonda führte, hieß die eigentliche Hauptſtadt, welche vormals ein königlicher Luſtgarten geweſen und deren Umgebung noch immer einem ſolchen glich, Bag=Nagar, d. h. der Garten der Nagar (einer geliebten Gemahlin des früheren Königes); ſie ſtund an Ausdehnung und Bevölkerung der jetzt an ihre Stelle getretenen Hauptſtadt Heiderabad, das 120000 Einwohner zählt, gewiß nicht nach, ſondern mochte hierin dem nur 5 Tagreiſen entfernten Viſapur nahe kommen, deſſen Bevölkerung, ehe Orengſib im Jahre 1689 die herrliche Stadt in einen Steinhaufen verwandelte, auf nahe eine Million geſchätzt wurde.

Die altberühmteſten Fundſtätten der Demante, in dieſem Landſtriche, ſind an dem 3500 Fuß hohen Nallamalla Gebirge gelegen, an den Uferwänden der Bergwäſſer Kiſtna und Pannar. Raolconda, die erſte der Minen, welche unſer Reiſender beſuchte, im Königreich Viſapur, fünf Tagmärſche von Golkonda, erinnerte denſelben durch ſeinen ſandigen Boden ſo wie durch ſeine mit Gehölz bewachsnen Sandſteinfelſen an die Umgegend von Fontainebleau. In dieſen Felſen finden ſich Klüfte, deren Sandmaſſe

öfters Diamanten in ſich führt, weshalb man jene Maſſe mit breiten, an ihrem Ende umgebogenen Eiſen aus den Klüften heraus ſcharrt, dann ſo lange wäſcht und ſchlämmt, bis man den Gehalt an Diamanten, die ſich durch ihren Glanz verrathen, wenn anders ein ſolcher darin enthalten iſt, herausgenommen hat. Die demanthaltigen Felſenklüfte wurden damals von Privatleuten ausgebeutet, welche einen Flecken Landes, von etwa 100 Schritten im Umfang durch 50, ja zuweilen durch 100 Leute bearbeiten ließen. Bei der erſteren Zahl der Arbeiter hatte der Unternehmer täglich 2, bei der andren 4 Pagoden an den König als Abgabe zu zahlen; dieſe Pagoden ſind kleine, dicke Goldmünzen, deren Werth etwa 4 fl. 48 kr. beträgt. Außer den Arbeitern, deren Taglohn nach unſrem Geld berechnet noch nicht ganz 2½ Kreuzer betrug, muß ein ſolcher Minenpächter auch eine gewiſſe Anzahl Aufſeher anſtellen, welche den Unterſchleif verhindern, denn die Verſuchung hierzu iſt bei jenen armen Leuten, wenn ſie die theuren, glänzenden Steinchen zwiſchen ihren Fingern ſehen ſo groß, daß ſie allerhand Verſuche machen, einen und den andren für ſich zu behalten, indem ſie dieſelben ſogar unter ihre Augenlieder hineinſchieben. Uebrigens ſchien auf die Entdeckung eines ſolchen Vergehens keine ſonderlich harte Strafe zu ſtehen, man zeigte dem Tavernier, gleichſam als Curioſität einen Arbeiter, der einen Demant von faſt 2 Karat Gewicht in ſeinen Augenwinkel verſteckt hatte, um ihn zu entwenden.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß das Auge, welches am ungebornen Thier oder Menſchen unter allen Sinnorganen am früheſten ſeine Geſtaltung empfängt, auch unter allen am früheſten den Gipfelpunkt ſeiner Wirkſamkeit und Schärfe erreicht, zugleich aber auch am früheſten von dieſem Gipfelpunkt herabſinkt. Vielleicht iſt es dieſe Erfahrung

geweſen, welche Veranlaſſung zu der Sitte gegeben hat, nach welcher man, wenigſtens zu Taverniers Zeiten, Kinder der wohlhabenden Leute, von 10 bis 16 Jahren zu dem Geſchäft des Demanteinkaufes anhielt. Dieſe verſammeln ſich am Morgen unter einem ſchattigen Baume, der auf einem freien Platze des Ortes ſteht und ſetzen ſich dort nieder, um ihres Geſchäftes zu warten. Jedes von ihnen führt eine Demantwaage mit ihren Gewichten bei ſich und außer dieſer einen Beutel, darin nicht ſelten mehrere hundert Pagoden enthalten ſind. Der älteſte unter der Kinderſchaar hat die Leitung und Oberaufſicht über den gemeinſamen Handel, wenn Leute, öfters aus entfernten Orten einen Demant zum Verkauf bringen, betrachtet und wiegt jener Anführer ihn zuerſt, läßt ihn dann unter ſeiner Geſellſchaft von Hand in Hand die Runde machen, wobei keiner ein Wort ſpricht, dann ſchließt er den Handel ab und wenn er etwa den Stein über ſeinen Werth bezahlte, dann muß er allein den Verluſt tragen. Dafür bezieht er dann aber auch, bei der Vertheilung des gemeinſamen Gewinnes einen kleinen Theil mehr als die andren Theilnehmer.

Unſer Reiſender fand bei den Bewohnern von Raolkonda, namentlich auch bei dem dortigen Gouverneur ſehr freundlich zuvorkommende Aufnahme. Der Gouverneur gab ihm vier ſeiner Leute mit, damit ſie ihn bedienen und auf Alles was ſein war gute Aufſicht haben ſollten; du kannſt jetzt, ſo ſagte er, ohne Sorgen eſſen, trinken, ſchlafen und deiner Geſundheit pflegen, ich ſtehe dir dafür ein, daß dir von dem was du mit dir führeſt auch nicht das Mindeſte abhanden kommen ſoll.

Nach einem Geſetz des Landes mußte der König von Jedem, welcher Demanten kaufte, zwei Prozent der Summa des Werthes als Abgabe erhalten. Dieſes kündigte der

Gouverneur auch dem neu angekommenen Fremden an, welcher ſehr gern dieſe geringe Auflage übernahm, da er bald bemerkte, daß die Demanten ſelbſt auf dem gewöhnlichen Weg des Handels um zwanzig Prozent wohlfeiler zu haben waren als in Golkonda. Aber außer dieſem gewöhnlichen Wege giebt es noch andre ungewöhnlichere und dennoch ehrliche, auf denen der ſachverſtändige Europäer ſehr billigen Kaufes zu werthvollen Juwelen gelangen kann. Das Landvolk vom Glauben, und vom Stamme der Hindus hegt zu jeder Zeit, und nicht mit Unrecht, eine große Furcht vor ſeinen gewaltthätigen mohamedaniſchen Herrſchern und ihren Dienern. Namentlich ſind ſie bemüht ihren Reichthum, wenn ſie zu ſolchem gelangen, vor den Augen jener alten Feinde ihrer Nation zu verbergen. Dies mochte die Veranlaſſung ſein, welche einen Hindu bewogen hatte, einen von ihm, vielleicht an einer noch von keinem Andren beachteten Fundſtätte entdeckten Demant von $48\frac{1}{2}$ Karat dem Tavernier, als er dieſen ohne ſeine mohamedaniſchen Diener, bloß mit dem Dolmetſcher allein fand, zum Kauf anzubieten. Der Mann hatte ſeinen koſtbaren Fund in ein Leinwandläppchen gewickelt und dieſes unter ſeinen Haaren verborgen Der Stein, obgleich er einige kleine Fehler hatte, und ihm beim Schneiden noch einiger Abgang bevorſtund, konnte dennoch einen Brillanten an Werth von mehr denn 150000 Franken abgeben. Als nun Tavernier vor ſeiner Abreiſe ganz gewiſſenhaft ſeine 2 Prozent, nicht nur für die von ihm öffentlich gekauften Diamanten, ſondern auch für die nebenbei erworbenen an den Gouverneur entrichtete, da war dieſer über die Redlichkeit des Fringuis (Franken) ſo erfreut, daß er ihm noch in den letzten Tagen ſeines Aufenthaltes Gelegenheit gab, mehrere bedeutende, ſehr vortheilhafte Einkäufe von Demanten zu machen. Selbſt

noch einen Stein dieſer Art zum Geſchenk verſchaffte ihm jener vielvermögende Herr von den Kaufleuten, denen freilich unſer Reiſender eine ſehr bedeutende Summe zugewendet hatte.

Außer der eben beſchriebenen beſuchte Tavernier auf dieſer, ſo wie auf einigen ſeiner ſpäteren Reiſen auch noch die andren, bedeutendſten Fundgruben der Diamanten auf der weſtlichen Halbinſel von Indien. Seine Einſicht in dieſe Art des Handels hielt mit dem Glücke, das ihn dabei faſt ohne Ausnahme begleitete, gleichen Schritt. Denn was dieſes Glück betraf, ſo kaufte er unter andrem, auf einer ſeiner ſpäteren Reiſen von einem Hindubauern 62 Diamanten, welche dieſer viele Jahre lang, als einen Schatz für ſeine und der Seinigen Seelen, nach ihrem Abſcheiden aus dem Leibe, unter der Erde verborgen hatte, jetzt aber, weil ihm eine Noth zuſtieß, um ein Billiges abließ. Was aber ſeinen Kennerblick, freilich im Bunde mit ſeinem guten Glücke erwies, das war namentlich der Umſtand, daß von ihm nur äußerſt ſelten ein ſolcher Stein gekauft wurde, der beim Anſchleifen faſt ganz verunglückte, wie dies zu ſeiner Zeit einem iſraelitiſchen Kaufmann geſchahe, der einen rohen Demant von 42 Karat Gewicht mit ſich aus Oſtindien gebracht hatte, für den man ihm in Livorno 25000 ſpaniſche Thaler bot. Er aber, auf 30000 beſtehend, gab ihn nicht ab, ſondern nahm ihn mit ſich nach Venedig, um ihn dort ſchleifen zu laſſen. Schon war ſeine natürliche Oberfläche von ihrem körnigen Ueberzuge befreit und in ihrem ſchönſten Glanze hergeſtellt, als man aber jetzt dem Stein eine künſtliche Brillantenform geben wollte, da zerbrach er in 9 Stücken, welche zuſammengenommen nicht den 9ten Theil jener Summe werth waren, die man in Livorno geboten hatte.

Von den übrigen Handelsgeſchäften und Wanderungen,

welche Tavernier vor ſeiner Rückkehr nach Europa auf jener Reiſe, noch im J. 1642 in Indien gemacht hatte, werden wir noch bei der Beſchreibung einer ſeiner ſpäteren Reiſen reden. Faſt vier Jahre hatte ſein zweiter Aufenthalt in einigen der ſchönſten und bedeutendſten Ländern von Aſien gedauert und des Neuen, das er diesmal geſehen und erfahren, war ſo Vieles, daß es ihm für das ganze Leben ein bleibender Schatz der Erinnerungen ſeyn konnte. Er kehrte zur See nach Abuſchähr, dann zu Lande durch Perſien und einen Theil der aſiatiſchen Türkei über Konſtantinopel und Smyrna, etwa gegen Mitte des J. 1643 nach Paris zurück. Er hatte auf dieſer Reiſe nicht nur die Wege der Wüſte, mit all ihren Beſchwerden, ſondern vor allem einen für ihn ſehr wichtigen Theil von Indien kennen gelernt. Er ſelbſt und viele Andre hatten durch den Ertrag dieſer Reiſe bedeutend gewonnen, aber mit den neu erworbenen Mitteln war auch zugleich der Drang zu immer weiteren Zügen durch die weite Welt gewachſen.

### 12) Taverniers dritte Reiſe nach Aſien.

Seine dritte Reiſe nach Aſien trat er, abermals mit vielen guten Handelsartikeln, meiſt von geringem Gewicht, dafür aber von deſto größrem Werthe verſehen, von Paris aus, wo ſein Aufenthalt nur ein kurzer geweſen war, am 6. Dec. 1643 an. Er wollte diesmal wieder neue, vorher von ihm noch nicht beſuchte Gegenden und Städte ſehen, und zwar ſolche, welche auch für den Forſcher der älteſten Geſchichte ein ganz beſondres hohes Intereſſe haben. Von Aleppo nahm er den nächſten Weg über den Euphrat durch das noch immer ſehr reizende Meſopotamien. Hier erinnern ſelbſt noch die Namen der alten Bergfeſte Ur, ſowie Karrä, ſüdöſtlich von Urfa an jene von Abrahams Wohnſitze Ur und

Haran. Tavernier kam durch Bir nach Urfa, dem meiſt in Trümmern liegenden, in den Zeiten der Kreuzzüge ſo bedeutend geweſenen Edeſſa und im Verlauf des weitren Weges noch durch manche andre vormals von Chriſten beſeſſene, kaum noch einem Dorfe gleichende Stadt, beſchaute dann, von Moſul aus die Stätte des alten Ninive, deſſen damals noch unter Schutt und Erde verborgenen, alterthümlichen Herrlichkeiten erſt durch die Forſchungen der neueſten Zeit ans Licht getreten ſind. Durch großentheils fruchtbare, wohl angebaute oder des Anbaues fähige Landſtriche, welche der Schauplatz mancher Völkerſchlachten waren, führte der Weg, jenſeit des Tigris über die perſiſche Gränze nach dem zu jener Zeit noch ſehr anſehnlichen, reich bevölkerten Hamadan. Wir geben von dieſer maleriſch ſchön, am Fuße des Alwend (Orontes) Gebirges gelegenen Stadt die Beſchreibung eines neueren Reiſenden.

Hamadan, in deſſen Nähe das uralte Ekbatana lag, das gleich einer Königskrone mit ſieben über und in einander gelegenen, hoch ummauerten ringförmigen Stadttheilen über und um einen Felſenberg ſich ausbreitete, zählt in jetziger Zeit noch kaum 15000 Einwohner, welche zwiſchen den vormaligen herrlichen Bauwerken ihre meiſt ärmlichen Wohnungen angelegt haben. Man zeigt daſelbſt noch das Grabmahl des Avicenna (Ebn Sina), dieſes Fürſten unter den Aerzten und Naturforſchern des alten Morgenlandes, der nach all den Stürmen ſeines vielbewegten Lebens endlich hier, wo er einen Theil ſeiner thatkräftigen Jugend verlebt hatte, ſeine letzte Ruheſtätte fand. Geboren im Jahre 980 in einem kleinen Landſtädtchen des Gebietes von Bokhara, erhielt er in den berühmten arabiſchen Schulen dieſer Hauptſtadt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, welche vorzugsweiſe nach dem Gebiet der Mathematik, Aſtronomie,

Philoſophie und Heilkunde ihre Richtung nahm. Dieſer zu- letzt erwähnte, praktiſche Zweig der Wiſſenſchaft war es, durch den ſich Ebn Sina einen Ruf bei den Zeitgenoſſen und durch ſeine Schriften auch bei der Nachwelt erwarb, darin nur wenig Männer deſſelben Standes ihm gleich ge- kommen ſind. Er ward als Leibarzt an mehrere Höfe be- rufen; bei dem Sultan zu Hamadan ſchien ſein äußeres Glück den höchſten Gipfel erſteigen zu wollen, denn hier wurde er auch zu der Würde eines Weſirs erhoben. Aber dieſem ſchnellen Steigen folgte bald nachher ein eben ſo plötzlicher Fall; aus dem Sonnenſchein der höchſten Fürſten- gunſt in Ungnade und in das Dunkel des Kerkers. Doch ward ihm endlich die Freiheit wieder und er genoß in Is- pahan alle Früchte einer ehrenvollen Zurückgezogenheit aus dem glänzenden unſicheren Kreis der Staatsgeſchäfte, auf den ſicheren Boden ſeiner Wiſſenſchaft, auf welchem er ſtatt der Schätze an Gold und Silber, die der uralten und im- mer neuen Erfahrungen ſammelte. Dennoch ſollte Hama- dan noch eine andre Bedeutung in der Lebensgeſchichte des berühmteſten der arabiſchen Aerzte empfangen. Ebn Sina begleitete ſeinen fürſtlichen Freund: den Emir Ala ed Daula auf einem Zuge gegen Hamadan, und der Mann, der die Heilkräfte ſo vieler Kräuter kannte und dieſelben mit glück- lichſtem Erfolg an andren benutzt hatte, mußte auf dieſem Wege die Wahrheit des alten Sprüchwortes erfahren, daß für den Tod kein Kraut gewachſen ſey. Er ſtarb, kaum 57 Jahre alt (im Jahre 1037), und dieſelbe Stadt, die ihn im Purpur der Vezierswürde, dann in den Ketten eines Gefangenen geſehen, ehrte den Leichnam des weltberühmten Mannes durch ein Grabmahl, das in dem beſten arabiſchen Styl erbaut iſt. So ehrte den Mann das Morgenland; ſeine Schriften aber, ſowohl die von philoſophiſchem als

medizinischem Inhalt, ſetzten dem Andenken des Ebn Sina auch im Abendland ein Andenken, das während des Mittelalters ein Gegenſtand ehrfurchtsvoller Bewundrung ward.

Von Hamadan gelangte unſer Reiſender zu Pferd in 9 Tagen nach Ispahan, wo er durch den Verkauf eines Theiles ſeiner zunächſt für Perſien beſtimmten Waaren gute Geſchäfte machte und mit noch reicheren Mitteln ausgerüſtet als bei der vorigen Reiſe von neuem ſeinen Weg nach dem demantreichen Indien fortſetzte. Er kam auch dieſes Mal wieder nach Golconda und durch einen großen Theil der Länder, welche zum mächtigen Reiche des Großmoguls gehörten. Aus ſeiner Reiſebeſchreibung, in der er öfters die Begegniſſe mehrerer ſeiner Reiſen, ohne nähere Zeitangaben zuſammenfaßt, läßt es ſich nicht mit Sicherheit abnehmen, ob und wie weit er ſchon bei ſeinem diesmaligen, gegen vier Jahre und darüber dauerndem Aufenthalt in Indien in unmittelbaren Geſchäftsverkehr mit dem Hofe des Großmoguls getreten. Daß er übrigens ſchon bei ſeinem erſten Hierſeyn im Jahre 1642 nach Agra gekommen ſey, erfahren wir beiläufig aus jener Erzählung, welche er von dem ſiebenzigjährigen Unterhändler der holländiſchen Compagnie in Agra, von dem Braminen Valdas mittheilt. Dieſer eifrige Hindu hatte erfahren, daß der Oberprieſter zu Mathura, der Fürſt der Braminen geſtorben ſey. Er nahm von jener Stunde an weder Speiſe noch Trank zu ſich, gieng ſogleich zu dem Factor der Compagnie, mit welchem er alle ſeine Rechnungen abſchloß und dann mit einigen ſeiner Verwandten ſich in ein Fuhrwerk ſetzte und nach dem gegen 28 Stunden Weges entfernten Mathura aufbrach. Es war, wie er dies auch gegen den holländiſchen Factor ausgeſprochen hatte, ſeine Abſicht, ſo bald als möglich nach dem Tode des Oberprieſters zu ſterben, damit er einſt in der

andren Welt ſein Diener werden könne. Und ſein Wunſch gieng ihm bald in Erfüllung, er ſtarb in Folge ſeiner ſelbſt erwählten Enthaltung von aller Nahrung ſchon auf dem Wege nach Mathura.

Wenn aber auch unſer Reiſender Agra und Delhi bereits beſucht hatte, ſo mag er doch lange Anſtand genommen haben, bei einem der Prinzen von Geblüt und noch mehr beim Großmogul ſelbſt einen Zutritt zu begehren. Man durfte es nach orientaliſcher Hofſitte und darf es großentheils noch jetzt nicht wagen, vor einem Fürſten zu erſcheinen, ohne dieſem ein Geſchenk zu überreichen, welches den Gewinn, der ſich bei einem geringeren Handelsgeſchäft machen ließ, bei weitem überſtieg. Mußte doch ſelbſt der alte Kaufmann zu Amahdabad, den unſer Reiſender ſowie Jedermann im Lande unter dem Beinamen: „der Mann, welcher niemals gelogen" kannte, die für ihn ſehr unerwünſchte Ehre, mit dem Großmogul zu ſprechen, auf ſolche theure Weiſe erkaufen. Der Großmogul Orengſib hatte von dieſem Mann, der „niemals in ſeinem Leben gelogen", gehört und verlangte ihn zu ſehen. Der Wunſch eines Großmoguls war damals ein Befehl, dem Jeder, und ſollte es einer ſeyn, der ſchon im Sterben läge, gehorchen mußte; auch der Mann, der niemals log, mußte ſich, ſo ſchwer es ihm fiel, in ſeinem Greiſenalter eine ſolche Reiſe von 26 Tagen zu machen, dazu bequemen. Er nahm deshalb, denn er war ziemlich vermögend, ein Geſchenk für den allgebietenden König mit ſich, deſſen Werth gegen 40000 Rupien (eine zu 1 fl. 12 kr.) betrug und machte ſich auf den Weg. Der Großmogul empfieng ihn ſehr gnädig, fragte ihn zuerſt, um ihn auf das Geleiſe der gewöhnlichen unbefangenen Converſation zu bringen, nach ſeinem Namen und Beinamen, und als dieſes beantwortet war, richtete er andere Fra-

gen an ihn, welche im gemeinen Leben Jeder, ohne ſich zu bedenken, ſo beantwortet, als wiſſe er das was er ſagt mit Sicherheit, obgleich dieſes nach dem natürlichen Lauf nicht immer mit voller Gewißheit geſchehen kann. Auf dieſe Fragen gab der Mann, welcher nie gelogen, eine ſo naive, paſſende Antwort, daß der König lachend (was er ſelten that) ihm Beifall gab. Der Alte bekam freilich eine Erſatzſumme von **10000** Rupien für die Reiſekoſten und noch dazu einen Elephanten aus dem Stalle des Großmoguls zum Geſchenk, aber hiermit war noch immer weder ſein Geſchenk noch ſeine Reiſe ihm hinlänglich vergütet.

Wenn man damals ein Geſchäft bei dem Großmogul oder einem ſeiner höchſten Fürſten hatte, wurde man von dem Oberſtkämmerer zuerſt befragt, worin das Geſchenk beſtehe, das man ſeinem Herrn bringen werde und bei einer ſpäteren Reiſe, wo Tavernier mit dem Oheim des Orengſib einen Handel abzuſchließen hatte, betrug der Werth des Geſchenkes, das der Reiſende entrichten mußte, aufs Mindeſte **6000**, freilich aber auch die Summe, die er für den Verkauf ſeiner Waare, an dieſen Prinzen einnahm, 48000 Thaler und dazu erhielt er noch zum Geſchenk ein Pferd, das, allerdings nur als es noch jung war, dem Fürſten **5000** Thaler gekoſtet hatte, ſo wie außer dieſem ein prachtvolles Ehrengewand.

Im Verlaufe ſeiner diesmaligen dritten orientaliſchen Reiſe, zu Anfang des Jahres **1648** kam Tavernier auch wieder nach Goa. Wie tief war ſeit ſeinem erſten Hierſeyn im J. **1641**, in der kurzen Zeit von noch nicht ſieben Jahren, der Wohlſtand dieſer Fürſtin unter den indiſch-europäiſchen Städten geſunken; wie hatte ſich da, ſtatt des ſcheinbar unerſchöpflichen Reichthumes eine Bettelarmuth eingeſtellt, die ſich noch immer unter dem Gewand der prahlenden Groß-

thuerei verbarg. Denn ſelbſt Damen, die noch vor 7 Jahren zu den angeſehenſten Familien gehört hatten, ließen am Abend ſich im Palankin in der Stadt herumtragen, hielten vor den Thüren der Häuſer, darin vornehme Fremde wohnten und ſendeten einen Knaben hinauf zu dieſen, der für ſeine Herrſchaft um eine Gabe bettelte. Obgleich aber die Mittel zur Befriedigung der Prunkſucht und der Schwelgerei dahin waren, hatten dennoch die Laſter, denen jene Mittel dienten, ſich nicht bei den dortigen entarteten Nachkommen der Portugieſen verloren; ſie gaben ſich ſelbſt in ihrem Verhältniß mit Holland noch immer jener hochmüthigen Selbſttäuſchung hin, darinnen ſie, die Erben der Waffen ihrer kriegeriſch tapfern Väter, ſich auch für Erben der Kräfte und des Muthes dieſer Väter hielten.

Taverniers Rückreiſe aus Indien nach Europa ſollte diesmal nicht ſo leicht und gefahrlos von Statten gehen, als die meiſten ſeiner früheren Reiſen. Ein jüngerer Bruder von ihm, vielleicht eben ſo wie er von der Luſt die Welt zu ſehen ergriffen, hatte ſich in holländiſche Dienſte nach Batavia begeben. Dieſen zu beſuchen und um zugleich Geſchäfte dort zu machen, begab ſich unſer Reiſender im Hafen zu Mingrela auf ein holländiſches Schiff, auf welchem er einen ſo furchtbaren Seeſturm zu erleiden hatte, daß der Maſtbaum zerſchmettert, die Anker abgeriſſen wurden. Zwei Schiffsleute aus Hamburg, welche den Tavernier auf einer früheren Reiſe kennen gelernt hatten, und welche wußten, daß er, der all ſeine Waaren und Güter in ſeinen Kleidern bei ſich trug, ihnen ihre Mühe wohl lohnen werde, waren ſchon damit beſchäftigt ein Floß zu zimmern, darauf ſie ihn und ſich ans Land rudern wollten, was bei ſo hochgehendem Meere ſchwerlich einen guten Ausgang genommen hätte; da erhob ſich aufeinmal ein günſtiger

Wind und das Schiff war gerettet. Dieſes landete zuerſt auf Ceylon und ſegelte dann, in ausgebeſſertem Zuſtand weiter nach Batavia, wo unſer Reiſender bald nachher ſeinen Bruder zu Grabe tragen ſahe und auch in anderer Hinſicht, einen ihm freilich ungleich weniger zu Herzen gehenden, dennoch aber für ſeine Umſtände empfindlichen Verluſt erleiden mußte, indem man ihn durch gehaltloſe Verſchreibungen um eine Summe von 17500 fl. betrog.

Auf einem holländiſchen Schiffe ſegelte er endlich, nachdem man ihn lange durch Verſprechungen hingehalten, von Batavia ab, ſchlug den weiten Seeweg um das Vorgebirge der guten Hoffnung ein, wo das Schiff 24 Tage lang vor Anker lag, beſuchte dann die Inſel St. Helena und kam endlich im Sommer des Jahres 1649 geſund in Holland an, wo ihn das widerwärtige Geſchäft mit den erwähnten Papieren in einen Rechtshandel verwickelte, der ihn lang zurückhielt.

## 14) Taverniers vierte Reiſe nach Aſien.

Das Auge eines ſolchen Mannes wie Tavernier war, wird des Sehens nimmer ſatt, ſondern je mehr des Neuen war, das es ſchon beſchaute, deſto höher ſteigt das Verlangen, auch noch andre ihm neue Dinge zu ſehen. Ueberdieß war er in den Gewohnheiten ſeines Lebens ſo ſehr ein Aſiat geworden, ihm war das Herumziehen in dieſen, durch ihre Natur herrlichen Ländern, wo Jeder Reiſende ſeiner Art ein unabhängiger Fürſt iſt, ſo lieb geworden, daß er ſich nicht entſchließen konnte, das Land ſeiner Geburt und die daſigen, ſeiner bisherigen Lebensweiſe ſo ungleichen geſelligen Verhältniſſe mit dem Land einer für ihn ſo reizenden Pilgrimſchaft zu vertauſchen. Er war jetzt freilich ſchon über das vierzigſte Lebensjahr hinüber gerückt; ein Alter,

bei welchem die Mehrzahl der Menſchen die Früchte der Arbeiten und Mühen der Jugendjahre in häuslicher Ruhe zu genießen ſtrebt und dem bürgerlichen Beruf mit der größeſten Ausdauer und dem günſtigſten Erfolge ſich hingiebt. Sein Beruf aber, das fühlte er, war ein anderer als der ſeiner meiſten Mitbürger; er hatte für den damaligen Zuſtand der Wiſſenſchaft, vor Allem für die Länder- und Völkerkunde eine Aufgabe zu löſen, welche im Reiche des Erkennens von eben ſo hoher Wichtigkeit war, als die Aufgabe, welche das bürgerliche Leben an einen Andren macht, für das politiſche Beſtehen eines gewöhnlichen Königreiches iſt.

Es waren an dem großartigen Weltgemälde, das Tavernier aus eigner, oft wiederholter und lang fortgeſetzter Anſchauung in ſeiner Seele trug und bereits in ſeinen ſchriftlichen wie mündlichen Mittheilungen auch für Andre entworfen hatte, noch manche Parthien unausgeführt geblieben: dies waren vor allen Dingen einige Gegenden der indiſchen Halbinſeln. Dahin wollte und mußte, nach ſeinem Wunſch und Vorſatz, der reiſeluſtige Mann noch kommen; vor Allem auch noch an den Hof des großen Moguls, zu dem goldnen Throne dieſes Herrſchers, von deſſen Herrlichkeit und Pracht man damals wie von einem Wunder der Welt im ganzen Morgenlande und im Abendlande ſprach.

Tavernier hatte auch durch ſeinen diesmaligen Abſatz der Kaufmannsgüter und Schmuckſachen, welche er theils aus eigenen, bereits erworbenen Mitteln angekauft, theils als ein ihm anvertrautes, fremdes Gut mit ſich nach dem Morgenland genommen und dort in andere werthvolle Gegenſtände umgeſetzt, einen ſo bedeutenden Vortheil gezogen und die redliche Weiſe, in welcher er dieſen Vortheil allen Denen genießen ließ, die ihm Güter zum Verkauf auf Cre-

dit gegeben hatten, ſprach in ſo einleuchtender Weiſe für ihn und ſein Glück, daß er ſich bald nach ſeiner Ankunft in Paris reichlich mit allen Mitteln zu einer abermaligen Handelsreiſe ausgerüſtet ſahe.

Er verſäumte deshalb keine Zeit um eine neue Wanderſchaft: ſeine vierte Reiſe nach Aſien anzutreten, ſegelte in Begleitung eines Landsmannes, des H. v. Ardiliere am 15ten Auguſt 1651 von Marſeille ab, verweilte 12 Tage in Malta, deſſen Merkwürdigkeiten er genau in Augenſchein nahm, machte dann einen Beſuch in Cypern, davon er auch eine Schilderung giebt und fuhr von hier nach Alexandrette. Der ihm ſchon ſo wohl bekannte Weg von Aleppo nach Moſul war um dieſe Zeit durch einen zwiſchen den Kurden und mehreren arabiſchen Stämmen ausgebrochnen Krieg etwas unſicher geworden, deshalb konnte die Karawane, mit welcher Tavernier gieng, erſt nach einer Zögerung von 12 Wochen ihren Zug nach Moſul antreten, wo dieſelbe am 2ten Februar 1652 anlangte. Die Fahrt auf dem Tigris, hinabwärts nach Bagdad, mag, namentlich in dieſer Jahreszeit, darinnen für jenen Landſtrich der Frühling ſeinen Anfang nimmt, zu den anmuthigſten Beluſtigungen der Sinne gehören, welche eine Waſſerreiſe gewähren kann. Bagdad fieng damals an von den Folgen der mörderiſchen Verheerungen, welche die Einnahme der Stadt durch die Türken herbeigeführt hatten, in etwas ſich zu erholen; denn obgleich bei jener Gelegenheit die reichſten Kaufleute der Stadt ihres ganzen Vermögens zum Theil mit dem Leben zugleich waren beraubt worden, hatten ſich dennoch an ihrer Stelle unter dem begünſtigenden Zuſammenfluß des Handelsverkehres von Süden, Oſt und Weſten bald wieder neue Kaufmannshäuſer erhoben, welche das

Vertrauen der Fremden zu dieſem großen Marktplatz des Morgenlandes aufrecht hielten.

Tavernier erfuhr, bei Gelegenheit ſeines diesmaligen Aufenthaltes in Bagdad, einen ſeltſamen Vorfall, der ſich kurz vorher in Bagdad zugetragen hatte. Es wird wohl Niemand ſo leicht in die Verſuchung gerathen, den Türken eine allzugroße Duldſamkeit gegen die Bekenner einer andern Religion zuzuſchreiben. Dennoch kann die fanatiſche Unduldſamkeit derſelben, wenn ſie mit einer noch mehr übertreibenden Geſinnung der gleichen Art zuſammentrifft, einen entgegengeſetzten Charakter annehmen. Es gab damals in Bagdad eine Secte unter den Mohamedanern, welche zwar von den rechtgläubigen Türken als eine ketzeriſche betrachtet wurde, die aber gegen alle Nichtmohamedaner ſich noch viel abſtoßender benahm als die Türken. Ein ſolcher Rafedi, der durch die öffentliche Wohlthätigkeit zum Waſſerträger und Waſſerſchenken, an Alle, die eines Trunkes begehrten, beſtellt war, hatte einen durſtenden Juden, der ihn darum anſprach, nicht nur dieſe Gabe der Mildthätigkeit verweigert, ſondern ihn überdies noch mit Schmähworten gehöhnt. „Der Jude beklagte ſich beim Kadi, welcher alsbald den Rafedi mit ſeinem Waſſerſchlauche herbeiholen ließ. Reiche mir, ſagte der Richter, eine Schaale von deinem Waſſer. Dieſes geſchahe und der Kadi, nachdem er ſelber getrunken, gab die Schaale dem Juden, daß auch dieſer daraus tränke. Hierauf empfieng der Rafedi, nach einem gegebenen Winke des Richters eine Anzahl Stockſchläge und während ſolcher handgreiflichen und fühlbaren Lection theilte ihm der Kadi die mündliche Lehre mit, daß wir Menſchen alle, Mohamedaner wie Chriſten und Juden Gottes Geſchöpfe und darum eines die Noth des andern zu ſtillen verpflichtet ſeyen. Es hatte dieſer Richterſpruch eine erwünſchte Wirkung auf die in

Bagdad zahlreichen Rafedis gehabt, welche ſeitdem gegen Chriſten und Juden verträglicher wurden als ſie vorher geweſen.

In der kurzen Beſchreibung ſeiner diesmaligen Reiſe giebt Tavernier eine ausführlichere Schilderung der religiöſen Gebräuche und ſeltſamen Meinungen einer chriſtlichen Secte, welche ſich Jünger St. Johann des Täufers nannten und von denen damals gegen 25000 Familien in Balſora und ſeiner nächſten Umgegend, viel mehrere aber noch in den weiter abgelegnen Ortſchaften des Landes ſich befanden. Der größeſte Theil dieſer Leute waren Handwerker, nur wenige beſchäftigten ſich mit dem Handel. Ihrer Ausſage nach ſollten ihre Vorfahren am Jordan, in jenen Gegenden gelebt haben, da Johannes der Täufer das Volk, welches zu ihm kam, zur Buße ermahnte und taufte. Mohamed, der falſche Prophet, habe gegen dieſe ihre Väter eine beſondre Hochachtung bezeigt und ſeinen Anhängern Schonung gegen dieſelben empfohlen. Seine Nachfolger jedoch hätten dieſer Weiſung bald vergeſſen und im Verlauf der Zeit ſo harte Verfolgungen über die St. Johannisjünger ergehen laſſen, daß dieſe ſich in das Land der Perſer flüchteten. Es iſt in dem Religionsſyſtem dieſer Leute ein ſeltſames Gemiſch einzelner chriſtlicher Ueberlieferungen und phantaſtiſcher Zuthaten zu finden. Der Engel Gabriel hatte, nach ihrer Meinung, auf Gottes Befehl die Welt erſchaffen, und ſchon bei dieſer Gelegenheit von Gott dem Herrn das Verſprechen empfangen, daß ein künftiges Volk der St. Johannis-Chriſten dieſe Erde bewohnen würde, aus deſſen Mitte Keiner hervorgehen könne, der nicht des Himmels und ſeiner Seligkeit theilhaftig werden ſollte, weil am Tage des Gerichtes die Frommen aus dieſem Volke eine Fürbitte für ihre ſündigen Brüder einlegen und hierdurch ihre Seelen retten würden. Sie glaubten,

daß die Seelen nach dem Tode zuerſt in eine Welt kommen würden, in welcher ſich alles Das wiederholt fände, was auf Erden vorkommt. Dort gäbe es Städte und Kirchen, man werde dort freien und ſich freien laſſen, Kinder würden auch dort geboren wie auf Erden, Gute und Böſe, ja Engel und Teufel, in bürgerlichen Verhältniſſen gleich denen der Menſchen auf Erden, wohnten dort beiſammen: St. Johann der Täufer, ſo behaupten ſie, ſey nicht auf Herodes Befehl enthauptet worden, ſondern natürlichen Todes geſtorben, habe aber befohlen, ſeinen Leichnam nach dem Tode zu kreuzigen, um hierin ſich Chriſto befreundet zu zeigen. Die hochgelobte Jungfrau Maria ſey nie geſtorben, ſondern lebe noch jetzt auf Erden; der Leichnam Johannes des Täufers ruhe aber in einem wunderbaren kryſtallenen Grabe, nahe beim Jordan.

Von Balſora nahm Tavernier ſeinen diesmaligen Weg durch den perſiſchen Meerbuſen abermals nach Indien. Seine Schilderung der tiefen Armuth, in der ſich ein großer Theil jener Araber befinden, welche die Küſtengegenden bewohnen, die durch ihre Perlenfiſcherei ſo reich als die berühmteſten Gold= und Silberminen von Aſien ſind, würde noch ganz auf die jetzigen Bewohner der Gegend paſſen. Dieſes arme Volk, das ſich gewöhnlich nur von Fiſchen nährt, wollte für die köſtlichen Fiſche, welche es an den Bord des Schiffes brachte, kein Geld, ſondern nur Reis annehmen, und zwar keinen von der beſſeren Sorte, ſondern nur von jener ſchlechteſten, mit der man auf dem Schiffe die Hühner und jungen Schweine fütterte, weil ſie der Meinung waren, daß ſie von dieſer Art mehr für ihre Waare erhalten würden als von der beſſeren. Das Süßwaſſer wird, wie dies auch Tavernier beobachtete, in dieſen Gegenden öfters durch die Taucher tief vom Grunde des Meeres herauf aus Quellen

gebracht, die auf dem Boden der ſalzigen Fluth ſich ergießen. Dieſes Volk iſt dort unten, in der dämmernden Tiefe des Meeres ſo bekannt, wie der Hirt des Feldes auf ſeinen Hügeln und in ſeinen Thälern. Es fördert mit Gefahr des Lebens die Perlen herauf, deren manche, wenn ſie in die Hand der Kenner kommen, um den Betrag von vielen Tauſenden ja von mehr denn einer Million Thalern ausgeboten und bezahlt werden, ohne von dieſem Gewinn der Wucherer, aus deren Vorſchüſſen es lebt; nur ſo viel zu empfangen, daß es mit Brod und Reis ſich ſättigen könnte. Unſer Reiſender ſahe bei einem Emir eine Perle dieſer Art, für welche er, im Auftrag des Gouverneurs von Surate, auf ſeiner Rückreiſe dem Beſitzer derſelben vergeblich 60000 Rupien (öſterreichiſche Gulden Münze) anbot, und dieſe war bei weitem noch keine der koſtbarſten, die er in ſeinen Händen gehabt.

Unſer Reiſender fuhr diesmal auf einem Schiffe, das dem König von Golkonda zugehörte, und welches ſeine indiſche Zeuge nach Perſien geführt hatte, jetzt aber mit Waaren aus dem weſtlicheren Aſien, unter andren auch mit 50 Pferden beladen war. Die Holländer pflegen alle dieſe Schiffe des Königes von Golkonda mit einem Steuermann und mehrern andren Schiffsleuten zu verſehen, welche dieſer Meere kundig ſind. Auch das Schiff, auf dem Tavernier fuhr, war mit tüchtigen Leuten ſolcher Art verſehen, und hatte günſtigen Wind. Dennoch konnte dies Alles die mangelhafte Beſchaffenheit des Fahrzeuges, welches man 5 Monate lang, während der größeſten Hitze auf der Rhede von Gomron (Bender Abaſſy) hatte liegen laſſen, ohne Vorkehrungen gegen das leichte Leckwerden zu treffen, nicht erſetzen und noch weniger die Anfälle der heftigen Seeſtürme verhüten, welche der Fahrt im Mai (1652) eine nahe Ge-

fahr des Unterganges bereiteten. Während eines dieſer Stürme ſchlug der Blitz in Zeit von wenig Stunden drei Mal in das Schiff ein; ſein erſter Schlag durchbohrte den vorderen Maſtbaum und tödtete, auf dem Verdeck hinfahrend, drei Perſonen; der andre, zwei Stunden ſpäter fuhr abermals auf dem Verdeck hin und erſchlug zwei Leute, der dritte, der ſchnell ihm folgte, traf zwar den Koch, der ſo eben zur Tafel rufen wollte, verſengte ihm das Haar, ohne ihn jedoch ſonſt zu beſchädigen. Nach ſolchen Gefahren that ſchon das Einlaufen in einen Hafen der Inſel Ceylon dem Reiſenden ſehr wohl, noch mehr aber das in den ſichreren Hafen von Maſulipatam, dahin Tavernier am 2. Juni kam.

Während unſer Reiſender bei ſeinem zweimaligen früheren Verweilen in Indien zunächſt in den Ländern der Weſtküſte von Vorderindien ſich verweilt hatte, gieng jetzt ſeine Abſicht dahin, auch die Gegenden der öſtlichen Küſte zu beſuchen. Es ſind unter anderem auch hier einige Demantgruben, nördlich vom Fluſſe Kiſtnah und bei Kuddapah im Balaghat, der Freund aber der indiſchen Tempelbaukunſt und Alterthumskunde findet in dieſer Küſtengegend Schätze, welche für ihn ein höheres Intereſſe haben, als Indiens Diamanten und Rubinen. Namentlich werden an dieſer Oſtſeite der Halbinſel der berühmte Höhlentempel von Ellure und nach den Mündungen des Ganges hinan noch manche andre der berühmteſten Wallfahrtsorte und Pagoden der Hindus, vor Allem in Oriſſa der Tempel des Jaggernath gefunden, zu welchem alljährlich die Hunderttauſende der Pilgerſchaaren aus allen Theilen von Indien hinziehen. Selbſt unſer Tavernier fühlte ſich durch die Beachtung jener Bauwerke ſehr angezogen; er theilt uns in ſehr anſprechender Weiſe eine ausführliche Beſchreibung mehrerer jener indiſchen Tempelgebäude mit.

Bei Madras hatten ſchon damals (ſeit 1643) die Engländer feſten Fuß gefaßt, durch die Anlegung der bedeutenden Feſtung St. Georg, dagegen war das benachbarte Meliapuram oder St. Thomas, mit der dem Apoſtel Thomas, dem erſten Chriſtenboten in Indien geweihten Kirche noch ganz im Beſitz der Portugieſen. In Gandicot traf unſer Reiſender mit dem Feldmarſchall des Königes von Golkonda, mit Mirgimola zuſammen, der ihn gaſtfreundlich aufnahm und ihm 5 Beutel voller Demanten zeigen ließ, welche die Ausbeute einer Bearbeitung der benachbarten Demantgruben durch 12000 Mann, während der Zeit eines ganzen Jahres waren. Es fand ſich unter ihnen kein einziger von bedeutender Größe und von vollkommener Reinheit, ſie alle ſpielten in dunkle Farben, der Feldmarſchall hatte deshalb die Bearbeitung der Fundſtätte aufgegeben und auch Tavernier beſchloß, ſich an eine vortheilhaftere Stelle für ſolche Ankäufe zu wenden, indem er den Landweg nach Golkonda einſchlug, wohin er nach einer glücklichen Reiſe von 17 Tagen gelangte. In Amahdabad ſchloß er noch einen einträglichen Handel mit dem ſchon erwähnten Prinzen Schah Eſthe Chan ab, und gieng dann auf einem holländiſchen Admiral-Schiff von Surate nach Ormus unter Segel. Auch auf dieſer Reiſe drohete ihm und all den Schätzen, welche er bei ſich führte, die Gefahr des Unterganges, bei einem Seetreffen, in das die holländiſche Flotte mit einem engliſchen Geſchwader gerieth, weil damals beide Nationen in Krieg mit einander waren. Die Engländer hatten ſich jedoch in einen ungleichen Kampf begeben; ſie wurden von den beſſer bedienten, ſtärker bewaffneten holländiſchen beſiegt und zum Abzug genöthigt. Aber es gab, außer den im Seetreffen Gebliebenen, der Verwundeten ſo Viele auf den Schiffen, daß der Tag der Ankunft in Bender Abaſſi für unſren Rei-

ſenden immer ein Tag der Dankgebete und der frohen Erinnerungen blieb.

Er trat jetzt den Rückweg zu Lande an.

Auf eben dieſer Rückreiſe durchwanderte er auch die meiſt gebirgige, damals noch wenig von den Europäern gekannte Landſchaft von Karamanien. Der dortige perſiſche Chan wurde von ihm mit einem koſtbaren Demant, den Tavernier unter vielen andren in Indien erhandelt hatte, beſchenkt und hierdurch zu einer Vergünſtigung gewonnen, nach welcher unſer Reiſender ſehr große Vorräthe der dortigen überaus feinen und zu der koſtbarſten Verarbeitung geeigneten Schafwolle aufkaufen durfte, aus deren Abſatz in Frankreich er nach ſeiner Heimkehr einen ſehr bedeutenden Gewinn für ſich und für die Theilnehmer an dem Unternehmen dieſer Reiſe zog. Sein Landweg war diesmal derſelbe, den er auf ſeiner erſten Hinreiſe von Konſtantinopel nach Ispahan eingeſchlagen hatte. Er fand hierbei noch in der letzten Hälfte des Februar 1655 in Erivan einen ſo tiefen Schnee, daß er bei den gaſtfreien Bewohnern der Klöſter zu Etſchmiaſin 11 Tage lang verweilen mußte, ein Verzug, welcher den Armeniern, die in großer Zahl bei der Karawane ſich befanden, ein ſehr erwünſchter war, da ſie hier ihre Schmauſereien, welche der Faſtnacht vorhergehen, und dann das Beginnen dieſer Feſtzeit nach ihrer Weiſe feiern konnten. Aber ſelbſt noch in der erſten Hälfte des März mußte die Karawane wegen des hohen Schnees, in der Nähe der türkiſchen Gränze 8 Tage lang verweilen, bis der Oberzolleinnehmer zu Erzerun davon hörte, der ihr 500 Pferde zu Hülfe ſendete. Er that dies übrigens aus Eigennutz, denn es ſollte bald hernach ein neuer Zolleinnehmer an ſeine Stelle kommen, dem er den Gewinn an einer ſo großen Karawane nicht vergönnte.

## 15) Taverniers fünfte Reiſe nach Aſien.

Wie lange ſich Tavernier vor ſeiner Heimreiſe nach Frankreich noch in Konſtantinopel und in andren Städten, zu denen ſein Weg ſich hinzog, verweilt habe, das läßt uns ſein Reiſewerk nicht erfahren, gewiß aber iſt es, daß er, wenigſtens in der 2ten Hälfte des Jahres 1656 in Paris war. Er hatte jetzt als Reiſender, als vertrauter Kenner der natürlichen wie der politiſchen Zuſtände der Morgenländer, dabei als muntrer, wohlberedter Erzähler einen Ruhm erlangt, der ihm auch zu den vornehmſten Kreiſen der Geſellſchaft den Zutritt bahnte; er wurde von Fürſten, namentlich von dem geiſtreichen Großherzog von Toskana eingeladen und reichlich beſchenkt. Sein Handel, namentlich der mit Diamanten, Perlen und caramaniſcher Schafwolle war ſo vortheilhaft ausgefallen, daß er als vermögender, geehrter Bürger in der Hauptſtadt ſich hätte niederlaſſen können. Aber der Wandertrieb ließ ihm keine Ruhe, er wollte zunächſt noch einmal mit dem prachtliebenden Schach von Perſien ein, wahrſcheinlich ſchon bei Gelegenheit ſeiner vorhergehenden Reiſe eingeleitetes Geſchäft abſchließen, dann den Gewinn dieſer kleinen Reiſe zu Ankäufen occidentaliſcher Koſtbarkeiten verwenden, mit denen wohlverſehen er ſelbſt dem Großmogul ſich nahen dürfte. Im Februar 1657 verließ er Paris, und kam nach einigen Wochen nach Smyrna.

Wie wohl hätten die franzöſiſchen Reiſenden, deren damals viere nach Perſien unterweges waren, gethan, wenn ſie in Geſellſchaft des landeskundigen, bei all ſeinen Unternehmungen glücklichen Tavernier gezogen wären. Der eine von jenen vieren, ein Herr von Reville aus der Normandie, geweſener Officier in engliſchen Dienſten, hätte ſich faſt ſchon in Konſtantinopel durch ſeinen Muthwillen ein böſes

Spiel bereitet; er hatte gehört, daß ein reicher Jude daſelbſt mit einem Vorrath auserleſner Juwelen und Perlen verſehen ſey, um deren Ankauf Tavernier unterhandeln ließ. Reville hatte eine Baarſchaft von 2000 Ducaten bei ſich, der Iſraelit begehrte für eine Parthie ſeiner Schmuckſachen 4000 Ducaten. Wir werden des Handels bald einig ſeyn, ließ der normandiſche Edelmann ihm ſagen, denn die eine Hälfte der Summe bezahle ich baar, die andre durch eine eben ſo theure Waare. Der Kaufmann kam mit ſeinen Koſtbarkeiten, die 2000 Ducaten lagen baar auf dem Tiſche, Reville, welcher ſchon durch ſein ritterlich ſtattliches Ausſehen geeignet war, den vornehmen Mann zu ſpielen, bezeigte ſich zwar mit allem zufrieden, ließ aber den eifrigen Handelsmann mehrmalen zu ſich in ſeine Wohnung kommen, um auch noch andre Edelſteine und Perlen zur Auswahl zu ſehen. Endlich, da er ſeine Augen an dem Anblick der ſchönen Sachen hinlänglich beluſtigt und dabei über den Preis der einzelnen Gegenſtände Manches erfahren hatte und als nun der Iſraelit die theure zur Ergänzung der Kaufſumme beſtimmte Waare zu ſehen verlangte, da ſagte ihm der Edelmann: jene Waare die ich außer den 2000 Ducaten mit mir führe und die mich ſchon theurer zu ſtehen kam als dich deine Perlen und Juwelen, iſt mein hartnäckiges Quartanfieber, das ich mir im Kriegsdienſt erworben habe. Dieſe Waare wäre ich gern erbötig dir abzulaſſen und die Ducaten dazu, wenn du mir dein Schmuckkäſtchen giebſt.

Der Handelsmann, der wegen ſeiner Geſchäftstüchtigkeit und wegen ſeines großen Vermögens in hohem Anſehen bei dem Großweſir und ſelbſt bei dem Großſultan ſtund, fand ſich durch dieſen muthwilligen Scherz ſo beleidigt, daß nicht viel fehlte, er hätte den Abentheurer bei

der hohen Pforte, welche mit Perſien in Krieg war, als einen Verdächtigen angezeigt, denn Reville hatte deß keinen Hehl, daß er geſonnen ſey, in perſiſche Kriegsdienſte zu treten. Durch die franzöſiſche Geſandtſchaft jedoch wurde der Beleidigte begütigt, der Edelmann aber machte ſich, mit einem Landsmanne, der ihn begleitete, eilig auf den Weg. Obgleich er jedoch in Konſtantinopel dem Verdacht, als ſey er perſiſcher Spion und der Verhaftung entgangen war, blieb ihm dieſes Loos doch für andre Gelegenheit aufbehalten. Es hatte nämlich indeß auch das andre Paar der franzöſiſchen Reiſenden, welches mit bunten Glasflüſſen, falſchen Edelſteinen und Pariſer Modewaaren einen Handel machen wollte, ſich von Smyrna aus auf den Weg gemacht, war mit dem Gouverneur von Damaskus in Unterhandlung getreten, daß er ſie auf ſeiner Reiſe nach Bagdad als Schutzbefohlene mit ſich nehmen ſolle, hatte viele Beweiſe von Gaſtfreundlichkeit von demſelben angenommen, war aber dann doch heimlich fortgezogen, mit einem franzöſiſchen Renegaten, der durch ſeinen Abfall vom Chriſtenthum die Stelle eines Spahi erlangt hatte, und ſich im Verlaufe der Reiſe, wie zu erwarten war, ſehr treulos und als Dieb gegen ſie betrug. Der beleidigte Gouverneur hatte, als er die heimliche Abreiſe der undankbaren Gaſtfreunde erfahren, durch Eilboten einen Brief an den Paſcha von Bagdad geſendet, worin die Geſtalt der beiden Franzoſen beſchrieben und ihr Benehmen als ſo verdächtig geſchildert war, daß es wohlgethan ſchiene, ſich der Perſon der beiden, nach dem Feindesland ſich Einſchleichenden zu verſichern. Unglücklicher Weiſe für ihn kam jedoch Reville mit ſeinem Reiſegefährten zuerſt nach Bagdad und da die Beſchreibung in dem Steckbriefe ſo war, daß ſie auf jedes Paar von Franzoſen von mittlerem Lebensalter gepaßt hätte, wurden die beiden als

Spione verhaftet und mußten im Kerker ſchmachten, bis nach einigen Wochen der Gouverneur von Damaskus dahin kam, der nach Beſichtigung der Gefangenen die Verwechslung der Perſonen, welche hier vorgegangen war, erkannte. Reville zwar ſelber mit ſeinem Begleiter erhielten ihre Freiheit, aber ein großer Theil der 2000 Ducaten, mit denen er in Konſtantinopel geprahlt hatte, blieb für immer im Gewahrſam des türkiſchen Paſchas.

Während ſeine vier Landsleute, je zwei und zwei zuſammengeſellt im ganzen Verlauf ihrer Reiſe nach Perſien und Indien, vom Anfang bis zum Ende nur mit Ungemach und mit einem Mißlingen aller ihrer Pläne zu kämpfen hatten, verrichtete indeß Tavernier ſeine Geſchäfte mit gewöhnlichem Glück und ohne auf irgend eine Schwierigkeit zu ſtoßen. Wie glücklich würde ein Freund der Pflanzenkunde ſich geſchätzt haben, wenn er unſren Reiſenden auf ſeinem Wege durch die Hochgebirge, welchen er der großen Hitze wegen einſchlug, hätte begleiten und mit ihm bei dem Chan von Erivan hätte verweilen dürfen, der ſo eben ſeinen Sommeraufenthalt in einem Alpenthale genommen, wo der Schnee des Winters und der Blumenſchmuck des Frühlinges ganz nachbarlich an einander gränzen. Man konnte damals, ſobald man aus der türkiſchen über die perſiſche Gränze hinüber war, mit voller Sicherheit durch das ganze Land reiſen, ohne dabei die ſchützende Begleitung einer Karawane oder militäriſche Bedeckung zu bedürfen. Deshalb wollte Tavernier, nur in Geſellſchaft zweier ſeiner Leute, den Chan von Gengla in ſeinem Gebirgsland beſuchen, fand jedoch, nachdem er einen Tag lang mit den Mühſeligkeiten einer ſolchen Reiſe gekämpft hat, den Weg für einen europäiſchen Reiter zu ſchlecht. In Ispahan wurde er, als alter Bekannter und Freund des Hofes empfangen, denn man hielt

ihn da als einen halben Perſer. Der Schach kaufte ihm diesmal um 60000 Thaler Waaren ab und beſchenkte ihn noch überdies mit einem koſtbaren Ehrenkleid.

Um dieſe Zeit beſaß den perſiſchen Thron Abbas II, ein Urenkel Abbas des Großen, ein Sohn des Schach Esaſi, welcher durch ſeine übermäßigen Schwelgereien, namentlich im Genuß geiſtiger Getränke ſchon im Jahr 1642 ſich zum Grabe reif gemacht hatte. Auch ſein Sohn, der ebengenannte Abbas II, welcher kaum dem Knabenalter entwachſen zur Regierung kam, war, wie ſein Vater dem Trunk ergeben, doch dauerte ſein Regiment länger (bis zum Jahr 1666) und während ſeiner 24jährigen Regierung hatten die Fremden, wie dies Tavernier aus eigener Erfahrung bezeugen konnte, viele Vergünſtigungen von ihm zu genießen, obgleich er ſich gegen ſeine eignen Unterthanen, ja ſelbſt gegen die Frauen ſeines Harems mit grauſamer Strenge benahm.

## 16) Die ſechste Reiſe nach Perſien und Indien.

Tavernier ſcheint ſich nach der Rückkehr von ſeiner fünften Reiſe länger als zwiſchen den früheren Reiſen in Paris aufgehalten zu haben. Für den faſt ſechzigjährigen Mann war jetzt auch noch, obgleich ziemlich ſpät, die Stunde gekommen, darinnen das Herz die Wahrheit jenes Ausſpruches erfährt, nach welchem es nicht gut iſt, daß der Menſch allein ſey. Die Tochter eines ſeiner Handelsfreunde, des Juwelirer Goiſſe, der ihn früher bei all ſeinen Reiſen durch ein Darlehen von werthvollen Gegenſtänden unterſtützt, dagegen aber auch von dem gemachten Gewinn ſeinen redlichen Antheil bezogen hatte, mochte ſchon ſeit längerer Zeit die Aufmerkſamkeit unſres Reiſenden an ſich gezogen haben. Sie war ſeitdem über das Blüthenalter der Jugend

hinausgerückt, beſaß auch überdieß nur ein geringes väterliches Vermögen, wohl aber Reize einer höheren Art, welche nie veralten und mehr denn Goldeswerth haben: eine Bildung des Geiſtes und Veredlung des Gemüthes, wie ſie nur ſelten an einer und derſelben Perſon ihres Geſchlechtes beiſammen gefunden werden. Jene bewundernde Theilnahme, mit welcher die Jungfrau Magdalene Goiſſe den Reiſeberichten unſres Taverniers zuhörte, war eine ſo herzliche, die Bemerkungen, die ſie dabei machte, ſo verſtändig und treffend, daß derſelbe immer öfter und lieber dieſe Unterhaltungen aufſuchte und während er allerhand andre Kleinode für ſeine Reiſe nach dem Hofe des großen Moguls erhandelte, es nicht verſäumen wollte, auch des Beſitzes dieſes lebenden Kleinodes ſich zu verſichern, welches die Freude und das Glück ſeines herannahenden Alters werden ſollte. Aber ſo glücklich ihn auch die Vermählung mit dieſer trefflichen Jungfrau gemacht haben mochte, konnte ihn dieſes doch nicht davon abhalten, den letzten Schritt zur Vollendung der Aufgabe ſeines Lebens zu unternehmen: Perſien noch einmal zu beſuchen und von dort aus tiefer als vorher nach Indien, bis zum goldnen Throne des Großmoguls vorzudringen, den das damalige in Europa ſowie in den Morgenländern herrſchende Gerücht als den reichſten Fürſten der ganzen Erde pries.

Die Schätze, welche unſer Reiſender für dieſesmal um ſich verſammelte und mit ſich zu nehmen im Begriff ſtund, waren ein Gegenſtand des Geſpräches und der allgemeinen Bewunderung der ganzen Hauptſtadt. Ihr Geſammtwerth wurde auf 400000 Franken geſchätzt; ſie beſtunden aus Uhrwerken der koſtbarſten Art, aus Edelſteinen, welche zum Theil in rohem Zuſtand aus Aſien hergebracht, unter der Hand der europäiſchen Steinſchleifer die herrlichſte Brillantenform ſowie

eine kunſtreiche Faſſung und Zuſammenſtellung erhalten hatten, wodurch ihr Werth um das Vielfache vermehrt worden war; aus Perlen, die das weſtindiſche Meer, in eben ſo großer Schönheit und zum Theil in noch bedeutenderer Größe als das aſiatiſche erzeugt hatte. Namentlich hatte eine dieſer Perlen, deren Gewicht 57 Karat betrug, und welche von birnförmiger Geſtalt war, dem Tavernier ſelber 10000 franzöſiſche Thaler (50000 Franken) gekoſtet. Außer dieſen Dingen von geringerem Gewicht, dagegen von deſto größerem Geldwerth, hätte ſich der Reiſende mit allerhand Gegenſtänden der künſtlichſten Art verſorgt, welche den Morgenländern theils durch ihre augenfällige Schönheit, theils aber durch den Reiz der Neuheit in hohem Grade gefallen mußten. Von allen Seiten waren ihm, dem Günſtlinge des Glückes, Vermehrungen ſeines bewundernswürdigen Waarenlagers zugeſtrömt; man hätte ihm, wäre er zur Annahme bereit geweſen, drei und viermal ſo viel Koſtbarkeiten auf Credit mitgegeben. Seine Reiſegeſellſchaft beſtund für diesmal aus acht Mann, vom Stande der Uhrmacher, Juweliere, Goldſchmiede, Mechaniker und Chirurgen, außer den Dienern und dem kleinen, zehnjährigen Neffen, den der Oheim zum Nachfolger in ſeinem Geſchäft beſtimmt hatte. In dieſer Begleitung verließ er Paris am 27ten November 1663, Marſeille aber erſt am 10. Januar 1664. Zu den Koſtbarkeiten und Seltenheiten, die er aus Paris mit ſich genommen, kam noch ein metallener Brennſpiegel, den er in Lyon ankaufte, von ſolcher Größe und Wirkſamkeit, daß in ſeinem Brennpunkte die ſchwereſt ſchmelzenden Metalle zum Fließen, die ſchwereſt entzündbaren Körper zum Brennen kamen.

An den Verſuchen, welche mit dieſem Brennſpiegel angeſtellt wurden, noch mehr aber an den ausführlicheren Berichten, welche Tavernier über die Ereigniſſe und Erfah-

rungen ſeiner Reiſe mittheilte, ergötzte ſich abermals der Großherzog von Toskana, welcher mit ſeiner Familie nach Livorno gekommen war. Dieſer Herr, der ein hohes Intereſſe an Allem nahm, was zum Gebiet des wiſſenſchaftlichen Erkennens, wie der Künſte gehörte, entließ unſren Reiſenden nur ungern aus ſeiner Geſellſchaft und beſchenkte ihn bei ſeinem Abſchiede am 26ten März reichlich.

Die Seefahrt von Livorno nach Smyrna hatte nahe einen ganzen Monat, bis zum 25ten April gedauert, hier aber mußte die Reiſegeſellſchaft, um den Abgang einer Karawane zu erwarten, bis zum 9ten Juny ausharren und die Neulinge in den Morgenländern lernten die Kräfte der dortigen Natur bei Gelegenheit eines großen Erdbebens kennen, das während jener Zeit Kleinaſien erſchütterte. Es wiederholten ſich dieſe Bewegungen der unterirdiſchen Kräfte ſpäter noch mehrere Male, und ſie nahmen hierbei ihren verheerenden Lauf von der Küſte gegen Oſten tiefer nach dem Innren des Landes. Auf ſeiner Hinreiſe fand Tavernier die Stadt Chamaqui am Araxes, in der Mitte ihrer mehrere Stunden weit ſich ausdehnenden Maulbeerbaum-Pflanzungen noch in blühendem Zuſtand; die zahlreichen Bewohner des Ortes waren durch ihren reichen Seidenbau und Seidenhandel wohlhabend und fröhlich; als er auf ſeiner Rückreiſe wieder in dieſe Gegend kam, erfuhr er, daß dieſer anſehnliche Ort durch ein Erdbeben, das wie ein nächtlicher Schrecken über die Gegend kam, ganz darnieder geſtürzt und von der Erde vertilgt ſey. Nur zwei Perſonen, ein genueſiſcher Uhrmacher und ein Kameeltreiber waren aus der Todesgefahr entronnen, den andren Bewohnern allen war der Schlaf der Nacht zu einem Schlafe des Todes geworden.

Der Schach von Perſien mochte von der Abſicht unſers

Reiſenden, diesmal mit ſeinen Waaren alsbald nach Indien zum Großmogul zu gehen, einige Kunde haben. Solche auserwählte Koſtbarkeiten und Kaufmannswaaren, wie ſie Tavernier auf all ſeinen Reiſen nach Perſien mitgebracht hatte, waren noch durch keinen andren europäiſchen Handelsmann in das Land und in die Schatzkammer des Königes gekommen; Paris zeichnete ſich ſchon damals, vor allen Städten der Erde durch ſeine geſchmackvollen Erzeugniſſe für die Pracht der Fürſtenhöfe, und zur Beluſtigung der Augen aus. Ueberdies hatte man ſeit länger als 30 Jahren an dieſem Franken einen Mann kennen gelernt, der ſein Geſchäft in redlicher Weiſe, fern von allen Betrügereien betrieb; man hatte aus ſeiner Hand immer die ſolideſten, beſten Waaren und verhältnißmäßig zu annehmlichen Preiſen erhalten; an ſeinem Gold wie an den Edelſteinen hatten die Probirmeiſter niemals etwas zu tadeln gefunden. Tavernier war ſchon bei Schach Sſafi, dem Vater des jetzigen Königes beliebt geweſen, hatte als Augenzeuge dem feierlichen Einzuge des letzteren in ſeiner Hauptſtadt beigewohnt und den neuen Beherrſcher in Geſellſchaft der andren damals anweſenden Franken begrüßt; er war ein alter, immer gern geſehener Bekannter des Hofes geworden; ſeine Ankunft, der Anblick der neuen Dinge, die er mit ſich brachte, waren für das Königshaus jederzeit ein freudiges, gute Unterhaltung gewährendes Ereigniß geweſen. Darum bot Seine Majeſtät Alles auf, um dem alten Bekannten ſeinen diesmaligen Aufenthalt in Ispahan ſo angenehm als möglich, und ihn hierdurch geneigt zu machen ſeine Beſuche in Perſien noch öfter zu wiederholen ſowie ſeine Geſchäftsverbindungen mit dem Lande fortzuſetzen. Es wurde dem Tavernier ein königliches Patent mit großem Siegel ertheilt, das ihm für ſeinen Handel in Perſien von

nun an eine Befreiung von allen Zöllen und Abgaben zuſicherte. Ein andres königliches Schreiben an den Gouverneur von Tauris betraf Taverniers Neffen, der nach dem Wunſch ſeines Oheims in dieſer Stadt, im Kapuzinerkloſter geblieben war, um die perſiſche Sprache vollkommen zu erlernen. Der Schach befahl dem Gouverneur in dieſem Schreiben, daß er ſich des Knaben, als ſeines Hausgenoſſen annehmen und ihn als einen Schützling des Königes achten ſolle. Ein drittes Schreiben war an den Chan von Schiras gerichtet und verordnete, daß der Chan, wenn der Reiſende durch ſeine Stadt käme, denſelben mit drei Fudern guten Weines, für ſeine Fahrt nach Indien verſehen ſolle.

Mit einer Art von Eiferſucht kaufte der Schach von dem, was Tavernier an Schmuck- und Kunſtſachen mit ſich gebracht hatte und ihm ſehen ließ, alles das zuſammen, was am meiſten nach ſeinem Geſchmack war, und es mochte ihm nicht wenig ſchmeicheln, daß er vor dem Großmogul die Auswahl hatte. Solcher hoher Ehren als diesmal unſrem Reiſenden am perſiſchen Hof widerfuhren, durfte ſich bis dahin kaum ein andrer Franke, ſelbſt keiner der Geſandten auswärtiger Höfe rühmen. Außer dem gewöhnlichen Ehrenkleid wurde ihm von dem Schatzkanzler, bei feierlicher Verſammlung des Hofes und der anweſenden Fremden ein köſtlicher Mantel angelegt; er hatte ſehr oft die Ehre mit dem König an ſeiner Tafel zu ſpeiſen und den nächtlichen Trinkgelagen deſſelben beizuwohnen, wobei er als trefflicher und dabei dennoch feiner Geſellſchafter alle Gäſte durch ſeine Erzählungen und ſelbſt durch das Singen alter franzöſiſcher Volkslieder unterhielt. Der König ſuchte indeß die Gegenwart des wohlunterrichteten Mannes noch auf andre Weiſe zu benützen. In geheimem Geſpräch zog er von ihm Erkundigungen ein über die Macht und die politiſchen Ver-

hältniſſe der europäiſchen Staaten, namentlich über den Zuſtand des türkiſchen Reiches; über den geſelligen Verkehr, über die Sitten und das Familienleben der europäiſchen Chriſten ſo wie andrer Völker, mit denen der Reiſende genauere Bekanntſchaft geſchloſſen hatte. Die Weiſe, in der jener damals in der Blüthe des Mannesalters ſtehende Herr fragte, zeugte von eben ſo viel Verſtand als Eifer ſich zu belehren; Taverniers offne, unbefangene Antworten, ſeine treuen, wahrhaften Berichte, untermiſcht mit Zügen von heitrer, beluſtigender Art, gewährten dem Fürſten einen Genuß, dergleichen ihm wohl ſelten in ſeinem Leben mochte geboten worden ſeyn.

Vom 20ten Dec. 1664 bis zum 24ten Febr. 1665 verweilte unſer Reiſender in Ispahan. Nur in den tiefer gelegnen Ebenen und Thälern kündigte ſich der Frühling durch das hervorbrechende Grün der Wieſen und Saatfelder an, auf den Höhen herrſchte noch ſelbſt im März der Froſt des Winters mit ſeinem Eis und Schnee. Man pflegt, wenn die Maſſen des Schnees zu häufig ſind und das Wetter ungünſtig iſt ſtatt des näheren Weges über das Gebirge einen andren, der ſich in der Nähe des Flußthales hinzieht, von Ispahan nach Schiras einzuſchlagen. Dieſe auch im Winter und während der ſtürmiſchen Witterung gangbare Straße, ein Werk des oben erwähnten trefflichen Kuli Chan, des Gouverneurs von Schiras führt an einem der herrlichſten Denkmäler der altperſiſchen Baukunſt, an den Ruinen von Perſepolis vorüber, das bei den Perſern den Namen Tſchilminar (vierzig Säulen) führt.

Bei dieſer Gelegenheit können wir nicht umhin eine Aeußerung unſres ehrlichen alten Reiſenden über die bewundernswürdigen Bauwerke von Perſepolis ſo wie über die aſiatiſche Baukunſt im Allgemeinen anzuführen, weil jene

Aeußerung für die Charakteriſtik des Mannes ſehr wichtig und mithin für unſre biographiſche Skizze von Bedeutung iſt. Sie mag uns lehren, wie ſelbſt ein ſocher redlicher, in ſeinen Beſchreibungen des Geſehenen genauer und gründlicher Beobachter, deſſen Urtheil groẞentheils ſo geſund und richtig iſt, in Beziehung auf Dinge, die nicht nach ſeinem Geſchmack ſind und für welche ſein Blick nicht gemacht iſt, wie mit Blindheit geſchlagen ſeyn könne.

Was der Maaßſtab ſey, den Tavernier bei Beurtheilung der Werke der Baukunſt anlegt, das lehrt uns eine Stelle am Schluß ſeiner perſianiſchen Reiſebeſchreibung. Er ſagt dort von den Aſiaten: „ſie verſtehen auch keine Baukunſt, wie man denn in ganz Aſien kein einziges ſo prachtvolles Gebäude findet, dergleichen der Louvre in Paris und ſo mancher Königspallaſt in Frankreich iſt.“ Ueber Perſepolis und ſeine Denkmäler wollen wir des Contraſtes wegen, vor dem Urtheil unſers alten Reiſenden und Lobredners der modern franzöſiſchen Palläſte-Bauart, das eines vielſeitig gebildeten, kenntnißreichen Reiſenden, des Baron C. A. v. Bode vernehmen*). Der Beſchreibung des zuletzt Genannten, von welcher wir hier einen kurzen Auszug geben, merkt man es an, welch hohen Genuß ihm das Verweilen in der Gegend von Perſepolis und in der Mitte ſeiner in Trümmern liegenden, alten Herrlichkeit gewährte.

Die Natur hat nach Bodes Schilderung Alles für dieſen Landſtrich gethan, um ihn zu einem der lieblichſten, ſinnlich genußreichſten der Erde zu machen. Zwei keſſelartige Thäler, nach allen Seiten hin von Bergen umgürtet, das eine von Oſten, das andre von Weſten ſich abſenkend,

*) M. v. das Werk deſſelben: Travels in Luristan and Arabistan. London 1845.

vereinen ſich hier zur gemeinſamen Ausmündung nach Südoſten hin, in das tiefere, einen See umfaſſende Thal. Durch das eine, öſtliche der vorhin erwähnten beiden Thäler, welches zugleich das längere iſt, ſtrömt der Murgabfluß (der Medus der Alten) durch das andre, weſtliche der Araxes. Außer dieſen beiden Flüſſen wird der meiſt wellenförmig hügliche Grund der beiden Thäler von mehreren Bächen und Quellen getränkt und von Kanälen durchzogen, deren Waſſerfülle nach allen Richtungen hin ein kräftiges Grün der Wieſen hervorruft, auf denen hin und wieder die Stuten von edler Herkunft mit ihren Füllen zur Weide gehen. Wo jetzt nur Wieſen und Weideplätze ſind für das Vieh, da waren einſt Gärten und Felder; zwiſchen ihnen zerſtreut erhuben ſich die Wohnſtätten eines im Vollgenuß dieſer reichen Natur lebenden, kunſtreich bauenden Volkes. Innerhalb dem Umfange jener beiden Thäler, deren längſte Ausdehnung von Oſt gegen Weſt kaum 16 geographiſche Meilen, die Breite kaum halb ſo viel beträgt, finden ſich außer den mit Recht vielgeprieſenen Ruinen von Perſepolis ſo viele Höhlengräber und Tempelgrotten, ſo manche mit uralten Schriftzügen und halberhabenen Figuren verzierte Felſenwände, prachtvolle Säulen und Opferaltäre, daß noch jetzt ein Reiſender des von ſeinen Vorgängern Unbeſchriebenen ſo viel finden würde, daß er damit ein ganzes Werk, reich an intereſſanten Abbildungen, zu füllen vermöchte. Außer den von außen herrlich verzierten Königsgräbern, welche ſo hoch in die vormals wenigſtens glatt abfallende Felſenwand eingehauen ſind, daß man ſich, was den Reiſenden nur bei zweien derſelben bisher möglich war, an Seilen, von den vorauskletternden Eingebornen hinaufziehen laſſen muß, ſind es vor allem die Säulen der hehren Tempelgebäude und Königspalläſte von Perſepolis, welche die Bewundrung

der Kenner an ſich ziehen. Urſprünglich wurde dieſes Gebäude von 72 Säulen getragen. Als Pietro de la Valle im Jahr 1621 hierher kam, ſtunden noch 25 dieſer großartigeu Säulen aufrecht, Mandelslohe im J. 1638 (und wahrſcheinlich auch unſer Tavernier) fanden nur noch 19, Kämpfer im J. 1696, ſowienoch Niebuhr im J. 1765 zählten 17, H. v. Bode nur noch 13. Aber auch nach andren Seiten der unvergleichbar merkwürdigen Ruinenſtadt werden noch viele Gruppen der niedren Säulen unverletzt gefunden, und den Felſenwänden, mit ihren großentheils noch unenträthſelten Inſchriften, ſo wie mit ihren halberhabenen Figuren, deren Zahl v. Bode auf 1300 ſchätzt, konnte weder die barbariſch neidiſche Verheerungsſucht Alexanders des Maceboniers noch das Erdbeben bisher den Untergang bringen; ein Kenner und Forſcher des Alterthumes und ſeiner großartigen Baukunſt fühlt ſich von alle dem, was er hier ſieht, ſo mächtig angezogen und von der Majeſtät eines denkenden, kunſtreich bildenden Geiſtes der fernen Vorzeit ſo gewaltig ergriffen, daß ihm der Eindruck, den die Betrachtung der Ruinen von Perſepolis machte, für immer ein unverlöſchbar tiefer bleiben wird.

Hören wir nun auch die hausbackene Beſchreibung, welche unſer guter, alter Tavernier, befangen in den Bildern des franzöſiſchen Bauſtyles aus Ludwigs XIII und XIV Zeiten von den Ruinen und Königsgräbern der Gegend von Perſepolis giebt.

Wenn man, ſo ſagt er, jenſeit des Fluſſes iſt, kommt man zu ſchönen fruchtbaren Feldern, welche von vielen kleinen Bächen durchzogen werden. Jenſeit eines Berges, über welchen die Straße führt, kommt man nach Tſchilminar, wo ich mehrmalen war, namentlich das eine Mal in Geſellſchaft des Herrn Angels, eines holländiſchen Malers und Zeichenlehrers Schach Abbas II. Dieſer Künſtler hielt

ſich über 8 Tage lang in der Gegend von Tſchilminar auf und zeichnete alle daſelbſt vorkommenden Alterthümer ab. Er verſicherte mich aber, daß er dieſe Zeit für eine ſehr übel angewendete halten müſſe, denn es verlohne ſich nicht der Mühe an die Abzeichnung dieſes alten Gerümpels auch nur eine Viertelſtunde zu wenden. Und was ſieht man auch dort als alte Säulen, davon manche noch ſtehen, andre aber liegen, nebſt etlichen nicht beſonders ſchön ausgearbeiteten Figuren und mehreren kleinen viereckigen, dunklen Kammern. Ich, nachdem ich die merkwürdigſten Pagoden in Indien geſehen, kann mir nichts anders einbilden, als daß Tſchilminar (Perſepolis) vormals ein hölzerner Götzentempel geweſen ſey, denn wegen des vielen hier fließenden Waſſers konnte kaum ein andrer Ort in Perſien ſo geſchickt zur Anlegung eines Götzentempels ſein als hier dieſer. Die kleinen Kammern ſind dann Aufenthaltsorte der Pfaffen geweſen, darinnen dieſe (wie wohl noch jetzt die Derwiſche thun) im Dunklen geſpeiſt haben, damit keine hineinfallende oder darauf fliegende Mücke ihren gekochten Reis und ihr Obſt verunreinigen möge.

In der That ein Urtheil das uns in ſeiner ganzen Art und Haltung an das unſrer neueren Kritiker erinnert, wenn ſie mit ihrem hausbackenen Verſtändniß über Dinge ſprechen, die noch viel weiter außen dem Kreiſe ihres Geſchmackes und Verſtehens liegen als die Schönheiten und die Bedeutſamkeit der Ruinen von Perſepolis außer dem Bereich der Einſichten Taverniers, weil jene Dinge, an denen die Kritik vorüberzieht, von ungleich höherer Art und tiefſinnigerer Bedeutſamkeit ſind als alle noch unenträthſelte alte Inſchriften zu Tſchilminar, ja als alle Wunderwerke der alten wie der neuen Menſchenkunſt.

Beſſer als auf den für ſeine Einſicht zu „myſtiſchem" Tiefſinn der alten Denkmale von Perſepolis, an denen

ſelbſt die Inſchriften, die man vorher als unbedeutende, willkührlich erfundene Zierrathen kaum beachtet hatte, neuerdings ein Schlüſſel geworden ſind zum Eröffnen einer Schatzkammer uralt hiſtoriſcher Kunde, verſtund ſich unſer wackrer Handelsmann auf die Schönheiten von Schiras, welche mehr nach ſeinem Geſchmack waren. Er hatte Schiras ſchon mehrmalen und in verſchiedenen Jahreszeiten geſehen, in der Mitte ihrer Wein- und Obſtgärten, aus denen dickſtämmige Cypreſſen zu einer Höhe emporragen, in welcher man kaum anderwärts ſie finden kann. Schiras iſt eine Stadt des reichſten Genuſſes für alle Sinne, ſie iſt dies durch ihre Lage, durch die liebliche Milde ihres Klimas, durch den Duft der aus den Gärten voll immerblühender Roſen und des ächten Jasmins ſich verbreitet, ſie iſt es durch ihren köſtlichen Wein und die Fülle ihrer wohlſchmeckenden Früchte. Selbſt in den Gäſſen der Stadt, wo die Fabriken des Roſenwaſſers, des koſtbaren Roſenöles und andrer Parfümerien ſind, ſpürt man den Geruch der blühenden Gärten und bei Abend hallen dieſe Gaſſen ſo wie die freien Plätze und Gärten von dem Geſang und Saitenſpiele, wie von den Tönen der Flöten wieder, denn Schiras iſt ſeit alten Zeiten eine Heimath der Dichtkunſt und des Geſanges. Die Ebene, auf der die Stadt mit ihren Gärten ſich ausbreitet, lehnt ſich nach mehreren Richtungen hin an Berge, zum Theil mit ſchattigen Wäldern an, von deren Abhängen Quellen und ein kleiner Fluß herabſtrömen, der in einen See ſeinen Auslauf nimmt. Jene Quellen, von hohen Cypreſſen umgeben, ſind ein Vergnügungsort der Einheimiſchen wie der Fremden, welche dort am Genuß des reinen friſchen Waſſers ſich laben; einige Derwiſche haben da ihren beſtändigen Aufenthalt, welche in ſtolzer Ruhe ihren Tabak rauchen und der Würde-

ihres Standes ſo eingedenk ſind, daß ſie ſelbſt die Annäherung eines Königes nicht zum Aufſtehen von ihrem Sitze bewegen könnte. Einige Urſachen zu dieſem Selbſtgefühl ihres Standes haben allerdings die Derwiſche von Schiras vor andren Leuten ihrer Art voraus, denn dieſe Stadt war der Wohnort und iſt der Begräbnißplatz der geprieſenen Dichterkönige und Derwiſche, des Sadi wie des Hafiz. Aus Schiras wird, außer dem Wein und andern Fabrikaten eine ungemeine Menge von Früchten, meiſt in Eſſig eingemacht, bis nach Oſtindien verſendet, denn die Bewohner dieſer Gegend ſind in der Kunſt des Einmachens und Aufbewahrens der Früchte vor Andren berühmt. Und es gedeihen hier alle die beſten Früchte der gemäßigten Zone, denn die Gebirgsluft mäßigt die Hitze des Sommers und während des Winters fällt öfters Schnee in Menge, welcher freilich eben ſo ſchnell wieder hinwegthaut als er kam. Von den herrlichen Trauben der Gegend wird ein großer Theil zu einem Mus verſotten, welchen das ſtrenger am Geſetz haltende Volk, mit Waſſer verdünnt, zu ſeiner Erquickung genießt. Der Wein, meiſt durch die Juden bereitet, wird in Flaſchen verſendet, von denen die hieſigen anſehnlichen Glashütten große Vorräthe erzeugen.

In Schiras war bei der Abreiſe unſres Tavernier, im März, der Frühling erſt im Beginnen; wenig Tagereiſen führten denſelben in eine Gegend der tiefer gelegenen Küſtenebene, wo die Hitze und mit ihr die Trockenheit ſchon ſo groß waren, daß die Ziegenhirten mit ihren Herden heraufzogen nach dem kühleren Bergland. Statt der köſtlichen Früchte gab es da nur Vorräthe von Teichnüſſen (Trapa) die aus einzelnen Seen während des Spätherbſtes und Winters geſammelt werden und dem Volke der Gegend, gleich dem von Kaſchmir, ein ſchmackhaftes, geſundes Gericht gaben, wel-

ches, nebſt der Ziegenmilch, ſeine Hauptnahrung bildet. Hin und wieder giebt es auf dem Wege von Schiras nach Lar eine ſolche Menge Vögel, namentlich aus der Familie der Rebhüner, daß, wenn ſie auffliegen, ihre Schaaren eine ganze Wolke bilden; ſie mögen dem Lande durch Vertilgung der Heuſchreckenlarven eben ſo nützlich als durch ihr wohlſchmeckendes Fleiſch den Reiſenden angenehm ſeyn.

In Lar, der vormaligen Königsſtadt von Lariſtan diente zu Taverniers Zeiten die anſehnliche Veſtung zu einem Staatsgefängniß, darinnen Männer von fürſtlichem Geblüt verwahrt und ziemlich anſtändig behandelt und verſorgt wurden. So groß auch in Lar die Hitze des Tages iſt, ſind die Nächte dennoch ſehr kühl, obgleich ihre Ruhe durch die Schwärme der kleinen Stechmücken ſehr geſtört wird. Die größere Zahl der Stadtbewohner ſind Juden, berühmt durch ihre Seidenwebereien und durch die Fertigung ſchöner Gürtel. Auf dem Wege von Lar nach Bender Abaſſi geht die Straße über einen langen Steindamm, welcher durch den feinen Sand und in Verbindung mit zwei trefflich gebauten anſehnlichen Brücken über einen Fluß mit ſalzigem Waſſer hinführt. Durch dieſes koſtſpielige Bauwerk hat ſich ein Perſer, der aus dieſer Gegend gebürtig, bei dem König von Golconda, als Befehlshaber ſeiner Truppen zu hohen Ehren gelangt war, ſehr verdient gemacht, denn da in den feinen Sand der Fußtritt der Menſchen und noch mehr der der Laſtthiere ſo tief einſinkt wie in lockren friſchgefallenen Schnee, geſchahe es öfters, daß in demſelben einzelne Reiſende mit ihren Thieren, als wären ſie in Schlamm verſunken, ſtecken blieben und, wenn ein Lufthauch von oben her Wolken des Flugſandes über ſie hintrieb, darin erſticken mußten. Jener edle Perſer wendete den größeſten Theil ſeiner Einkünfte im

fremden Dienſt, eine Reihe von Jahren durch, zum Einkauf indiſcher Waaren an, die er nach Ormus ſendete, dort verhandeln und von dem gemachten Gewinn Schaaren des armen Landvolkes um verhältnißmäßig reichen Lohn dingen ließ, damit ſie auf ihren Eſeln Steine zum Damm- und Brückenbau, zum Theil aus weiter Ferne herbeiführten. Jenſeits dieſes durch Menſchenfleiß gangbar gemachten Paſſes, führt der Weg nach Bender Abaſſy durch eine Landſchaft, welche durch die Menge ihrer Palmen einem Luſtwalde gleicht und an Felſen ſich hinzieht, durch deren Engthäler, welche den labyrinthiſchen Gängen eines Irrgartens gleichen, nur der einheimiſche Ziegenhirt einen Ausweg findet.

Mit dem fruchtbaren Küſtenlande bei Gomron oder Bender Abaſſy bildet die vulkaniſche Inſel Ormus einen traurigen Contraſt. Da iſt nirgends ein Grün zu ſehen; der Boden der Inſel iſt weiß wie von Schnee, mit Salz überzogen, welches die Quellen abſetzen, deren Waſſer das Auge des durſtenden Fremdlinges täuſcht, weil es eben ſo wenig trinkbar iſt, als das Waſſer des Meeres oder der Salinen. Außer dem reinen Quellſalz erzeugt die Inſel nur Schwefel und enthält einige Lager von Eiſenerzen; die Bewohner müſſen ſich mit dem Regenwaſſer ihrer Ciſternen und mit den Lebensmitteln behelfen, welche von der Küſte her ihnen zugeführt werden. Dennoch war dieſe öde Inſel, ſeitdem die Portugieſen im Jahr 1507 ſie eingenommen hatten, ein wichtiger Stapel- und Handelsplatz geworden und auch nachdem Abbas I im J. 1622 mit Hülfe der Engländer ſie wieder erobert hatte, war ihr noch, als Tavernier hieher kam, ein Reſt ihres vormaligen Handelsverkehres geblieben, der ſich bis zu unſren Tagen, wo ſie zur Herrſchaft des Imams von Mascat gehört, nicht ganz verloren hat.

Ormus iſt von der Küſte nur 2 Meilen weit entfernt und das Meer hat hin und wieder ſeichte Stellen. Ein engliſcher Soldat, der zu Ormus in perſiſchen Dienſten ſtund, und welcher, als das Heimweh ihn übermannt hatte, keine andre Möglichkeit ſahe, von der Inſel, wo er wie ein Gefangener beobachtet war, hinwegzukommen, gieng ins Meer, anſcheinend um zu baden. Man wußte, daß er ein guter Schwimmer war; daß er jedoch, nur mit einem Leintuch um die Hüften bekleidet, 2 Meilen weit, in beſtändiger Gefahr von den Haifiſchen verſchlungen zu werden, an das Feſtland ſchwimmen werde, das vermuthete Niemand. Aber er wagte es, und das Wagſtück gelang, da ihm mehrere ſeichte Stellen Punkte zum Ausruhen gewährten. Sein Glück wollte, daß er an der Küſte Europäer, unter ihnen unſren, gerade damals noch in Gomron verweilenden Tavernier traf; dieſe erſtatteten dem engliſchen Conſul über ſeinen hilfsbedürftigen Landsmann Bericht und der Conſul ſendete alsbald Kleider aus der Stadt hinaus, mit denen angethan der rüſtige Schwimmer in die Stadt kam, von wo er heimlich auf ein engliſches Schiff flüchtete, das ihn in Sicherheit brachte. In Ormus mochte man denken der kühne Schwimmer ſey in dem Rachen eines Haifiſches umgekommen. Wir übergehen mit Stillſchweigen den Bericht über einen böſen Streich, welcher unſerm Reiſenden in Bender Abaſſy geſpielt wurde, wo man demſelben ein Paquet mit Briefen, das der engliſche Conſul ihm für Surate mitgegeben, entwendet und ſtatt deſſen ein ähnliches Paquet mit weißen Papieren in den Mantelſack geſteckt hatte. Die damalige kriegeriſche Stellung Englands hatte dieſe tadelnswürdige Kriegsliſt veranlaßt, durch deren Folgen Tavernier für diesmal von der Reiſe nach Golkonda abgehalten wurde. Statt deſſen gehen wir ſogleich zur Be-

ſchreibung der gewöhnlichen Seefahrt von Perſien nach Indien über.

Die Schiffe, welche von Ormus nach Indien gehen, nehmen insgemein ihren Weg an der arabiſchen Küſte hinab über Mascat. Für den damaligen Handelsverkehr war Tattah am Indus ein wichtiger Ort, an welchem viele europäiſche Kaufleute einen Theil ihrer europäiſchen Waaren abſetzten. Dieſe Stadt, welche bei der Eroberung von Sind durch die Beludſchen (im J. 1779) in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde, trägt noch jetzt die Spuren ihrer vormaligen Größe und Herrlichkeit in mehreren, zum Theil unzerſtört gebliebenen Bauwerken an ſich. Zu Taverniers Zeiten breitete ſich das Reich des Großmoguls auch über dieſes Gebiet aus, in Tattah war eines jener Zollämter, wo man von allen Waaren ihrem Werthe nach einige Prozente, dazu auch alles Gold und Silber, das man bei ſich trug, an die Münze abgeben mußte, wo daſſelbe in Münzen des Landes, mit dem Gepräge des eben laufenden Jahres wie des regierenden Herrn verwandelt und in dieſer neuen Geſtalt dem Eigenthümer zurückgeſtellt wurde. An dem ſchon vorher zu Gelde geprägtem Gold oder Silber verlor man dabei nur das Münzerlohn, das jetzt der dortigen Landesregierung zu gute kam, die Zollbedienten aber giengen dieſem kleinen Gewinn mit ſolcher Begierde nach, daß ſie alles Eigenthum der fremden Kaufleute bis ins Kleinſte durchforſchten, um das etwa verborgene Geld zu finden. Es trat hierbei die Liſt der Einheimiſchen mit jener der Fremden in einen Kampf, der ſelbſt von der dortigen Regierung als ein Glücksſpiel betrachtet wurde, wobei der Eine oder der Andre verlieren kann. Denn der fremde Kaufmann, den man auf einem Unterſchleif ertappte, wurde darum, wenn er nur kein falſches Geld mit inländiſchem Gepräge, ſondern

ächte Gold- oder Silbermünzen bei ſich führte, nicht hart angelaſſen, eben ſo wenig als ein Spieler, der den Satz, den er auf ſeine Karte legte, verliert, er mußte aber ſtatt eines Prozentes zwei, oder bei der höchſten Auflage ſtatt fünf zehn bezahlen, während er, wenn ſeine Liſt ihm glückte, ein oder fünf Prozente gewann. Nicht die andren Kleider, wohl aber die Perücken, welche die damaligen Europäer, wenn ſie als Leute von Stande gelten wollten, als Kopfputz trugen, waren vor den Durchforſchungen der Zolldiener ſicher und dieſe Scheu der Mohamedaner vor den chriſtlichen Perücken wurde von den Franken öfters zur Verbergung ihrer Ducaten und Louisdors benutzt. Man durfte ſich indeß bei der großen Achtung, in der die Franken, namentlich während der Regierung des Schach Dſchihangir (Gehan) in Indien ſtunden, noch ſonſt manche Freiheit gegen die Zollbedienten herausnehmen, ohne eine Ahndung befürchten zu müſſen.

Die engliſchen Capitäne hatten ſchon damals vor Andren die Vergünſtigung vom König erhalten, daß ſie, wenn ſie von ihrem Schiff ans Land giengen, nicht durchſucht werden ſollten. Demohngeachtet hatten die Zöllner von Tattah einen ſolchen genöthigt, ſich der ſtrengen Durchſuchung zu unterwerfen, man hatte ihn aber, da er nur wenig Geld für kleine Ausgaben in der Stadt bei ſich trug, ungeſäumt wieder entlaſſen. Der Engländer jedoch, der dieſe Verletzung des königlichen Verſprechens als eine Beleidigung der Ehre ſeiner Nation betrachtete, beſchloß, ſtatt ſich höheren Ortes zu beklagen, den erlittenen Schimpf nur durch einen andren Schimpf, unmittelbar an den Mauthleuen zu rächen. Er ließ ſich auf ſeinem Schiff ein Spanferkel braten und daſſelbe mit ſeiner fetten Sauce in eine

porzellanene Schüſſel legen, welche ſammt ihrem Inhalte ſorgfältig in eine Serviette verhüllt war. Er ſteigt ans Land, ein Sklave trägt die Schüſſel hinter ihm her. Da er ans Stadtthor kommt, zu der Zollbude, darinnen der Münzmeiſter und Zollamtscapitän auf dem Divan ſaßen, heißen dieſe beiden ihn Halt machen und mit dem Sklaven in die Bude hereintreten, damit man den Inhalt der Schüſſel unterſuchen könne. Er verſichert, die Schüſſel enthalte nichts Mauthbares, denn Eßwaaren ſeyen von Abgaben frei. Man läßt dieſe Ausrede nicht gelten und je heftiger der Engländer darauf dringt, daß man mit ſeiner von Abgaben freien Waare ihn ungehindert verbeilaſſen möge, je mehr er ſchreit, das was unter der Decke ſey, das dürften ſie ein vor allemal nicht anrühren, deſto eifriger beſtehen die andren darauf, den Inhalt der Schüſſel, in welchem ſie nach ſolcher angelegentlichen Abwehr des Franken etwas Beſonders vermuthen, zu durchforſchen. Endlich tritt der Engländer mit der Schüſſel, die er dem Sklaven abnahm, in die Zollbude hinein. Die Mauthner, zornig über den langen Widerſtand, verweiſen mit lautem Geſchrei auf ihr Recht, von den Waaren Zoll zu nehmen; er mit eben ſo lautem Geſchrei auf das Recht die Eßwaaren frei in die Stadt zu bringen. Der Streit wird heftig, der Engländer wirft ihnen endlich die Schüſſel nach abgehobener Decke auf den Boden hin, ſo daß die Brühe mit ihrem Fette auf den Teppich, den Divan und das Gewand der beiden Oberzöllner herausſpritzt. Vergeblich war ihr Aerger; der Franke hatte ſie davor gewarnt, ihre Finger nach ſeiner Waare auszuſtrecken, und den Engländern, das wußten ſie, mußte Vieles nachgeſehen werden. Da ihnen, als Mohamedanern, Alles was vom Schweine kommt, eine Verunreinigung und ein Gräuel iſt, mußten ſie die Gewänder, Teppiche und

Decken des Divan als für immer verunreinigt, von ſich werfen ja ſelbſt die Bude mußte erneut werden.

Unſer Reiſender, da ihn ſein Handelsgeſchäft diesmal zunächſt nach dem Hofſtaat des Großmoguls, nach Agra führte, ſchiffte ſich, wie er dies ſchon auf ſeinen früheren Reiſen nach Indien gethan, in der Bai von Cambay aus und trat dann den Landweg über Ahmedabad nach Agra an.

Als er auf einer ſeiner erſten Reiſen, im J. 1642, in Ahmedabad war, trug ſich dort ein eigenthümlicher Rechtshandel zu, der von zwei Elternpaaren um ein Kind geführt wurde, das jedes von beiden als ſein eignes behalten und erziehen wollte. Das dortige Landvolk, Männer wie Frauen pflegen über den Fluß, der nahe bei der Stadt ſeinen Lauf hat, und über welchen damals nur durch einige Fahrzeuge, nirgends aber durch eine Brücke der Uebergang möglich war, ſo hinüber zu ſetzen, daß ſie einem mit Luft gefüllten Schlauch ſich vor die Bruſt binden und dann mit Händen und Füßen ſich fortrudern. Wenn ſie ein Kind bei ſich haben, dann wird dieſes in einen nach unten weiteren nach oben etwas enger zulaufenden Topf geſetzt, deſſen Mündung etwa eine Querhand hoch über das Waſſer herausragt und die Eltern ſchieben dieſes irdene Fahrzeug mit den Händen vor ſich her. Ein Bauer und ſein Weib ſchwammen eines Tages auch, in der eben beſchriebenen Weiſe über den Fluß, ihr zweijähriges Kind ſaß in einem Topfe, aus dem es nur mit dem halben Kopfe herausragte und den der Vater im Schwimmen mit ſich fortbewegte. Der vom Regen angelaufene Strom hatte in ſeiner Mitte eine Sandbank angeſetzt, die ſich um einen großen, von der Fluth entwurzelten Baum gebildet hatte, an dieſe trieb der Bauer, um ein wenig auszuruhen, den Topf mit dem Kinde hinan. Indem er jedoch dem untern Ende des Baumes

ſich nahte, ſprang aus den über das Waſſer hervorragenden Wurzeln eine große, giftige Brillenſchlange hervor und zu dem Kind in den Topf hinein. Im erſten Schrecken hatte der Vater ſeine Hand vom Topf zurückgezogen, die Fluth ergriff dieſen und trieb ihn ſtromabwärts; die Eltern halb ohnmächtig vor Angſt und Schmerz ſahen wehklagend dem Kinde nach, das ſchon durch die Schlange eine ſichere Beute des Todes ſchien. Da geſchahe es, daß ein Baniane und ſein Weib, zwei Meilen unterhalb des Ortes, wo die Sandbank war, ſo eben in dem Fluße die Ceremonie der Abwaſchung vor der Mahlzeit verrichteten, ſie ſehen den Topf mit dem halb hervorragenden Kopfe des Kindes in ihre Nähe kommen, der Baniane ſpringt hinzu und zieht das irdene Fahrzeug ans Land. Sein Weib mit ihrem Kinde, das neugierig ihr gefolgt war, tritt hinzu und will den kleinen Fremdling aus dem Topf hervorziehen, da ſpringt aus dieſem die Schlange heraus, windet ſich um ihr eignes Kind und verſetzt dieſem einen ſo gefährlichen Biß, daß es nach wenig Augenblicken ſtirbt. Das fremde Knäblein indeß war ganz unverletzt geblieben; die Eltern des verſtorbenen, nachdem der erſte Schmerz vorüber iſt, ſehen darin eine wunderbare Fügung Gottes, der ihnen ſtatt des verlornen ein anderes Kind ſchenken wollte; ſie nehmen den Kleinen in ihre elterliche Obhut und Pflege. Nach einiger Zeit erfährt aber auch der eigentliche Vater, was mit ſeinem Söhnchen ſich zugetragen habe, er kommt zu der Hütte des Banianen und will ſein Kind mit ſich nehmen. Die Pflegeeltern wollen dies ſchlechterdings nicht zugeben, denn, ſo ſagen ſie, das Kind ſey ihnen von Gott wunderbar zugeführt worden; es gehöre ihnen nach göttlichem Rechte an, um ſo mehr da die Rettung deſſelben den Tod ihres eignen Kindes nach ſich gezogen habe. Es entſpann ſich

zwiſchen den beiden Eltern ein Rechtshandel, der endlich bis zu dem Thron des Königes kam, welcher den Ausſpruch that, daß man den Knaben ſeinen rechtmäßigen Eltern zuſtellen ſolle.

Indien und ſeine Bewohner ſind, ſeitdem England über ſie ſeine Herrſchaft ausgebreitet hat, uns Europäern ſo bekannt geworden, als irgend eines unſrer nachbarlichen Länder und Völker. Wir heben deshalb aus Taverniers indianiſcher Reiſebeſchreibung nur das hervor, was die mächtige Verſchiedenheit des älteren, unter ſeinen einheimiſchen mohamedaniſchen und heidniſchen Herrſchern, und des jetzigen unter dem Schirm einer geſetzmäßig regierenden, chriſtlichen Macht ſtehenden Indiens in etwas anſchaulich machen kann. Zugleich giebt uns auch ein Vergleich der damaligen Reichthümer des Großmoguls mit der Armuth des jetzigen ein merkwürdiges Beiſpiel von der Unbeſtändigkeit ſelbſt einer ſolchen Herrlichkeit der Erde, welche ihren gewaltthätigen Fuß, wie es ſchien, für immer feſt, auf das Haupt und den Nacken ſo vieler Völker geſetzt hatte.

Tamerlan, der Erſchütterer der morgenländiſchen Throne, der mächtig große, gekrönte Raubmörder, nachdem er als Andenken an ſeine Kriegszüge in allen Ländern, durch welche er dieſe führte, Brandſtätten und Trümmer der vormals mächtigen Städte und modernde Gebeine ihrer friedlichen Bewohner hinterlaſſen, hat ſein Grabmahl zu Samarkand im Lande der Usbekiſchen Tataren, wo er im J. 1404 ſtarb. Unter einigen ſeiner beſſeren Nachfolger erblühte dort eine höhere wiſſenſchaftliche Bildung und mit ihr zugleich ein friedlicher Wohlſtand des Landes. In einem aber aus ſeinen Nachkommen, in Sultan Babur lebte der kriegeriſche Geiſt des furchtbaren Ahnherrn von neuem auf; wie dieſer wollte er fremde Fürſtenthrone ſtürzen, um auf ihren Trümmern

den eignen zu errichten. Er wendete ſeine Eroberungszüge, angelockt durch die Schätze dieſer reichſten Länder der Erde, nach Indien, und nachdem er den Thron der früher denn er hier eingedrungenen Mongolen geſtürzt hatte, unterwarf er ſich alle die einzelnen Reiche, aus denen er den neuen Staat der Großmogule bildete, in deren Reihe er der erſte war. Er ſtarb im J. 1530 und nach ihm beſaß 22 Jahre lang (bis 1552) ſein Sohn Humajum, der Glückliche genannt, den Thron des neuen Reiches.

Dieſes wuchs und erſtarkte an innrer Feſtigkeit und an Wohlſtand unter der ruhmwürdigen, weiſen Regierung Akbars des Großen, Humajums Sohne, welche zum Glück des Landes und ſeiner Bewohner eine ſehr langdauernde (43 jährige) war, denn der große Akbar lebte bis 1605. Sein mächtiger Geiſt wußte all die Völker, die ſeinem Scepter unterworfen waren, ſeit vielen Jahrhunderten getrennt durch die Verſchiedenheit ihrer Religionen, ihrer Verfaſſungen und Sitten, zu einem wohlgeordneten Ganzen zu vereinen, welches gleich einem Koloß aus Felſen gehauen, dazu gemacht ſchien, allen künftigen Stürmen, allen Anläufen der Feinde von außen Trotz zu bieten. Noch jetzt zeugen die Kunſtſtraßen, welche Akbar über das Hochgebirge bis nach Kaſchmir aushauen und bahnen laſſen, zeugen die feſten Thürme und Burgen von der Neues begründenden, allbeſiegenden Kraft dieſes Mannes, der von allen Herrſchern der aſiatiſchen Reiche gefürchtet und geehrt, von den vielen Millionen ſeiner Völker als ein Fürſt geliebt und geachtet war, welcher das Recht zwar mit Strenge übte, neben dieſem Recht aber auch eine wohlwollend väterliche Milde walten ließ, das Talent zu erkennen und zu ehren wußte, Wiſſenſchaften und Künſte begünſtigte und den Wohlſtand wie das Glück ſeiner Länder zu fördern ſuchte.

Nach Akbars des Großen Tode regierte in hohem äußren Glanze und in ungeſtörtem Beſitz der Macht ſein Sohn Selim, mit dem Beinamen Schah Dſchihanguir, „Kaiſer und Eroberer der Welt" bis 1627. Der zweite Sohn von dieſem Churremſchah, der den beſcheidenen Titel Dſchah Schihan, „König der Welt" annahm, hatte ſeine mit dem Blute des blinden Bruders befleckte Hand gewaltſam nach dem Throne ausgeſtreckt, indem er ſeinen Neffen, den Sohn des älteren Bruders, dem der Thron gebührt hätte, von dieſem verdrängte und zur Flucht in ein fremdes Land nöthigte. Seine mehr denn 30jährige überaus milde, friedliche Regierung ließ jedoch ſeine Unterthanen dieſes Vergehen ihres Fürſten vergeſſen, um ſo leichter, da man die Schuld mehr ſeinem ehrgeizigen Schwiegervater Aſuf Chan, dem unwürdigen Günſtling und Vertrauten des Dſchihanguir zuſchrieb, als dem König Dſchah Schihan ſelber. Tavernier kam auf ſeinen erſten Reiſen nach Indien an den Hof dieſes für die Fremden wie für ſeine Unterthanen leicht zugänglichen, herablaſſend freundlichen Herrn, und ging immer befriedigt aus ſeiner Nähe hinweg. Doch war derſelbe in andrer Hinſicht keinem Akbar dem Großen zu vergleichen, denn er ließ manche Ungerechtigkeiten geſchehen, manche Verbrechen ſeiner Großen ungeahndet, wenn die Schuldigen durch große Geſchenke ſeine Günſtlinge und Rathgeber beſtochen, vor allem auch die Fürſprache ſeiner Lieblingstochter Begume erkauft hatten, welche gleich einer Königin im Lande waltete. Ueberdieß ſagte man auch dem gegen Andre, noch mehr aber gegen ſich ſelber nachgiebig ſchwachen Fürſten Dinge nach, welche ſelbſt die der Sinnenluſt günſtigen Gebote des Islam als ſchandbar bezeichnen.

Dieſer Dſchah Schihan, mit deſſen Geſchichte Tavernier, vielleicht unter allen europäiſchen Zeitgenoſſen am meiſten ver-

traut war, hatte namentlich gegen ſeine Kinder eine verzärtelnde Nachſicht geübt, welche, abgeſehen von dem geheimnißvoll zweideutigen Verhältniß zu der Tochter Begume, nur bei dem erſtgebornen der Prinzen, bei Daracha eine Gegenliebe erzeugt hatte, die dem Vater treu blieb bis zum Tode; eine Geſinnung die ſich auch auf Darachas Sohn, den heldenmüthigen Jüngling Schekur in ſo reichem Maaße vererbt hatte, daß dieſer ſchon frühe des großen Ahnherrn Akbars würdig erſchien. Aus den andren Söhnen aber, unter ihnen am meiſten aus dem talentvollen, von Gemüth aber bösartigen Orengſib (Aureng = Zeb) hatte ſich die ſchwache Nachſicht des Vaters Geiſſeln erzogen, die ſeinem zunehmenden Alter große Schmerzen brachten. Jeder von ihnen wollte den Brüdern mit dem Leben zugleich die Anſprüche auf den väterlichen Thron rauben, dem hinterliſtig tückiſchen Orengſib gelang dieſer Anſchlag am beſten; er ward der Mörder ſeiner Brüder und Brudersſöhne und ließ den alten Vater langſam, im Gefängniß dahin ſchmachten. Seine Regierung, obgleich er nach Antritt derſelben, um die Blutſchulden zu büßen, wie ein Klausner faſt nur von Pflanzenkoſt und Waſſer ſich nährte, ließ in ihm mehr die innre Verwandtſchaft mit Tamerlan als mit Akbar erkennen, auch Tavernier hatte von der mißtrauiſch übelwollenden Stimmung des Orengſib, gegen Alle die mit ihm in Verkehr traten, Einiges zu leiden, obgleich der König dadurch, daß er ihm alle ſeine Koſtbarkeiten und Schätze zeigen ließ, ihm ein Vertrauen bewies, das vorher wie nachher noch kaum einem andren Europäer erwieſen worden war: ein Vertrauen das übrigens weniger der Perſon als der großen Einſicht unſers Reiſenden in der Schätzungskunde der Edelſteine galt. Nicht übertrieben iſt was Tavernier über die damalige Macht des Großmoguls ausſagt, daß dieſer

der vielvermögendſte, reicheſte Monarch in Aſien war, welcher als unumſchränkter Herr über ein weit ausgedehntes Ländergebiet waltete, das eines der fruchtbarſten, an Menge der Bewohner wie an allen Schätzen und Koſtbarkeiten des Landes und Meeres reich begabteſten der ganzen Erde iſt.

Der Macht und Herrlichkeit eines ſolchen Fürſten entſprechend war auch in damaliger Zeit die gewöhnliche Reſidenzſtadt des Großmoguls, das noch jetzt in ſeinen Ueberreſten bewunderswerthe Delhi. In ihrer blühendſten Zeit und weiteſten Ausdehnung mag dieſe Stadt eine der größeſten der Erde geweſen ſeyn, welche gegen 2 Millionen Einwohner enthielt und alle Sinnengenüſſe und Reichthümer der Erde in ſich verſammelt zu haben ſchien. Aber höher denn Alles, was Delhi, ja was Indien und was alle Fürſtenhöfe der damaligen Erde an geldwerthen Koſtbarkeiten beſaßen, ſtund Das, was in dem, einer kleinen Stadt gleichenden Pallaſt des Großmoguls zuſammengehäuft war. Im Inneren dieſes Pallaſtes fanden ſich, als Tavernier hier war, ſieben Throne, deren keinem, was die Verſchwendung des Goldes, der Edelſteine und der Perlen betrifft, irgend ein Kunſtwerk dieſer Art in einem europäiſch-chriſtlichen Fürſtenpallaſte gleich kam. An dem größeſten dieſer Throne wurde der Thronhimmel, der dicht von Perlen und Diamanten ausgelegt war, von 12 Säulen getragen, welche ganz wie aus köſtbaren Perlen zuſammengeſetzt ſchienen; auf ihm ſtund ein künſtlicher Pfau, deſſen radförmig ausgebreiteter Schwanz aus Sapphiren und andren funkelnden Edelſteinen zuſammengeſetzt war, deſſen Bruſt ein Rubin und eine Perle von ungewöhnlicher Größe bildeten, und zu deſſen Seiten zwei Blumenſträuße aus Gold und Edelſteinen prangten. Der Thron, auf deſſen goldnem Grund gleich Sternen des Himmels Hunderte der auserleſenſten Edelſteine, namentlich der

Rubine, Spinelle und Smaragde hervorleuchteten, mit ſeinen 12 Säulen und ſeinem Thronhimmel, hatte den Herrſchern, deren allmählig entſtehendes Werk er geweſen, wie die Rechnungen auswieſen, eine Summe gekoſtet, welche 60½ Millionen Franken gleich kam, und der ſachverſtändige Tavernier fand dieſe Schätzung ſehr gemäßigt. Außer dieſen der allgemeinen Schau der Großen des Reiches und Aller, welche dem Großmogul bei feſtlicher Gelegenheit ſich nahten, preisgegebenen Koſtbarkeiten widerfuhr unſrem Reiſenden noch die beſondre Gnade, daß er auch die eigentliche Schatzkammer des Großmoguls, mit all dem Raubgut, das ſeine Vorfahren den beſiegten Fürſten und Herren abgenommen, mit Augen ſehen, in ſeinen Händen wägen durfte. Als er dies bei einer feſtlichen Gelegenheit im J. 1665 that, wobei zugleich die Blüthe des ganzen Heeres und der Fürſten des Reiches in Delhi verſammelt war, da mußte ihm freilich der Ausſpruch, den er bei mancher Gelegenheit gethan, daß der Großmogul der reichſte, der mächtigſte Herrſcher der Erde ſey, als eine unbeſtreitbare Wahrheit erſcheinen.

Und was iſt in unſern Tagen aus dieſem mächtigſten Herrſcher der Erde geworden? Vernehmen wir darüber den treuen Bericht eines der neueſten Reiſenden, Leopold von Orlichs; einen Bericht der uns zugleich noch einen Abglanz der alten Herrlichkeit jener Tage wie einen letzten Schimmer der vergehenden Abendröthe, durch die treffliche Beſchreibung der als großartige Ruine daſtehenden Bauwerke eines Akbar und Dſchihanguirs vor Augen ſtellt.

Das jetzige Delhi, obgleich nur ein armer Schatten der vormaligen Größe, nimmt noch immer einen Flächenraum von 7 engliſchen Quadratmeilen ein, während ſich die Ruinen der vormaligen alten Stadt über einen Raum von

20 Quadratmeilen ausbreiten. Unter dieſen Trümmern mögen manche, von mehr als tauſendjährigem Alter, noch zu Bauwerken gehört haben, welche der alten indiſchen Hauptſtadt Indopraſta zugehörten, andre, deren eine größere Zahl iſt, ſind aber aus jener ſchon ſpäteren Zeit, da Delhi unter mohamedaniſcher Herrſchaft ſtehend den Neid der Welt und nach des Reiſenden Ibn Batutas Zeugniß die größeſte, ſtärkſte, prachtvollſte und ſchönſte Stadt nicht nur Hindoſtans war, ſondern aller islamitiſchen Reiche des Morgenlandes. Hin und wieder mögen noch Reſte zu ſehen ſeyn von den hohen, 11 Ellen dicken Mauern, welche die eigentlich aus vier Städten zu einer vereinte Stadt umgaben oder jener Kornmagazine, darinnen man mehrere Getreidearten, namentlich Reis, 90 Jahre lang aufbewahren konnte, während die Bauſteine des uralten Buddhatempels, der in eine unvergleichbar prachtvolle Moſchee, neben welcher ein mächtig hoher Thurm ſtund, verwandelt wurde, in andre, ſpätere Gebäude übergegangen ſind. Als der Tyrann Mahmud Togluck, der Beſieger der älteren mohamedaniſchen Dynaſtie, der Begründer der Affghanenherrſchaft in Indien, (um 1336) all dieſe Wunder der bauenden Menſchenhand zerſtörte, da konnte er dennoch weder den vor der Stadt gelegnen kunſtreich ausgemauerten Teich, der eine Stunde lang, eine halbe Stunde breit, die Zuflüſſe des Regenwaſſers aufnahm, noch durfte und wollte er auch den noch jetzt bei Delhi ſich erhebenden, aus weiter Ferne ſichtbaren Thurm, den Cutab Minar vernichten, weil dieſer als Denkzeichen des Triumphes des Islam über die alte Religion des Landes von dem Stammherrn der Ghuriden, dem Zertrümmerer des alten Brahmanenthrones in Delhi (im J. 1193) errichtet worden iſt. Dieſes älteſte mohamedaniſche Bauwerk, aus feſtem, rothen Sandſtein zierlich ge-

bildet, ſtellt eine an ihrer Baſis 62 Fuß dicke, 265 Fuß hohe Säule dar. Man ſteigt in ihrem Innern auf einer Wendeltreppe von 383 Stufen zu einer eiſernen Gallerie hinan, über welche ſich als Gipfel des Ganzen ein kleiner, von 8 Säulen getragener Dom emporwölbt. Als auf dieſer Gallerie ſtehend Leopold von Orlich die unvergleichbar hehre Ausſicht über die vom Dſchamna durchſtrömte fruchtbare Landſchaft, über die Ruinen des alten und die Häuſermaſſen des neuen, jetzigen Delhi genoß, da unterbrach der Hindu, der ihn hinaufgeführt hatte, das ernſte Schweigen mit den Worten: „Sahib (Herr) hier iſt Nichts von Beſtand geweſen; viel Jammer und wenig Freude.“

Aber auch das jetzige Delhi, das noch immer 200000 Einwohner zählen mag, enthält des Sehenswerthen Vieles. Eine 40 Schritte breite, vom Pallaſt des Großmoguls ausgehende Straße durchſchneidet die Stadt in gerader Richtung von Oſt nach Weſt; in der Mitte dieſer Straße findet ſich ein gemauerter Kanal, zu beiden Seiten ſind die reich beſetzten Bazars, in denen noch fortwährend ein reges Gedränge des Volkes herrſcht, obgleich die Zahl dieſes Volkes ſeit Kaiſer Aurengzebs (Orengſibs) Zeiten ſich bis auf den achten Theil vermindert hat. Das herrlichſte, wundervoll prächtigſte Gebäude des jetzigen Delhi iſt die Dſchamamoſchee, welche Dſchah Dſchihan (Schach Jehan) von 1631 bis 1637 erbauen ließ. Sie ruhet, mit ihren Höfen und Minares auf einem 30 Fuß hohen, regelmäßig viereckigen Fundament, davon jede Seite 450 Fuß miſſet; das Gebäude iſt aus weißem Marmor errichtet, in welchem moſaikartig, rother Sandſtein eingelegt iſt. In ſeinem Aeußern wie in ſeinem Innern hat ſich der arabiſch-byzantiniſche Styl zur höchſten Vollkommenheit erhoben.

Außer den todten, ſteinernen Ueberreſten ſeiner vor-

maligen Macht und Größe (ſo berichtet L. v. Orlich weiter), umfaßt Delhi innerhalb ſeiner Mauern auch einen armſeligen, lebenden Ueberreſt ſeiner längſt vergangenen Herrſcherwürde über Länder und Völker: dies iſt der kleine Fürſt, der ſeiner Abſtammung nach noch immer den Namen des Großmoguls führt. In der Reihenfolge der Herrſcher aus Timurs Stamme war der zu Anfang des jetzigen Jahrzehends (1842) regierende, ſogenannte König der 20te. Die Macht der Großmogule hatte ſchon bei Orengſibs Tode (im J. 1707) an Bedeutung ſehr abgenommen, 30 Jahre ſpäter traf dieſe Dynaſtie ſo wie das ganze Land, vor Allem die Stadt Delhi ſelber, unter Schah Nadirs grauſam verwüſtender, mordender Hand ein ſchweres Unglück, von deſſen Folgen ſie niemals ſeitdem ſich erholen konnte. Als die Engländer den Vater des vorhin erwähnten Schattenköniges im J. 1803 aus der Gewalt der Mahratten befreiten, gehörte demſelben von dem ganzen ungeheurem Reiche ſeiner Vorfahren nichts mehr als der Pallaſt, und die kleinen, dieſen umgebenden Ländereien, nebſt einer jährlichen Abfindungsſumme von 200,000 Rupien. Die engliſche Regierung erklärte, daß, obgleich ſie keine Verbindlichkeit gegen ſeine Majeſtät habe, ſie den König dennoch nicht nur im Beſitz ſeines Pallaſtes und ſeiner Familiengüter laſſen, ſondern ihm noch eine jährliche Penſion von 1,200,000 Rupien zuſichern wolle. Die Reſidenz des Großmoguls, ſein ihm eigen gehöriges Königreich, das jetzt nur noch in einem kleinen Theilchen der vormaligen Hauptſtadt ſeines Landes beſteht, liegt auf den niedern Quarzklippen des rechten Dſchamnaufers. Der unregelmäßig viereckige Raum, auf welchem der Pallaſt des Fürſten, ſammt den zu ihm gehörigen Höfen, Gärten und Nebengebäuden ſtehet, wird von einer 40 Fuß hohen, mit Bollwerken verſehenen Mauer

entſchloſſen; der geſammte Umfang beträgt 4000 Schritte. Es iſt in unſeren Tagen für reiſende Europäer nicht mehr ſo ſchwer wie zu Taverniers Zeiten das Innre des Pallaſtes zu ſehen. Das Audienzgebäude aus weißem Marmor, darin der vorhin beſchriebene goldne Thron mit ſeinen perlenreichen Säulen, ſeinem von Edelſteinen funkelnden Thronhimmel und künſtlichem Pfau ſtund, iſt allerdings noch vorhanden, aber an der Stelle des berühmten Pfauenthrones ſteht ein moderner Seſſel auf hohem Fundament, der mit dünnen Goldplatten beſchlagen und mit werthloſen Steinen und Perlen beſetzt iſt; ein Himmel, deſſen Sammtdecke von 12 verſilberten Säulen getragen wird, wölbt ſich über den Seſſel und wie ein Spott auf dieſe Armuth ſtehet noch zur Seite des ſeynſollenden Thrones die alte arabiſche Inſchrift: „Wenn je das Paradies auf Erden, ſo iſt es hier, ſo iſt es hier, ſo iſt es hier.“

Der Großmogul, der bei H. von Orlichs Hierſeyn dem Namen nach regierte, war nahe an 70 Jahre alt; er hatte durch ſein ausſchweifendes Leben, ſo wie durch ſein zänkiſches Weſen die Liebe und Achtung der Bewohner von Delhi, ſo wie der mohamedaniſchen Fürſten der Umgegend, welche ſein Vater genoß, großentheils verſcherzt. Dennoch zieht noch immer der fortbeſtehende Name und Schein der alten Würde eines über ganz Indien erhabenen Fürſtenthrones, zu gewiſſen Zeiten die fürſtlichen Nachkommen der vormaligen Vaſallen dieſes Thrones nach Delhi zum Throne des Kaiſers und Herrſchers der Welt, und da man, wie oben erwähnt, niemals ohne ein Geſchenk vor dem Großmogul erſcheinen darf, bringen dieſe Leute zwar nicht mehr ſolche hohe Gaben, wie zu Dſchah Schihans oder zu Orengſibs Zeiten, dennoch aber Geld und Geldeswerth, das eine nicht unbedeutende Nebeneinnahme des verarmten Kaiſers bildet.

Aber auch jeder reiſende Europäer kann die Ehre haben, bei dem Großmogul zuzuſprechen, wenn er ſich bei dem Hausminiſter deſſelben meldet und als feſtgeſetzte Taxe für das Geſchenk an den Kaiſer etliche und ſiebenzig Gulden bezahlt. Dafür erhält er dann auch bei der Audienz einen Säbel, der nicht zu gebrauchen, ein Ehrenkleid, das nicht zu tragen iſt, vor allem aber einen auf eine Art von Diplom geſchriebenen, überaus vornehm lautenden Titel. So machten vor etlichen Jahren zwei Engländer, der eine ein Rechtsgelehrter, der andre ein Offizier der Armee ihre Aufwartung bei dem Großmogul und es empfieng der Rechtsgelehrte den Titel: „großer Kriegsdrache", der Offizier den Titel: „Sonne der Gerechtigkeit".

Nicht einmal in den Ringmauern ſeines Pallaſtes hat der Großmogul eine unumſchränkte Ausübung ſeiner despotiſchen Gewalt. Er ſtehet ſo ganz unter engliſcher Gerichtsbarkeit, daß, als er vor einigen Jahren über einen ſeiner Diener aus Eiferſucht eine grauſame Todesſtrafe verhängen wollte, man von Seite der brittiſchen Regierung ihm erklärte, daß er, da auch ſeine Diener ſo wie er ſelber unter dem Schutz der engliſchen Geſetze ſtünden, ſeine Leute nicht ohne Urtheil und Recht zum Tode verdammen, ſondern höchſtens ihren Ungehorſam mit Stockſchlägen züchtigen dürfe.

Einen ähnlichen Eindruck als Delhi macht in unſren Tagen die Betrachtung von Agra, der vormaligen zweiten Reſidenzſtadt der Großmogule, auf den Reiſenden, wenn er den jetzigen Zuſtand dieſer Stadt mit dem vormaligen vergleicht, den uns noch Tavernier beſchreibt. Dieſe Stadt zählt übrigens noch jetzt über 65000 Einwohner außer dem Militär, das, ohne die zahlreiche Dienerſchaft, aus 10000 Mann beſteht. Die vorherrſchende Volksmaſſe von Agra bilden die genügſamen, harmloſen Hindus, die ſich weniger

mit Handel als mit allerhand Arbeiten beſchäftigen, bei denen ſie zum Theil ein bewundernswerthes künſtleriſches Geſchick entwickeln. Wenn auch Agra, wie dies ſchon Tavernier erwähnt, in der Zeit darinnen die heißen Winde herrſchen (vom April bis Ende Juni) für den Europäer keinen angenehmen Aufenthalt gewährt, ſo wird es doch, wenn nach der Zeit des Sonnenſtillſtandes der Regen das Erdreich erfriſcht und die Lüfte gekühlt hat, vornämlich aber im October in einen wahrhaften Luſtgarten verwandelt, in welchem die ganze Fülle der indiſchen Pflanzenwelt mit ihren duftenden Blüthen und Früchten ſich entfaltet. In dieſer Zeit kann man die Vorliebe Akbars des Großen und ſeines Enkels Dſchah Schihan für Agra ſehr begreiflich finden und mehr als durch alle die Beſchreibungen, welche uns Tavernier und andre Reiſenden des 17ten ſo wie des angehenden 18ten Jahrhunderts von der Pracht und Herrlichkeit dieſer indiſchen Kaiſer geben, wird ein jetzt lebendes Geſchlecht durch den Anblick der Werke, zunächſt freilich nur der Baukunſt, im Geiſt in jene Zeiten zurückverſetzt, da hier an dieſer Stätte vielleicht zum letzten Male der ſeinem Verlöſchen nahe Glanz eines ſelbſtſtändigen aſiatiſchen Herrſcherreiches aufflammte.

Unweit der Stadt findet ſich eines der ſchönſten Bauwerke Indiens: jenes Grabmonument, welches Schah Schihan ſeiner geliebten, bei ihrer erſten Niederkunſt verſtorbenen Gemahlin Muntaz Mahab zu Ehren erbauen ließ. Das Baumaterial des Mauſoleums iſt ein blendend weißer Marmor von außerordentlichem Glanze; das Innere deſſelben iſt von Moſaikarbeiten überdeckt, welche aus edlen Geſteinen, vornämlich aus Laſurſtein, Carneol, blutrothem Jaspis, Heliotrop, Sardonix, Chalcedon und noch 6 andern bunten Steinarten von hohem Werthe gebildet ſind. In einer der ſchönſten Blumenzierathen zählt man allein 72 dergleichen

Steine, und als vor einiger Zeit eine frevelnde Hand aus einer der Moſaiken, zur linken Seite des Einganges die koſtbarſten Steine ausgebrochen und entwendet hatte, da betrugen allein die Koſten der Ausbeſſerung, welche das engliſche Gouvernement aus ſeinen Mitteln darreichte, 3000 Rupien. Seitdem ſind Wächter und Aufſeher für das Gebäude wie für die dasſelbe umgebenden Gärten angeſtellt, deren Beſuch für die in Agra wohnenden Engländer und Einheimiſchen zu den gewöhnlichſten Vergnügungen gehört. Aber dieſer Taſch Mahal oder Diamant des Serail's, wie das Grabmal von den Indiern genannt wird, iſt noch nicht das für den Reiſenden anziehendſte Denkmal aus alter Zeit, welches in der Nähe von Agra gefunden wird. Hier lebt Akbars des Großen Geiſt und geläuterter Kunſtſinn noch in Bauwerken fort, welche in ihrer Art und auf ihrer Stufe eben ſo bewundernswerth ſind als die Kaiſerpalläſte und das Coloſſeum oder Trajans Denkmal im alten Rom. Schon die Veſte Akberabad, das Fort von Agra, erſcheint für ſeine Zeit als ein Meiſterſtück der zweckmäßigen Anlage und großartigſten Ausführung. Keine Schilderung der Zeitgenoſſen ſo wie der noch lebenden Geſchichtsforſcher kann jedoch ein ſo treues Bild von Akbars hochſtrebender Kraft und glänzender Hofhaltung, ſo wie von den Einrichtungen ſeines Hausweſens und Familienlebens geben als die Betrachtung von Fattehpur, der außerhalb der Stadt gelegenen gewöhnlichen Reſidenz des Kaiſers, in deren Umfang die Kaiſerpalläſte des alten Roms wohl zweimal Raum finden würden. Seitdem die Mahratten — denn dieſen ſchreibt man es zu — dieſe herrlichen Bauwerke zerſtörten, ſind dieſelben nicht mehr zu Wohnungen der Menſchen benutzbar; ſie ſind zu einer Stadt der Trümmer geworden, deren aus rothem Sandſtein und Granit erbauter

Wall, welcher in einem Umfang von fünf engliſchen Meilen die Reſidenz umſchloß; ſelbſt die Thiere der Wüſte vom Hereindringen nicht mehr abhalten kann. Ein Theil der Paläſte, weithin in der Ebene ſichtbar, ſtund auf einem 150 Fuß hohen Felsrücken, die übrigen lagen unten in der Ebene.

Die an der Oſtſeite gelegenen Gebäude haben durch die Hand der Barbaren am meiſten gelitten; ſelbſt das koloſſale Thor mit großen, runden Bollwerkthürmen, das hier am Eingang ſtand, iſt ſeiner Zierathen beraubt, nur nach der weſtlichen Seite hin hat ſich der alte Zuſtand der Dinge beſſer erhalten. Aus den Wohnungen für die Garden kommt man durch die Palläſte der Miniſter, dann durch die der Prinzen des Hauſes in jene des Kaiſers mit ihren drei Audienzhöfen, darinnen Springbrunnen, Becken voll Waſſer und kleine Gartenanlagen Kühlung und Schatten gewährten. Am wenigſten zerſtört ſind die Palläſte der drei Frauen Akbars: einer Römerin, einer Türkin und der geliebteſten von Allen, einer Hindu, welche ihm den erſten Sohn gebar. Außerhalb der Reihe der eigentlichen Palläſte, in deren einem namentlich der Conferenzſaal an Pracht und Größe eines ſolchen Kaiſers würdig war, liegt die Moſchee und im Süden der Gebäude waren die Ställe angebracht, von denen der eine, der für Pferde beſtimmt war, nur 400 dieſer Thiere umfaßte, während der andere, von ungleich rieſenhafterem Umfang 1000 Elephanten enthielt. Denn für dieſe hatte Akbar eine ſolche Vorliebe, daß er in ſeinen verſchiedenen Marſtällen 6000 derſelben unterhielt. Eine Zahl, welche jetzt, wenn ſie zugleich aus ſolchen auserwählt großen und ſchönen Thieren beſtehen ſollte, wie man an damaligen Fürſtenhöfen ſie ſah, ſchwer in Indien aufzutreiben ſein würde.

Eben ſo, wie Agra ſelber und ſeine Umgegend die Wohnungen und Luſtorte Akbars des Großen während

ſeines Lebens aufzeigen kann, ſo findet ſich auch in der Nähe dieſes Lieblingsaufenthaltes des mächtigen Kaiſers, die prachtvolle Begräbnißſtätte, die er für ſich und die Seinen erbauen ließ. Secandra, Akbars Grabmal von herrlichen Gartenanlagen umgeben, liegt gegen 4 Stunden Weges von Agra entfernt, in einem von hohen Mauern umgebenen, regelmäßigen Viereck, davon jede Seite 850 Schritt lang iſt. Das eigentliche Mauſoleum, ein Viereck von 410 Fuß Länge, beſteht aus vier Stockwerken und die Baukunſt hat hier Alles gethan, was ihr möglich war, um durch ihre lieblichen und zierlichen Bildungen dem Gedanken an den Tod und an die Gruft ſeine Schreckniſſe zu nehmen.

Kehren wir aber wieder zu der Reiſe- und zugleich Lebensgeſchichte unſres alten Tavernier zurück. Dieſer zog auch dieſes Mal, wo er, vielleicht ohne es noch zu ahnen, für immer von Indien und von ſeinem lieben Perſien Abſchied nahm, den ihm ſo wohlbekannten Landweg nach Perſien und durch die türkiſchen Länder, dem Seewege um Afrika vor. Nach faſt ſechsjähriger Abweſenheit kehrte er im October 1669 nach Paris zurück.

Eine ſolche Menge von auserwählten Juwelen, namentlich Diamanten, war noch niemals nach Paris gekommen, als die war, welche Tavernier von ſeiner letzten Reiſe mit ſich brachte. Der König ließ den größeſten Theil derſelben um 900,000 Franken für den Kronenſchatz kaufen und erhub den weltberühmten Reiſenden in den Adelſtand. Nachdem Tavernier Allen, die ihm Waaren zum Verkauf mitgegeben, ihren Antheil am Gewinn ausgezahlt hatte, blieb ihm für ſeinen Theil noch immer die baare Summe von 400000 Franken und noch außer dieſem ein bedeutendes Beſitzthum an mancherlei Koſtbarkeiten. Ein ſolches Vermögen und der nun ihm verliehene adelige Rang, ſowie

vielleicht auch jenes Wohlgefallen, das ſeine, an Geiſt und Gemüth übrigens ſehr ausgezeichnete Gemahlin am äußeren Glanze fand, verleiteten den Ritter Tavernier, der nun auch durch den Ankauf eines alten baufälligen Schloſſes und einer kleinen Herrſchaft in der Nähe von Genf Baron von Aubonne geworden war, zu einer Aenderung ſeiner Lebensweiſe, durch deren Folgen die Ruhe ſeiner letzten Lebensjahre geſtört, ſein ſo mühſam erworbener Wohlſtand zuletzt ganz vernichtet wurde. Wir beſchreiben auch dieſen lehrreichen, obgleich unerfreulichen Ausgang der vorher ſo glücklichen Wanderſchaften unſres Reiſenden mit einigen wenigen Zügen.

### 17) Tavernier, als Baron von Aubonne und als Tabuletkrämer.

Ein Mann, welcher ſeit vierzig Jahren abwechslend im Glanz und in den Genüſſen der reichſten Fürſtenhöfe, dann wieder als genügſamer Handelsmann in Wüſten, ſo wie mit ſeinen Kameeltreibern in den Karawanſereien des Morgenlandes gelebt hatte, wußte gar wohl, daß zuletzt alle Arbeit und Mühe des Lebens nur den Zweck habe, den unabhängigen Genuß eines häuslichen Wohlbefindens und einer ungeſtörten Ruhe zu begründen. Unſer Tavernier hatte, wenn er aus den Entbehrungen und Entſagungen ſeiner anſtrengenden Reiſen in die Fülle eines gaſtfreundlichen Fürſtenhofes hineintrat, die Vortheile eines ſolchen Wechſels nur deſto höher ſchätzen gelernt, er hatte dieſen Genüſſen allmählig einen Geſchmack abgewonnen, der zu einer bleibenden Stimmung ſeines Gemüthes wurde.

In Paris machte der Baron von Aubonne ein Haus, das ſeinem neuen Titel angemeſſen war; er hielt ſich ſeine Equipagen und eine Menge von Bedienten; ſeine gaſtfreie Tafel war faſt täglich mit Gäſten der höheren und gebilde-

ten Stände beſetzt. Aber auch er, der höchſt intereſſante Reiſende, deſſen lebhafte Erzählungen und Berichte der Hauptſtadt einen ganz neuen Stoff der Unterhaltungen darboten, ward in die höchſten Kreiſe der Geſellſchaft hineingezogen und hierdurch immer zu größrem Aufwand veranlaßt. Dazu kamen jene ſehr großen Ausgaben, welche der neue Aufbau ſeines Schloſſes und die innern Einrichtungen deſſelben ihm zuzogen, und dieſes Alles überſtieg ſo ſehr die Summen der Intereſſen, die ſein immer kleiner werdendes Capital und die geringen Einkünfte, welche ſeine Baronie ihm darreichten, daß er ſich genöthigt ſahe, wieder auf einen andern Erwerb zu denken.

Sein Neffe, der, wie wir vorhin ſahen, von ihm bei Anfang ſeiner letzten aſiatiſchen Reiſe in Tauris war gelaſſen worden, um dort die Sprachen der Morgenländer zu lernen, war mit ihm nach Paris zurückgekehrt, und hatte hier noch mehr für das Geſchäft des Handels ſich ausgebildet. Dieſer junge Verwandte ſollte jetzt ſtatt des Oheims den aſiatiſchen Handel fortſetzen; Tavernier brachte für denſelben, großentheils auf Credit ein Waarenlager von mehr denn 100000 Franken an Werth zuſammen, der Neffe reiſte mit einem armeniſchen Handelsmann nach Perſien, verliebte ſich in die Tochter von dieſem, heirathete ſie, und ließ ſich mit dem anvertrauten Vermögen in ein Handelsgeſchäft nach Indien ein, von deſſen Erfolg, ſowie von den weiteren Lebensſchickſale des treuloſen Flüchtlinges uns jede weitere Kunde fehlt.

Als unſer Tavernier durch dieſen Betrug in all ſeinen Erwartungen ſich getäuſcht ſahe, beſchloß er wenigſtens als redlicher Mann aus ſeinem Vaterlande zu ſcheiden und dann in ſeinem geliebten Aſien einen Ruheort für ſeine letzten Tage ſich zu ſuchen. Wegen der Aufhebung des Edicts von Nantes mußte er ſein Anweſen in Paris mit großem Verluſt verkaufen und auch für ſeine Baronie erhielt er bei weitem nicht

Das, was ſie ihm gekoſtet. Von dieſem Gelde bezahlte er alle ſeine Gläubiger, gab ſeiner Gemahlin einen bedeutenden Theil des Reſtes, welche mit ihrer Schweſter und ihrem Schwager zuerſt in die Schweiz, dann nach Berlin zog; er ſelber aber wohnte in Paris in einem kleinen Wirthshaus. Mit ſeinem Glücke zugleich hatten ihn all ſeine vornehmen Hausfreunde verlaſſen, er bemühte ſich in Eile eine kleine Parthie von Kunſt= und Schmuckſachen, alle von ſehr geringem Werth, doch nicht von geſchmackloſem Ausſehen zuſammenzubringen und trat dann in Begleitung eines Abentheurers, vom Stand der Juwelirer eine Handelsreiſe über Holland nach Hamburg, dann nach Polen an. Seit vielen Jahren war es ſein angelegentlicher Wunſch geweſen, Moskau zu ſehen; auf allen ſeinen Reiſen hatte ihm dieſer Wunſch nicht gelingen wollen. Jetzt endlich wurde ihm der langgehegte Wunſch erfüllt. Er kam nach Moskau und ſtarb dort (nach Bailes Angabe) achtzig Jahre alt, im Jahr 1685.

Tavernier hatte ſich während ſeines ganzen Lebens mit der Erfahrung vertraut gemacht, daß der Wandersmann die Lieblichkeit des Ausruhens durch vorhergehende Anſtrengung und Beſchwerde erwerben müſſe, und daß die Ruhe um ſo ſüßer ſey, je härter vorher die Mühe war. Die Laſt ſeiner letzten Lebenstage war die ſchwerſte von allen, die er je getragen. Deſto ſeliger möge ihm die Stunde geweſen ſeyn, da er die ſaure Bürde ablegte, um zur letzten Ruhe einzugehen; aus der Pilgerſchaft in fremden Landen, in eine Heimath, da aller Drang der unruhigen, lauten Geſchäftigkeit zum Schweigen kommt, alles Sehnen, wenn daſſelbe auch auf ſeinen Umwegen nur das Rechte geſucht hat, für immer geſtillt wird.

# IV.

# Johann Keppler.

---

## 1) Der größeſte Reiſende.

Den Franz Drake wie den Tavernier führte ein unwiderſtehlicher Drang ihrer Natur fern aus der Heimath hinweg, über Meer und Land, in wenig oder gar nicht bekannte Gegenden der Erde; ſie hatten zu Hauſe weder Ruhe noch Raſt; nur auf den Wegen ihrer kühnen Wanderſchaft war es ihnen wohl zu Muthe. Der Mann dagegen, aus deſſen Leben wir hier einige Züge mittheilen wollen, hieng ſo feſt an ſeinem kleinen Vaterlande, liebte die gemüthliche Ruhe bei dem eignen Herde ſo ſehr, daß ihn nur eine rohe, fremde Gewaltthätigkeit beſtimmen konnte ein Wanderleben anzutreten, auf welchem jeder Schritt ſeiner äußren Natur neue Schmerzen brachte. Wie den beiden erſtgenannten Männern ein raſtloſer Trieb zum Fortbewegen durch die Räume der Erde, ein Verlangen nach dem lauten Geräuſch der Thaten beigeſellt war, ſo wohnte in dem ſanften, ſtillen Geiſte des Johann Keppler ein beſtändiges Sehnen nach Ruhe, nach Abgeſchiedenheit von dem Geräuſch der Welt; überall, wohin er auf ſeinem mühſamen Pilgerwege kam, hätte er gern ſich eine bleibende Hütte gebaut, am liebſten in ſeinem Vaterland, aus welchem die Unduldſamkeit und der Undank der eignen Landsleute und ſogenannten Glaubensgenoſſen ihn vertrieb, und nach welchem

ihn dennoch ein beſtändiges Heimweh hinzog. Aber jenes Sehnen ſeines äußren Menſchen nach einem ſtillen Ausruhen ward erſt da befriedigt, als man ſein müdes Gebein zu Grabe trug; während ſeines ganzen Lebens war ihm das Loos einer Schwalbe beſchieden, welche zutraulich ihr Neſt unter dem Dache unfreundlicher Leute anlegen will, die nach jedem neuen Verſuch den Bau wieder zerſtören und den armen Vogel verſcheuchen.

Die Strecke Landes, über welche Keppler auf ſeiner erzwungenen Wanderſchaft geführt wurde, war, im Vergleich mit den Wegen, welche Tavernier und noch mehr, welche Franz Drake auf ihren Reiſen gemacht haben, eine zwergartig kleine; ſie reichte niemals über die Gränze der von Deutſchen bewohnten Länder hinaus, und dennoch iſt, wie die Ueberſchrift dieſes Capitels ihn nannte, Keppler unter den Dreien nicht nur über allen Vergleich der größeſte, ſondern auch der glücklichſte Reiſende geweſen. Für den Aufſchwung, welchen ſein gewaltiger Geiſt nahm, war die Erde, deren ganzes Rund Drake umſchiffte, nur ein Pünktlein; kleiner noch im Vergleich zu den Räumen des Sternenhimmels, durch welche ſein Flug ihn dahinriß, als die Hütte bei Taviſtock, darinnen Drake geboren wurde, zu dem ganzen Umkreis der Erde. Demante, Perlen, Gold, Silber und Seide waren es freilich nicht, was Keppler auf ſeinen Reiſen durch die unermeßbaren Weiten des Weltalls erbeutete und von ihnen mitbrachte, wohl aber Schätze einer ungleich höheren Art, als die ſind, welche in den Häuſern der Könige und der Reichen der Erde gefunden werden; Schätze, an deren Beſitz alle Völker, alle eines geiſtigen Erkennens fähige Seelen der Menſchen in gleichem Maaße Antheil hatten. Und während der müde Leib des Mannes ein Brod der Sorgen genoß, welches öfters kaum

zur Sättigung für ihn und die Seinigen hinreichte, während ſein Auge in der damaligen Zeit der Zerrüttung und Auflöſung aller Sicherheit und Ordnung, welche das deutſche Vaterland traf, nirgends ein feſtſtehendes Geſetz noch Gerechtigkeit finden konnte, ward ſein Geiſt in der Stille der Nacht, dort unter den leuchtenden Heeren der Sterne mit einer Nahrung erquickt, in welcher beſeligende Kräfte der Ewigkeit wohnen; da zeigte ſich ihm das Feſtſtehen eines Geſetzes, das Walten einer göttlichen Ordnung, davon kein Abweichen, kein Irren zur Rechten und zur Linken möglich iſt, und wer auch nur von ferne, die Freuden und die Wonne eines ſolchen Erkennens geſchmeckt hat, der wird dem Urtheil beiſtimmen, daß Keppler für Andre wie für ſich ſelber der glücklichſte, für ſeine Mühen am reichſten belohnte Reiſende geweſen ſey.

Damit wir die Verdienſte dieſes großen Mannes um die Erkenntniß der großen Werke Gottes und der in dieſen waltenden ewigen Geſetze recht würdigen können, wird es nöthig ſeyn vorher einen Blick auf den Standpunkt zu richten, auf den jenes Erkennen vor Kepplers Zeiten ſich beſchränkt fand.

## 2) Zuſtand der Naturerkenntniß im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert.

Als der ruhmwürdige portugieſiſche Infant, Heinrich der Schiffer die erſten Fahrzeuge zu neuen Entdeckungen, an der Weſtküſte von Afrika hinabwärts, nach Süden ausſendete, da waren, ſelbſt die Gelehrten ſeiner Zeit, und dieſe in Folge ihrer Bücherweisheit am meiſten, von jenen mährchenhaften Vorurtheilen befangen, welche von langen Zeiten her in den Schriften und Köpfen des europäiſchen Mittelalters über die Naturbeſchaffenheit der Erdoberfläche

vorgeherrſcht hatten. Man dachte ſich die heiße Zone als eine von der Gluth der Sonne verbrannte Wüſte, da kein Baum grünen, weder Menſch noch Thier leben könnten. Dieſer Wahn wurde allmälig, zuletzt aber ganz durch den unmittelbaren Augenſchein widerlegt, als im J. 1471 ein portugieſiſches Schiff ſeine Fahrt, längs der Küſte hin, bis noch über die Linie hinaus fortgeſetzt hatte. Dort in der vermeintlichen glühend heißen, dürren Wüſte hatten die Seefahrer grünende Waldungen, ſtrömende Flüße, Bäche und Quellen, Menſchen und Thiere geſehen; ihr Schiff war von den ſenkrechten Sonnenſtrahlen nicht verbrannt, ihr Leben nicht gefährdet worden, und mit leichter Mühe konnte jetzt jeder Schiffer der glücklich durchmeſſenen Bahn folgen und von der Wahrheit der Ausſagen ſich überzeugen.

Unnatürlicher faſt noch und mährchenhafter als jene über die Beſchaffenheit der Erdfläche waren die Vorſtellungen, welche die Gelehrten bis zu Kopernikus und bis zu Keppler's Zeiten über den Bau und die Einrichtung des Weltgebäudes hegten. Hier war es nicht ſo leicht wie bei einer Fahrt über das Meer ſich durch ſinnlichen Augenſchein von dem Ungrund des gehegten Vorurtheiles zu überzeugen; als Kopernikus die Bahn durch das luftige, und dennoch mit eherner Feſtigkeit zuſammenhaltende Gewebe eines irregehenden Scharfſinnes gebrochen hatte, da trat gegen ihn der alltägliche Augenſchein als falſcher Zeuge auf, und wer dem kühnen Vorgänger folgen wollte, der mußte mit der Waffenrüſtung eines ungewöhnlichen Erkennens, mit dem Heergeräthe der höheren Mathematik verſehen ſeyn, in deſſen Beſitz nur wenige der damaligen Zeitgenoſſen ſich fanden.

Die große Wahrheit: daß die Erde um ihre Axe, von Weſt nach Oſten ſich bewege, und daß hierauf der tägliche, ſcheinbare Lauf der Sonne ſo wie der andren Geſtirne, von

Oſt nach Weſt, vom Aufgange bis zum Niedergang ſich gründe, iſt wohl ſchon jenen früheſten Vätern unſers Geſchlechtes als Ahnung nahe geſtanden, denen ein ſchaffender Geiſt mit dem Drange zu ſprechen nicht allein das Vermögen zum Erkennen überhaupt, ſondern zum Erkennen des Wahren eingepflanzt hatte. Der Mann, bei deſſen Lebensgang und Forſchungen wir hier verweilen: Keppler, pflegte von ſich zu ſagen: „es begleite ihn ein Genius, welcher ihm die Wahrheiten von ferne zuliſple." *) Dieſer Genius iſt kein andrer als jenes Ahnen des Wahren, jenes ſichre Gefühl für das Rechte, welches dem Weſen des Menſchengeiſtes in ſeinem unverdorbenen, in ſeinem urſprünglichen, wahrhaften Naturzuſtande eingeboren war.

Aber wie überhaupt das Fleiſch wider den Geiſt, ſo ſtreitet der ſinnliche Augenſchein gar oft gegen die vom Geiſt geahnete und ausgeſprochne Wahrheit. In dem uns hier zunächſt liegenden Beiſpiel eines ſolchen Streites des Scheines mit der Wahrheit, ſprach jener für das Stilleſtehen der Erde und für den täglichen Umſchwung der Geſtirne um dieſe unbeweglich ruhende Mitte. Eine dunkle Sage des Alterthumes hat die Vermuthung begründet, daß in der Schule der Pythagoräer die richtige Deutung jenes Scheines, wie ein Erbtheil der Weisheit der Väter ſich erhalten habe. Ariſtarch, (in der Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chriſti Geburt) wagte es, jene richtige Deutung in klaren Worten auszuſprechen, ohne in ein Bild ſie zu verhüllen. „Die Erde", ſo ſagte er, „bewegt ſich um ihre Axe, und

*) M. v. J. Kepplers Leben und Wirken, nach neuerlich aufgefundnen Manuſcripten bearbeitet, von Freiherrn v. Breitſchwert, Stuttgart 1831. S. 88, ein Buch das der Schreiber dieſer Züge aus Kepplers Leben viel vor Augen hatte.

zugleich in einem ſchiefen Kreiſe um die Sonne. Dieſer Kreis aber iſt, im Vergleich mit der Entfernung der Fixſterne ſo klein, daß er ſich zu derſelben nur wie der Mittelpunkt zur Peripherie verhält, wir können deshalb die Bewegung der Erde an den Fixſternen nicht wahrnehmen.“ Nicht ungeſtraft durften, weder die Pythagoräer noch Ariſtarch eine Wahrheit ausſprechen, die in ſo lautem Widerſpruch mit dem Scheine ſtund; der letztere wurde von Kleanthes als Gotteslaͤſterer angeklagt, weil er die Ruhe der Veſta (Erde) und der Hausgötter geſtört habe.

Auch der menſchliche Scharfſinn ſeinerſeits bot Alles auf, um die alltägliche Sinnestäuſchung durch Scheingründe als eine Wahrheit geltend zu machen. Ein Meiſterſtück dieſes in der Irre gehenden Scharfſinnes iſt die Darſtellung des Umlaufes der Himmelskörper um die Erde, durch den ägyptiſchen Aſtronomen Claudius Ptolemäus. Eine allumfaſſende Kraft, das Grundbewegen (primum mobile) des Himmels genannt, ſollte nach dieſem Syſtem nicht nur die ganze Welt der Fixſterne, ſondern alle innerhalb dieſes äußerſten Himmelsgewölbes gelegenen Weltkörper: Planeten, Sonne und Mond täglich, in Verlauf von 24 Stunden von Oſt nach Weſt um die Erde herumführen. Aber außer jener allgemeinen Kreisbewegung, von welcher kein Theil des Himmels ausgeſchloſſen iſt, giebt es noch beſondre Sphären des Bewegens, deren innerſte die des Mondes iſt, welcher nicht nur täglich, ſondern monatlich, ſo wie die Sonne jährlich einmal um die Erde ſich bewegen, während die Planeten Mars, Jupiter und Saturn neben ihrem täglichen und ihrem längeren, gegen 2, 12 und 29 Erdenjahre dauernden Umläufen, auch noch einen dritten wunderbar erdichteten um einen unſichtbaren Mittelpunkt beſchreiben ſollten, in Folge deſſen ihre durch die Zeichen des Thier=

kreiſes fortrückenden Bewegungen Umſchlingungen oder Nebenkreiſe (Epicyklen) bildeten, aus denen Ptolemäus das ſcheinbare Vorrücken und Zurückweichen derſelben bei gewiſſen Stellungen der Erde gegen ſie zu erklären ſuchte. Nur bei Merkur und Venus gab derſelbe auch noch eine Bewegung um die Sonne zu.

Eine Luſt an den Spielen des Scharfſinnes, an der Auflöſung der Räthſel, welche dieſer Scharfſinn erfindet, liegt tief in der menſchlichen Vernunft; dieſe giebt ſich einer ſolchen Uebung ihrer Kräfte deſto unaufhaltſamer hin, je weniger ſie ſelber in ſich das Vermögen fühlt, eine ähnliche Erfindung zu machen. Deshalb ſind gerade jene ſogenannt philoſophiſchen Syſteme für Tauſende von Nachbetern die anziehendſten und hinreißendſten, welche mit der größeſten Kühnheit Räthſel der Spitzfindigkeit aufſtellen, durch deren Löſung, weil ſie nicht Jedermanns Sache iſt, die nachſpürende Vernunft am meiſten ſich geſchmeichelt und in ihrer Selbſterhebung beſtärkt fühlt*). Anderthalb Jahrtauſende faſt hatten ſich die Sternkundigen daran vergnügt dem ſpitzfindigen Syſtem des Ptolemäus auf ſeinen mühſeligen Irrwegen nachzugehen, und wem dies gelungen, der wähnte ſich dadurch zur Meiſterſchaft in ſeiner Kunſt erhoben. Da wurde „das Ahnen der Wahrheit“, von welchem wir vorhin ſprachen, „jenes ſichre Gefühl für das Rechte“, welches der Menſchennatur wie die Befähigung zum Denken und Sprechen urſprünglich eingeboren war, in dem hohen Geiſt des Nicolaus Kopernikus von neuem wach.

*) Nicht ſowohl in dem Anblick der gewöhnlichen Krämpfe, ſondern in dem der furchtbarſten Verdrehungen der Epilepſie liegt für die Zuſchauer eine anſteckende Gewalt. Eben ſo ſind auch die kräftigſten Irrthümer die gefährlichſten.

Mit jenem Ahnen des Menſchengeiſtes verhält es ſich eben ſo wie mit ſeinem Gewiſſen; beide empfangen ihr inneres Leben ſowie ihre Nahrung aus einem ewig Feſtſtehenden, Wahren und Guten. Ein Geiſt, der ſeinen Sinn für das Wahre an dem Umgang mit der höchſten, ſicherſten Wahrheit geſchärft und geübt hat, der hat hierdurch jenen Genius empfangen, von welchem Keppler ſagte, „daß ihm derſelbe die Wahrheiten wie von ferne zuflüſtere.“ Und ein ſolcher Geiſt, der mit kindlich demüthiger Hingebung im Tageslicht eines ewigen, untrüglichen Erkennens ſeinen Wandel führte war der große Kopernikus. Seinem geſunden Gefühl widerſtrebten die unnatürlichen Verdrehungen der richtigen Thatſachen, welche der Scharfſinn eines Ptolemäus im Bunde mit dem ſinnlichen Scheine hervorgerufen hatte; er erkannte, von dieſem Scheine nicht geblendet, die einfältige Wahrheit: daß nicht der Sternenhimmel und die Sonne um die Erde, ſondern dieſe, wie alle Planeten, um die Sonne ſich bewegten; ein Bewegen, an welchem die unmeßbar weit entfernten Fixſterne keinen Antheil haben. Das Erkennen dieſer Wahrheit ſelber, nicht der Ruhm, den einſt das muthige Ausſprechen derſelben ihm bringen ſollte, war der einzige Lohn, den Kopernikus für ſeine vieljährigen, mühſamen Arbeiten begehrte und auf Erden fand, denn daß der demüthige Geiſt dieſes Mannes im Umgang mit der ewigen Wahrheit ein höheres Ziel all ſeines Begehrens und Sehnens gefunden habe, als den Ruhm und die Lobpreiſungen der Welt, das bezeugt jene Grabſchrift, die er ſich in der St. Johanniskirche zu Thorn ſetzen laſſen*).

---

*) Sie heißt:

Non parem Pauli gratiam requiro,
Veniam Petri non posco, sed quam

Von welch ganz andrer Art erſcheint uns der weltberühmte und dieſes Ruhmes trunkene Tycho de Brahe, der den Verketzerungen, welche die Anhänger des Augenſcheines, wenige Jahre nach Kopernicus Tode gegen die von dieſem ausgeſprochene Wahrheit aufregten, dadurch ſich entzog, daß er ein noch viel ſpitzfindiger erkünſteltes Syſtem aufſtellte, nach deſſen Lehren allerdings die andren Planeten, nicht aber die Erde um die Sonne ſich bewegen, dieſe vielmehr die unbewegliche Mitte des ungeheuren Kreislaufes ſeyn ſollte, den alle Geſtirne des Himmels jeden Tag um ſie vollführten. So mißgeſchaffen jedoch auch dieſe Ausgeburt eines tiefgelehrten, mathematiſchen Witzes vor dem Licht der Wahrheit erſcheinen mußte, war ſie dennoch eine neue Macht, welche im Bunde mit dem ſinnlichen Scheine die Geiſter der Zeit beherrſchte, als Keppler ſeine Stimme für die Wahrheit erhub.

Dies war die Beſchaffenheit des wiſſenſchaftlichen Feldes, für deſſen Anbau der Mann berufen war, von deſſen äußrem wie innrem Leben wir hier einen Abriß geben wollen.

### 3) Kepplers Herkommen und früheſte Jugendjahre.

Jener wackere Kriegsmann, welchen Kaiser Sigismundus im J. 1433 auf der Tiberbrücke zu Rom zum Ritter ſchlug, iſt der Ahnherr der Edlen von Kappel geweſen, aus deren

---

In crucis ligno dederas latroni,
Sedulus oro.

Auf deutſch:

Nicht, was, entzückt, ein Paulus einſt geſehen,
Nicht jene Huld, die Petrus reuig fand,
Nur jenen Gnadenblick laß mich erflehen,
Den Du am Kreuz dem Schächer zugewandt.

Geſchlecht, das ſeinen Namen ſpäter in Keppler verwandelte, der Größeſte unter allen Naturweiſen der neueren Zeit entſprungen iſt. Der Großvater unſres Johann war Sebald Keppler, Bürgermeiſter der vormaligen Reichsſtadt Weil in Würtemberg; der Vater, mit dem Vornamen Heinrich, hatte ſich mit der Tochter eines Wirthes im Dorfe Eltingen unfern Weil und nahe bei Leonberg, mit Katharine Guldermann verehelichet und nährte ſich, als ein nicht ganz unbegüterter Mann, von dem ererbten ſowie erheiratheten Grundbeſitz. Beide Eltern wie ihre Angehörigen waren der lutheriſchen Confeſſion zugethan.

Johannes Keppler ſollte ſchon von ſeiner Geburt an das Wunder einer erbarmenden Vorſehung werden, die ihn ſein ganzes Leben hindurch in ihre ganz beſondre Obhut und Leitung genommen. Seine Mutter hatte an Weihnachten 1571 einen Beſuch bei Verwandten zu Magſtadt, einem benachbarten Würtembergiſchen Dorfe gemacht; hier kam, am 27ten December ihre zu frühe Entbindung, denn Johannes, den ſie damals gebar, war ein Sieben-Monatkind; er trug deshalb nicht nur in ſeinen erſten ſondern auch in ſeinen ſpäteren Jahren die Folgen des zu frühen Eintrittes in das ſichtbare Leben an ſeinem zarten, von Geſtalt kleinen Körper mit ſich. Die beiden Eltern hatten ſpäter ihren Wohnſitz nach Leonberg verlegt, daher in unſren Tagen öfters ein Streit darüber geweſen, ob der Mann, auf welchen Würtemberg vor allen deutſchen Ländern ſtolz ſeyn darf, zu Weil, zu Leonberg oder zu Magſtadt geboren ſey?

Johannes befand ſich noch in der Wiege, als (wahrſcheinlich bald nach Anfang des Jahres 1572) in ſeinem Vater Heinrich der kriegeriſche Geiſt des Anherrn unter Kaiſer Sigismundus Heer erwachte. Herzog Chriſtoph hatte

dem Könige von Spanien es geſtattet in Würtemberg Soldaten für den Kriegsdienſt in Belgien zu werben; da konnte Heinrich Kepplers unruhiger Geiſt der Lockung auf eine Bahn der Ehre und der Thaten nicht widerſtehen; er zog mit den Werbern zu Herzog Albas mordberühmtem Heere. Auch ſein Weib, Katharina Keppler, folgte bald nachher dem Manne nach; ſie ſcheint das Geſchäft einer Marketenterin verſehen zu haben; der kleine Johannes blieb indeß der Pflege der Großeltern in Weil überlaſſen. Gerade zur rechten Stunde jedoch führte die Katharina eine bewußtloſe Regung der Mutterliebe zu ihrem verlaſſenen Kind zurück; ſie fand daſſelbe an bösartigen Blattern darniederliegend und in Gefahr die Augen, durch welche ſpäter ſo Großes geleiſtet worden, ja ſelbſt die von einer heftigen Entzündung ergriffene rechte Hand zu verlieren. Johannes genaß, doch blieben auch nachmals ſeine Augen ſchwach und reizbar.

Der Vater, welcher auch, ungeehrt und unbereichert, aus einem Kriegsdienſt zurückgekehrt war, aus deſſen fauler, bittrer Wurzel keine gute Frucht erwachſen konnte, hatte bald nachher, durch eine unvorſichtige Bürgſchaft, einen großen Theil ſeines Vermögens verloren. Johannes, der ſeinen erſten Schulunterricht in einer Dorfſchule empfangen, wurde auch in Leonberg, dahin ſeine Eltern gezogen waren, bald als Hüter des Viehes, bald als Gehülfe bei Feldgeſchäften ſo oft vom Beſuch der Schule zurückgehalten, daß ſeine reichen Anlagen und ſein brennender Eifer für die wiſſenſchaftliche Bildung, im Elternhauſe, mit dem zarten Leibe zugleich ſehr frühe würden zu Grunde gegangen ſeyn, wäre nicht in Andren ein Mitleid erwacht, welches zu dem ſanften, ſtillen Geiſt des Knaben ſo mächtig ſich hinneigte, daß es dieſem den Weg bahnte zu dem Eintritt in die Klo-

ſterſchulen, zuerſt von Hirſau, dann von Maulbronn, endlich in das theologiſche Stift zu Tübingen.

Als im J. 1589 bei der Prüfung für die Aufnahme in dieſes Stift der 17 jährige Johannes ſo ehrenvoll beſtund, daß er unter 25 Mitgenoſſen der Promotion den zweiten Platz erhielt, da mag dieſes ein ganz beſondrer Troſt für ſeine bedauernswerthe Mutter geweſen ſeyn, denn der Vater, nachdem er ſchon einmal im Jahr 1578 ſein Vaterland verlaſſen und zu Elmendingen im Badenſchen eine Wirthſchaft gepachtet hatte, bald hernach aber wieder nach Leonberg zurückgezogen war, verließ im J. 1589 ſeine Familie auf immer, trat in öſterreichiſche Kriegsdienſte, und nahm in dieſen an den Feldzügen gegen die Türken Theil, in deren einem er wahrſcheinlich, denn man erfuhr von da an nichts Sicheres mehr von ihm, ſeinen Tod gefunden. Auch an ihren beiden andren Söhnen, Chriſtoph und Heinrich, hat ſich, um dies hier im Vorbeigehen zu erwähnen, der ungebrochene Sinn des Vaters, in ihrem ſpäteren Leben kund gegeben; beide, Chriſtoph zuerſt als Soldat, dann als Bürger und Zinngießer zu Weil, Heinrich als Soldat, dann als verarmter Invalid, ſind der Mutter, in ihrer nachmaligen großen Noth und Gefahr mehr feindlich entgegen, als freundlich zur Seite geſtanden, nur in der Tochter Margaretha war derſelbe ſanfte, ſtille Geiſt voll Liebe, der in dem Bruder Johannes wohnte und dieſe beiden Geſchwiſter haben ſpäter die alte Mutter in ihrem ſchweren Leiden nie verlaſſen, ſondern alle kindliche Treue an ihr erwieſen.

Der jetzt vaterloſe Johannes fand bei ſeinem Eintritt in das Stift zu Tübingen einen wahrhaft väterlichen Freund an dem Superintendenten dieſer Anſtalt: Stephan Gerlach, einem Manne in dem ſich eine tiefgründende Gelehrſamkeit mit feiner Weltkenntniß verbunden fand. Es war derſelbe,

welcher früher im Dienſt der öſterreichiſchen Geſandtſchaft zu Conſtantinopel geſtanden, und ſpäter bei dem Verſuche geſchäftig geweſen war die proteſtantiſche Kirche mit der griechiſchen in freundliches Einverſtändniß zu ſetzen. Noch während Kepplers Studienzeit ſtund Gerlach in Correſpondenz mit dem Patriarchen zu Conſtantinopel. Vor allen antren Lehrern jedoch, deren Unterricht Keppler in Tübingen genoß, ward ihm die Bekanntſchaft und der geiſtige Einfluß Michael Mäſtlins, des Profeſſors der Mathematik für ſein ganzes nachmaliges Leben wichtig und geſegnet. Dieſer mußte zwar, vorſchriftsmäßig, die Aſtronomie nach dem alten Syſteme des Ptolemäus lehren, hierbei jedoch war er ein deſto wirkſamerer Vertheidiger und Verbreiter der Kopernikaniſchen Weltanſchauungen, indem er ſeine Schüler, nachdem er ſie durch all die Irrgänge des Scharfſinnes, durch alle dunklen Tiefen der Syſteme des Ptolemäus und des Tycho bis zur Ermüdung hindurch geführt hatte, zuletzt hinausgeleitete an das Tageslicht der Kopernikaniſchen Theorie, wo all die unauflöslichen Dunkelheiten, welche jene Vertheidiger des Augenſcheines übrig gelaſſen, klar, alle Wege gerad und dem geſunden Wahrheitsſinne einleuchtend wurden. Mäſtlin kannte übrigens die Erſcheinungen und Bewegungen der Himmelskörper nicht ſo, wie dies damals bei den meiſten Lehrern der mathematiſchen Wiſſenſchaften der Fall war, bloß aus den Büchern, ſondern er war ſelber ein fleißiger, treuer Beobachter jener Erſcheinungen und hierbei von ſo eindringender Beredtſamkeit, daß, wie man ſagt, er es war, welcher, als er auf einer Reiſe nach Italien den berühmten Galilei beſuchte, dieſen zur vollkommnen Ueberzeugung brachte von der Wahrheit des Kopernikaniſchen Syſtemes. Zwiſchen den eben genannten Männern: Mäſtlin, Galilei und Keppler bildete

ſich ein Verhältniß gegenſeitiger Achtung und freundſchaftlicher Zuneigung, welches bis ans Ende derſelben ungeſtört blieb.

Keppler hatte ſich durch ſeine Erziehung in den theologiſchen Schulen ſeines Vaterlandes, noch mehr aber durch innre Neigung ſeines ganzen Herzens für den geiſtlichen Stand beſtimmen laſſen. Er fühlte ſich berufen auch andren Seelen jene Kraft und Seligkeit eines kindlichen durch Liebe thätigen Chriſtenglaubens mitzutheilen, der in ihm ſelber wie in ſeinem verbrüderten Freunde, dem Johann Valentin Andreä *) lebte. Beide konnten ſich nicht enthalten der verdammungsſüchtigen ſtarren Wortklauberei gegenüber, welche damals bei den Häuptern der Würtembergiſchen lutheriſchen Kirche die herrſchende Richtung war, das auszuſprechen, was der Geiſt des Chriſtenthumes und der Offenbarung deſſelben in der Schrift und uralten Lehre der Kirche iſt; es geſchahe dies in den Worten, welche jener Geiſt dem gläubigen Herzen lehrt, nicht in ſolchen künſtlich erſonnenen Ausdrücken, darinnen die würtembergiſche Concordienformel verfaßt war. Beide wurden deshalb in ihrem Vaterlande verfolgt und mit Mißtrauen behandelt, am meiſten jedoch Keppler, der ſeine Ueberzeugung in einem lateiniſchen Gedicht, ſo wie in einem Aufſatze, den er der theologiſchen Facultät vorlegte, kund gegeben hatte. „Ich ehre“, ſo hatte er unter andrem geſagt, „in allen drei chriſtlichen Religionsbekenntniſſen das, was ich mit dem Worte Gottes übereinſtimmend finde, proteſtire aber eben ſowohl gegen neue Lehren, als gegen alte Ketzereien.“ Unter dieſen neuen Lehren verſtund er aber mehrere Sätze der würtembergiſchen Concordienformel. In einem Brief an den Markgrafen Ernſt

*) Enkel des gelehrten, orthodoxen Streiters Jacob Andreä.

Friedrich von Baden beklagt er jenen unzeitigen Eifer einiger herrſchſüchtigen Theologen, welche alles verwirren und auch ihre Fürſten zu übereilten Schritten verleiten; er klagt über den überhandnehmenden Mangel der Einigkeit und der wechſelſeitigen Liebe.

Die Macht jenes unzeitigen Eifers, von welchem er in dieſem Briefe ſpricht, ſollte Keppler ſchon frühe an ſich ſelber erfahren. Er hatte jetzt, in ſeinem 22ten Jahre, die theologiſchen Studien vollendet und durfte mit Recht auf eine Anſtellung im geiſtlichen Stande ſich Hoffnung machen, aber dieſe Hoffnung wurde vereitelt durch den widerſtrebenden Einfluß der damaligen Vorſtände des geiſtlichen Miniſteriums; gleich Jenem, den ſeine eigenen Brüder in ein fremdes Land verkauften, wurde auch Er von ſeinen Landsleuten der Fremde überlaſſen, und auf dieſem nicht ſelbſt erwählten, ſondern höchſt ungern von ihm betretenen Wege zu jener hohen Beſtimmung geleitet, für welche ſein ganzes Weſen geſchaffen war.

## 4) Kepplers Leben und Wirken in Steyermark.

Erzherzog Karl von Oeſterreich, unter deſſen Herrſchaft Steyermark, Kärnten und Crain ſtunden, hatte dem höheren Adel dieſer Länder freie Religionsübung auf ihren Schlöſſern geſtattet; von dieſer Erlaubniß Gebrauch machend, hatten ſchon ſeit einiger Zeit jene Herren Lehrer für ihre Kirchen und Schulen aus Würtemberg an ſich gezogen und der größere Theil der Landſtände hatte ſich zur Augsburgiſchen Confeſſion gewendet. Auch für das neueingerichtete Gymnaſium zu Gräz begehrten die Stände des Herzogthumes Steyermark einen Lehrer der Mathematik und Moral aus jenem Lande, ſie wendeten ſich deshalb an den Herzog Ludwig von Würtemberg und dieſer, dem Rathe ſeines geiſtli-

chen Miniſteriums folgend, überließ ihnen, ohne dies zu ahnen, den Mann, der einſt der Ruhm des ganzen deutſchen Vaterlandes werden ſollte: den Johannes Keppler, welcher, da er auf Koſten ſeines Landesherrn erzogen und für die Wiſſenſchaft gebildet worden war, es für ſeine Pflicht hielt, dem Willen deſſelben zu genügen.

„Ein verborgenes Schickſal“, ſo ſprach ſich ſpäter Keppler über die ihm unerwartete und unwillkommene Verpflanzung in die Fremde aus, „ein verborgenes Schickſal iſt es, welches die Menſchen, den einen zu dieſem einen andren zu jenem Berufe hintreibt, damit ſie erkennen mögen, daß ihr Leben unter dem Walten einer göttlichen Vorſehung ſtehe. Als ich alt genug war, die Süſſigkeiten der Philoſophie zu ſchmecken, da umfaßte ich alle Theile derſelben mit gleich großer Liebe, ohne mich etwa vorzugsweiſe mit der Aſtronomie zu beſchäftigen. Nun wurde ich, ſelbſt durch das Anſehen meiner Lehrer zu einem aſtronomiſchen Lehramt gleichſam hingeſtoßen. Nicht die Entfernung des Ortes ſchreckte mich, ſondern die unerwartete Art des Berufes, und meine geringen Einſichten in dieſem Gebiet der Philoſophie. Ich gieng, mehr mit Anlagen als mit Kenntniſſen für jene Wiſſenſchaft ausgerüſtet, die mir als Lehrfach zugetheilt worden und nur unter der ausdrücklichen Verwahrung, daß mir die Hoffnung auf eine mir damals würdiger und höher ſcheinende Laufbahn im Vaterland durch jenen Schritt nicht verdunkelt werden dürfe.“

Die erhabenſte aller Naturwiſſenſchaften: die Sternkunde, war zu jener Zeit noch nicht vollkommen aus dem Traumzuſtande erwacht, in welchen ſie, während des Mittelalters, ſo wie einſt in Babylon, verſunken geweſen; ſie hatte ſich aus ihrer unnatürlichen Verſchmelzung mit der Sterndeuterei noch nicht losmachen können. Dem Mathe=

matiker und Aſtronomen von Profeſſion wurde damals nicht nur die Zumuthung gemacht, den Kalender zum Gebrauch für Haus und Land zu fertigen, ſondern er ſollte bei dieſer Gelegenheit auch die Wirkungen vorausſagen, welche die von ihm angezeigten Stellungen der Geſtirne auf die Witterung, ſo wie auf die Menſchen und ihre Schickſale haben würden. Auch Keppler war im Jahr 1593 kaum an ſeinem neuen Wohnort angelangt, da wurde ihm die Fertigung des Steyermärkiſchen Kalenders für 1594 als Amtsgeſchäft aufgetragen. Aber wie verrieth ſich ſelbſt in der Auffaſſung dieſes alltäglichen und unbedeutenden Stoffes, der überall, wohin er ſich bewegte, Neues ſchaffende Geiſt des Mannes! Keppler konnte ſich nicht entſchließen, ſeinen Kalender nach der alten Julianiſchen Zeitrechnung einzurichten, die von den Proteſtanten damals nur noch aus dem Grunde hartnäckig beibehalten wurde, weil die bereits in den katholiſchen Ländern eingeführte, der Wahrheit gemäße Gregorianiſche Zeitrechnung von einem Papſt ausgegangen war. Er nahm dieſe unbedenklich in ſeinen Kalender auf, weil ſie nicht in menſchlicher Willkühr, ſondern in der Natur begründet iſt. Aber auch den aſtrologiſchen Zuthaten ſeines Kalenders, welche er in Briefen an Freunde „die eitelſte und dennoch unumgängliche Amtsarbeit“ nannte, drückte ſein Geiſt ein ſo eigenthümliches Gepräge der ſinnvollen Neuheit auf, daß dieſelben bei allen Leſern, welche dafür empfänglich waren, mitten in ihrer ſcherzenden Form Gedanken einer ernſteren Art erweckten. Von Anfang an erlaubte er ſich in ſeinen Kalendern und aſtronomiſchen Jahrbüchern treffende und kräftige Aeußerungen über den damaligen Gang der politiſchen und kirchlichen Angelegenheiten, eingehüllt in den ſinnreich ſchmiegſamen Schleier aſtrologiſcher Vorausverkündigungen.

Unbefangen und ohne alle Furcht vor Mißdeutungen folgte er dem Zuge der dankbaren Liebe, der ſein treues Gemüth mit dem Vaterlande und mit ſeinen noch dort lebenden Lehrern verband; er ſendete Exemplare ſeines Kalenders wie ſeiner Ephemeriden nach Würtemberg. Aber mit welchem Sturm der Gehäſſigkeit wurde dort die Gabe empfangen! Ein Verſuch, den naturgemäßen, richtigen Kalender nach der Gregorianiſchen Verbeſſerung einzuführen, erſchien den dortigen proteſtantiſchen Eiferern als ein Streben, das gefürchtete Pabſtthum wieder herrſchend zu machen, es vergiengen von damals an noch mehr denn 100 Jahre, bis es endlich im Jahre 1700, namentlich dem durchgreifenden Einfluß eines Leibnitz gelang, den Gregorianiſchen Kalender bei den proteſtantiſchen Ständen in Deutſchland, Holland, Dänemark und in der Schweiz die gebührende Anerkennung zu verſchaffen, ein Beiſpiel, welchem England erſt im Jahre 1752, Schweden 1753 folgte.

„Ich habe“, ſo ſchrieb Herr von Schellenberg an Keppler, „Ihre Ephemeriden geleſen; ich ſehe in Ihre reine Seele; ich weiß, aus welchen Geſinnungen es fließt, wenn Sie über das Gezänke und den Rauch, den die Theologen machen, die Geiſſel des Scherzes ſchwingen. Aber Andre urtheilen nicht alſo, man ſchmähet Sie als einen Selbſtſüchtigen, als einen Ketzer und Atheiſten.“

Anders als die gelehrten Theologen Würtembergs urtheilten jedoch die Mehrzahl jener Leſer, für welche der Kalender zunächſt geſchrieben war. Die Unruhen der Bauern in Oeſterreich und der außerordentlich ſtrenge Winter von 1593 auf 94 ſchienen in dem neuen Steyermärkiſchen Kalender mit ſolcher Sicherheit aus aſtrologiſchen Gründen vorausverkündigt zu ſeyn, daß man über die tiefe Einſicht des jungen Kalendermachers ganz erſtaunt war.

Mitten unter dieſen ihm aufgedrungenen Spielwerken ſeines Genius erhub ſich Kepplers Geiſt alsbald zu höheren, ſeinem innren Berufe näher liegenden Forſchungen. Denn daß die Sternkunde, daß die tiefer eindringende Erkenntniß des Schöpfers in ſeinen Werken das eigentliche Lebenselement ſeines wiſſenſchaftlichen Strebens ſey, das hatte er gefühlt, ſeitdem die Hand der Vorſehung ihn, gleich einem jungen, am Lande ausgebrüteten Schwan in dieſen Ocean des Forſchens verſetzt hatte. Sein erſtes, im eigentlichen Sinne wiſſenſchaftliches aſtronomiſches Werk*), welches nach längerer Hemmung im Jahre 1596 zu Tübingen, mit einer anerkennend ehrenden Vorrede von Mäſtlin verſehen, gedruckt erſchien, macht auf eine höchſt beachtenswerthe Uebereinſtimmung des Rauminhaltes der Bahnen der fünf augenfälligeren, der Sonne näheren Planeten mit dem der fünf regulären Körper der Mathemathiker aufmerkſam. Die Bahn des Mercur mit einem Octaëdron, um dieſes die der Venus als Jcoſaëdron, der Erde als Dodecaëdron, des Mars als Pyramide, des Jupiter als Würfel beſchreibend, löste er, wie Käſtner in ſeiner Geſchichte der Mathematik dies erweist, ſeine Aufgabe, auch wenn man ſie nur als geometriſche Beluſtigung betrachten will, vollkommen richtig und genau.

Aber Keppler, der dieſe Abhandlung abermals den ihm theuren Männern im Vaterland zur Prüfung und Würdigung zugeſandt hatte, ſtellte ſeine Entdeckung nur zu deutlich als einen Beweis für die Wahrheit des Kopernikaniſchen Syſtems auf, welches bei den würtembergiſchen Eiferern eben ſo wie bei den römiſchen als eine mit der Bibel, mit den Wahrheiten der Religion in Widerſpruch ſtehende Ketzerei

*) Prodromus dissertationum cosmographicarum orbium coelestium.

verrufen war. Hätten nicht Mäſtlins beifälliges Zeugniß und die vorgefaßte, günſtige Meinung des Herzogs von Würtemberg den Ausſchlag gegeben, dann wäre jene ſinnvolle Arbeit viel eher von ihren Richtern vernichtet, als der Veröffentlichung durch den Druck überlaſſen worden.

Es iſt eine Sprache der hinreißenden, freudigen Begeiſterung, in welcher dieſes Erſtlingswerk unſres großen Landsmannes geſchrieben iſt. „Vater, und Meiſter der Welt", ſo ſpricht er bei dem Ueberblick über die wohlgelungene Forſchung, „was konnte Dich bewegen, ein armes, kleines ſchwaches Erdengeſchöpf ſo zu erheben, daß es als ein Herrſcher im Glanze da ſteht, nahend Dir ſelber in der Kraft ſeines Erkennens, denn es denkt Deine Gedanken Dir nach."

Der damals 25jährige Verfaſſer ſendete ſein Buch den berühmteſten Mathematikern und Sternkundigen jener Zeit. Tycho de Brahe fühlte ſich durch den Inhalt deſſelben ſo angezogen, daß er ſchon jetzt Kepplern aufforderte ſein Gehülfe an dem Werk der aſtronomiſchen Beobachtungen und Berechnungen in Prag zu werden. Auch Galilei ſchrieb ihm: „Ich wünſche mir Glück in Dir einen Geſellſchafter in Erforſchung des Rechten, und einen Freund derſelben Wahrheit gefunden zu haben, welcher auch ich anhange. Obgleich ſich Kopernikus einen unſterblichen Ruhm erworben hat, wird er dennoch von Vielen, denn groß iſt die Zahl der Unverſtändigen, verläſtert und verworfen"

Das genauere, tiefere Erkennen jener Naturkraft, welche als Schwere alle Welten zuſammenfaſſet, trägt und bewegt, war erſt dem Geiſt eines Neuton*) vorbehalten; Keppler

*) „Um aus den von Keppler gefundnen Geſetzen die Theorie der allgemeinen Schwere auszubilden, dazu war die zu ſeiner Zeit noch nicht erfundne Analyſis des Unendlichen nothwendig," ſagte Laplace.

fand wenigſtens in der Betrachtung der magnetiſchen Erſcheinungen eine vorläufige Annäherung an die Enthüllung des größeſten, offenkundigſten und zugleich verborgenſten Geheimniſſes der Natur. Seine Forſchungen, namentlich über die Abweichungen der Magnetnadel und andre Aeußerungen der polariſchen Naturkraft des Magnetes, wurden zwar erſt im J. 1600 bekannt, ſie fallen jedoch ihrem Entſtehen nach, ſchon auf eines der früheren Jahre.

Es war noch ein andrer Zug als der des Magnetes zum Eiſen, mit welchem nicht der forſchende Verſtand, ſondern das Gemüth des großen Keppler gerade um jene Zeit in vollem Maaße ſich beſchäftigt fand. Der allgemein geachtete Mann hatte mit den meiſten adeligen Familien der Stände in Steyermark eine genauere Bekanntſchaft geſchloſſen, unter dieſen war auch die der Müller von Mühleck. Eine Tochter dieſes reich begüterten Hauſes, Barbara, lebte in dem Hauſe der Eltern, nachdem ſie den erſten Mann bald nach ihrer Vermählung durch den Tod verloren, von einem zweiten, wegen ſeiner üblen Aufführung ſich hatte ſcheiden laſſen. Sie war, erſt 23 Jahr alt, in der Blüthe der Schönheit und, wie dies ihre Freundſchaft mit Keppler bezeugte, für geiſtige Unterhaltung und Bildung nicht unempfänglich. Aber die Hand ihrer Tochter dem Profeſſor der Mathematik an einem Gymnaſium zu geben, das fiel den Eltern ſo ſchwer, daß Keppler ſich genöthigt ſahe, zuvor ſeine adelige Abſtammung nachzuweiſen und während er nach Würtemberg gereiſt war, um ſich die nöthigen Documente für dieſen Nachweis zu verſchaffen, hätte nicht viel gefehlt, daß man die ſchöne Braut ihm abwendig gemacht hätte. Aber die Macht ſeiner Perſönlichkeit, obgleich jene mehr eine innre, geiſtige, als eine äußere war, ſiegte; die erwünſchte Verbindung kam im Jahr 1597 zu Stande.

Dem armen Fremdling, den das eigne Vaterland von ſich gewieſen hatte, ſchien ſich jetzt eine heimathliche Ruheſtätte aufgethan zu haben; mit dem Glück der erſten Liebe war ihm zugleich die Ausſicht auf eine ſorgenfreie äußre Stellung geworden, welche ihm jene Ruhe und den Beſitz jener Hülfsmittel gewähren konnte, deren ſeine wiſſenſchaftlichen Forſchungen bedurften.

Aber dieſes Glück war, wie ein Sonnenblick in den ſtürmiſchen Tagen des angehenden Aprils, nur von ſehr kurzer Dauer. Die Stimmung gegen die Proteſtanten in Steyermark war ſeit dem Regierungsantritt des Erzherzog Ferdinand im J. 1598 eine andre geworden, als ſie während der vormundſchaftlichen Verwaltung des Landes geweſen; die proteſtantiſchen Prediger führten ſelber, wie dies ein Brief Kepplers an Mäſtlin (vom 9. Dec. 1598) berichtet, durch ihr unbeſonnenes aufregendes Benehmen den Ausbruch jener Stimmung herbei; ſie wurden, mit ihnen zugleich auch Keppler aus dem Lande gewieſen. Auf den Rath ihrer Vorgeſetzten hatten die proteſtantiſchen Lehrer ſich an die ungariſche und croatiſche Gränze zurückgezogen; von dort wurde Keppler nach einem Monat auf Befehl der Miniſter zurückgerufen und ſelbſt ſein Anſuchen um einen Schutzbrief wurde ihm gewährt, denn die gelehrten Männer, welche den Erzherzog umgaben und dieſer ſelber, erkannten ſeine hohen Verdienſte um die Wiſſenſchaft an. Dennoch blieb Kepplers Stellung, ſeitdem nach dem Austreiben der proteſtantiſchen Lehrer der Unterricht an dem Gymnaſium zu Gräz aufgehört hatte, immerhin nur eine, für ſein Gefühl ſehr beſchwerliche; denn man gewährte dem geweſenen Profeſſor der Aſtronomie ſeine Beſoldung nur wie eine Gabe des Mitleids.

Keppler indeß bewies es, durch ſeine wiſſenſchaftlichen

Arbeiten, daß er jene Vergünſtigung nicht umſonſt genöße. Sein Aufſatz über eine, im J. 1600 bevorſtehende Sonnenfinſterniß, in Verbindung mit jenen Forſchungen über das Licht und über das Sehen, welche die Grundlage ſeiner ſpäter im Druck erſchienenen Werke über die Optik bildeten, ſind eine Frucht jener Muſeſtunden geweſen, die er mitten unter dem Gedräng der Sorgen und der drohenden Stürme von außen genoß. Er war der Erſte, welcher den Sonnenſtrahl in ſeine ſieben Farben zerlegte und im thieriſch-menſchlichen Auge den Bau der Netzhaut und der Kryſtalllinſe, ſo wie die Geſetze ihrer Wirkſamkeit beim Sehen erforſchte *). Neben dem Sehen durch das bloße, natürliche Auge beſchäftigte ihn auch jenes erweiterte, die Räume des Himmels durchdringende Sehen, das durch die Entdeckung des Fernrohres bald nachher in einer unerwarteten Weiſe möglich wurde. Er war es, welcher zuerſt die Einrichtung eines aſtronomiſchen, aus zwei convexen Gläſern zuſammengeſetzten Fernrohres auseinanderſetzte und hierdurch Erfinder dieſes für die ſpäteren Entdeckungen ſo folgenreichen Werkzeugés ſo wie der Begründer der Dioptrik **) wurde. Der berühmte Descartes nennt Keppler ſeinen Lehrer in der Optik. In ſolchen, das Gemüth erhebenden Forſchungen, welche ihren Lohn in ſich ſelber trugen, fand der vielbedrängte Mann ein Gegengewicht gegen die Laſt der Sorgen, welche ihn, bei dem Blick auf die damaligen politiſchen und religiöſen Zuſtände des Vaterlandes zu Boden zogen. In einem der Werke, das er gerade damals ſchrieb ***), ſagt er: „Wenn Etwas iſt, das den Menſchen in ſeinem

*) Sein Werk hierüber: die Paralipomena ad Vitellionem erſchien im J. 1604.

**) Seine Dioptrica wurde 1611 gedruckt.

***) De causis obliquitatis in Zodiaco.

niederbeugenden Exil aufrichten kann, dann iſt es die Sternkunde, weil ſie die Verherrlichung des weiſeſten Schöpfers zum Gegenſtand hat, weil ſie das göttliche Walten in der Natur gleichſam mit Händen erfaſſet."

Der demüthig milde Geiſt des Keppler, welcher mehr in der Betrachtung des Himmels als der irdiſchen Angelegenheiten lebte, hatte ſeiner Umgebung keine Gelegenheit zu Erbitterungen und Anfeindungen gegeben. Er war, ſo weit dies an ihm lag, ein Mann des Friedens und als ſolcher ſelbſt von den Häuptern des andren Religionsbekenntniſſes geſchont und geachtet, welches mit dem ſeinigen in Widerſpruch ſtund. Mehrere der gelehrteſten Jeſuiten in Ingolſtadt waren und blieben auch ſpäter mit ihm in friedlich wiſſenſchaftlichem Verkehr der Briefe, namentlich Johann Fick, der Lehrer des Erzherzog Ferdinand, ſowie des Churfürſt Maximilian von Bayern; der berühmte Mathematiker Cyſatus, welcher es bewirkte, daß Kepplers Ephemeriden, die man, wegen ihrer Freiſinnigkeit anderwärts nicht wollte drucken laſſen, in Ingolſtadt gedruckt werden durften, mit dieſen beiden vornämlich Chriſtoph Scheiner, der Entdecker der Sonnenflecken, aus deren Bewegung nachmals die ſchon früher von Keppler geahnete Axendrehung der Sonne erkannt worden iſt. Keppler hätte ſich durch ſcheinbar geringe Nachgiebigkeit in jenem Gebiet, darin das Gewiſſen kein Nachgeben verſtattet, einen äußren Wohlſtand und Frieden ſichern können, der ihm für ſein wiſſenſchaftliches Streben ſo erwünſcht ſcheinen mußte. Aber der innre Frieden war ihm mehr werth als der äußre; ſein Glaube ſtund ihm höher als die ihm ſo werthe Wiſſenſchaft. Jener Troſtbrief an die bedrängten Genoſſen deſſelben Glaubens, zu deſſen Schreiben er durch die Liebe ſich gedrungen fühlte, und welchen er unter den Proteſtanten von Steyer-

mark circuliren ließ, konnte, ſo ſehr ſich in ihm eine Alles duldende Liebe ausſprach, auf die Andersgeſinnten nicht ohne unangenehm anregende Wirkung bleiben. Noch mehr jedoch war dieſes bei ſolchen Aeußerungen des redlichen Mannes der Fall dergleichen die iſt, welche ſich in dem 4. Briefe deſſelben an den bayeriſchen Geheimenrath Herwart von Hohenburg findet. Keppler ſchreibt darin: „Ich bin ein Chriſt; ich habe das Augsburgiſche Glaubensbekenntniß aus dem elterlichen Unterricht, aus oftmals wiederholter, genauer Prüfung, aus täglichen Uebungen in Verſuchungen geſchöpft; ihm hange ich an: heucheln habe ich nicht gelernt; Glaubensſachen behandle ich mit Ernſt, nicht wie ein Spiel, darum bekümmere ich mich auch ernſtlich um die Religion, um den Gebrauch der Sacramente.“*) Durch ſolche ihm durch äußre wie durch innre Veranlaſſung abgedrungene Bekenntniſſe ſeiner Ueberzeugung hatte Keppler „die gebührliche Beſcheidenheit und das unverweißliche Verhalten“ bei Seite geſetzt, welches die Bedingungen waren, unter welchen der Schutzbrief ihm verliehen war, es wurde ihm angedeutet, daß er binnen 14 Tagen die Güter ſeiner Gemahlin verkaufen oder verpachten und das Land verlaſſen ſolle. Die Gemahlin konnte ſich nicht zum Verkauf entſchließen, ſondern zog das Verpachten vor, obgleich die Summe, welche man im Pacht empfieng, äußerſt gering war, und auch von ihr noch der zehnte Theil dem Fiscus überlaſſen werden mußte.

## 5) Keppler als kaiſerlicher Hofaſtronom.

Schon ſeit einiger Zeit, auch da als ſein äußres Leben in Steyermark noch weniger getrübt war, hatte Keppler

*) v. Breitſchwert Kepplers Leben und Wirken S. 51.

ſeine Hoffnung auf eine Anſtellung in dem geliebten Vaterlande Würtemberg gerichtet. Wenn auch, ſo meinte er, die Verketzerungsſucht der dortigen Theologen ihm jede Ausſicht zu einer Beförderung im geiſtlichen Stande verſchloſſen haben ſollte, dann würde man ihm doch wenigſtens in der Heimath und unter den Glaubensgenoſſen daſſelbe Vertrauen ſchenken, welches ihm unter den Genoſſen eines andren Glaubensbekenntniſſes überall entgegen gekommen war: man würde ihn im Mindeſten zu einer Anſtellung in der philoſophiſchen Facultät oder zu einer mathematiſchen Lehrerſtelle bei einer der gelehrten Schulen für befähigt halten. Er hatte ſich deshalb an mehrere Freunde in Würtemberg gewendet und als er jetzt aus der zweiten Heimath vertrieben, nicht wußte, wohin er den Wanderſtab ſetzen ſollte, da that er daſſelbe dringender und anhaltender denn jemals. Aber unter dem damaligen lauten Lärmen der um ihre religiöſe Ueberzeugung kämpfenden Partheien wurde die Stimme einer höheren Einſicht und Liebe nur ſelten vernehmbar; auch in jenen blinden Eiferern für den Buchſtaben der Augsburger Confeſſion und noch mehr für die von ihnen ſelber, in der „Concordienformel“ hinzugefügten Sätze war weder chriſtliches Erbarmen, noch Vernunft und Einſicht; Keppler, der vermeintliche Ketzer, ſollte auch nicht einen Biſſen des Brodes mit ihnen und ihren Genoſſen theilen. So weit es in der Macht jener Männer ſtund, war ihm jede Ausſicht zu einem Unterkommen im Vaterland benommen.

Mit welcher Kraft des Glaubens der große Keppler alle die damals über ihn hereinbrechenden Fluthen der Anfeindungen ertrug, dies bezeugt eine Stelle ſeines erſten Briefes, den er aus Prag an ſeinen alten, treuen Lehrer Mäſtlin ſchrieb. „Ich hätte“, ſo ſchreibt er, „nicht geglaubt, daß in eben dem Grade, in welchem die Verfolgung ſteigt, auch

die Freudigkeit zunehmen könne. Jetzt begreiſe ich, wie es ſo leicht ſeyn müſſe, für die Religion zu ſterben.“

Eben in jener Zeit, darin nirgends ein Stern der Hoffnung ſich zeigen wollte, war für den armen Vertriebenen ſchon eine Thür aufgethan, die ihm den Zugang öffnete zu der Stellung, in der ſich ſeine geiſtige Wirkſamkeit noch höher als bisher entfalten ſollte. Tycho de Brahe, welcher nicht ganz ohne eigne Schuld mit dem däniſchen Hof in ſolche Mißverhältniſſe gerathen war, daß er ſeine Sternwarte Uranienburg räumen mußte, hatte ſein Vaterland verlaſſen und am Hofe des Kaiſers Rudolph II in Prag eine günſtige Aufnahme gefunden. Denn dieſer Kaiſer, mitten in ſeinem irre gehenden Hange zu alchymiſtiſchen und aſtrologiſchen Träumereien hatte auch vor der wiſſenſchaftlichen Sternkunde eine hohe Achtung und war deshalb auf Tychos Plan einer Verbeſſerung der von Kopernikus entworfenen aſtronomiſchen Tafeln ſehr willig eingegangen. Der däniſche Aſtronom aber, ſo allzu hoch er auch ſeine eignen Kräfte und Leiſtungen anſchlug und ſo verächtlich er auch öfters auf andre Genoſſen der Wiſſenſchaft herabblickte, mußte dennoch in Keppler einen Mann anerkennen, deſſen Beiſtand ihm für ſein Unternehmen von großem Nutzen ſeyn konnte; er hatte ſich deshalb denſelben von dem Kaiſer zum Gehülfen erboten und die Gewährung ſeines Geſuches erhalten. So anlockend auf der einen Seite für Keppler die Ausſicht erſchien, ſtatt ſeiner eignen dürftigen Hülfsmittel den Mitgebrauch der für jene Zeit höchſt vorzüglichen Tychoniſchen Inſtrumente zu erlangen und Zeit wie Kräfte in ungeſtörter Muße der eigentlichen, wiſſenſchaftlichen Sternkunde widmen zu dürfen, ſo abſchreckend waren auf der andren Seite für ihn die äußren Verhältniſſe, in welche er in Prag eintreten mußte. Was er von dem hochfahrenden

Weſen des Mannes gehört hatte, dem er jetzt ſo ganz untergeben werden ſollte, das fand er gleich bei dem erſten perſönlichen Zuſammentreffen mit ihm nur zu ſehr beſtätigt. „Tycho“, ſo ſchrieb er an Mäſtlin, „iſt ein Mann, mit welchem man nicht leben kann, ohne ſich beſtändig auf die gröbſten Beleidigungen gefaßt zu machen.“ Er war im October des J. 1600 aus Steyermark hinweggezogen, hatte ſeine Familie in Linz gelaſſen, er ſelber an einem Tertianfieber erkrankt, kam nach Prag, wo eine der erſten Nachrichten, welche ihm zukam, die war: daß ſeine ſteyermärkiſche Beſoldung, obgleich ihm der Kaiſer den Fortgenuß derſelben zugeſichert hatte, ihm genommen ſey und nur jener dürftige Jahresgehalt ihm bleiben werde, den er als Gehülfe aus Tychos Hand empfangen ſollte. Dennoch, da das Vaterland ihn verließ, ſahe er ſich genöthigt, in eine Schule der Prüfungen einzutreten, die für ihn unter allen, welche er bisher durchlaufen, die härteſte war. Denn auch Kepplers Gemahlin, als ſie nach Prag gekommen, fieng hier an zu erkranken und ſie, welche ſich an Geburt und Rang dem Tycho gleich achtete, fand das Verhältniß der Abhängigkeit von dieſem ſo unerträglich, daß ſie ihren kranken Mann, deſſen hartnäckiges Fieber einen Uebergang in die Abzehrung zu drohen ſchien, nur noch mehr verſtimmte und aufreizte. Dazu kam noch der wiſſenſchaftliche Zwieſpalt zwiſchen den beiden Aſtronomen. „Jede Beobachtung auf der kaiſerlichen Sternwarte“, ſo ſchrieb Keppler an Mäſtlin, „iſt eine Widerlegung des tychoniſchen Syſtemes und eine Beſtätigung des koperniкaniſchen. Tycho kann eben ſo wenig ſeinen Aerger als ich meine Freude hierüber verbergen.“

Zum Glück für beide, zum Dienſte einer und derſelben Wiſſenſchaft berufenen, dennoch im Stillen ſich achtenden Männer dauerte ihr Zuſammenleben nicht lange. Tycho

ſtarb am 24. October 1601; Keppler erhielt ſeine Stelle, bei welcher er ſich gern mit der Hälfte des Jahresgehaltes ſeines Vorgängers begnügte. Freilich erhielt er auch dieſe ermäßigte Summe, davon er ſeine Mitarbeiter zu bezahlen und mancherlei Unkoſten zu tragen hatte, aus der immer erſchöpften kaiſerlichen Kaſſe ſo unregelmäßig und mit ſolcher Mühe, daß er oft Tage lang in der Hofkammer ſtehen mußte, um ſich nur eine Abſchlagsſumme zu verſchaffen, und daß nach wenig Jahren die Rückſtände, die man ihm ſchuldig blieb, zu einer Summe von 4000 fl. anwuchſen.

Dennoch begann jetzt in gewiſſer Hinſicht für Keppler eine ſchöne, geiſtig fruchtbare Zeit ſeines Lebens, in welcher ſein Geiſt von einer großen Entdeckung zur andren ſich erhub und in dieſem Auffluge zum Sonnenlicht des Erkennens der Wahrheit einen Frieden und Freuden fand, damit keine Freude des Sinnengenuſſes zu vergleichen iſt. Schon im Jahre 1601 entdeckte er einen neuerſcheinenden Fixſtern im Sternbilde des Schwanes, welcher bis zum Jahr 1620 von ihm durch das Fernrohr geſehen wurde, dann aber verſchwand und den Caſſini im Jahr 1655 von neuem beobachtete. Nach langem, feindſeligen Widerſtreben waren endlich Tychos Erben, deſſen Schüler, der Aſtronom Longomontan an ihrer Spitze ſtund, durch kaiſerlichen Ausſpruch genöthigt worden, den Schatz der 30jährigen tychoniſchen Beobachtungen, vor allem des Planeten Mars, an die Sternwarte und ihren jetzigen Vorſtand abzugeben. Vergeblich war es hierbei geweſen, daß der neidiſche und erbitterte Longomontan es verſucht hatte, Kepplers Arbeiten im Gebiete der Phyſik als müßige Speculationen herabzuwürdigen und ſein ganzes Streben dem Kaiſer verdächtig zu machen. Auch der Aufbau der Wiſſenſchaft ſtehet unter der Leitung einer allwaltenden Vorſehung, welche es ſchaffet,

daß die Arbeiten des einen Menſchengeiſtes zu denen eines andren das Material geben, oder das Werk des einen an das des andren, wie zwei an verſchiedenen Orten nach vorgezeichnetem Plane zugerichtete Bauſteine ſich harmoniſch anſchließen müſſe. Mit bewundernswürdiger Ausdauer unternahm Keppler die mühſame Arbeit, jeden Punkt der Stellungen des Mars am Himmel, welchen Tycho und ſpäter auch er am Himmel beobachtet hatten, in Beziehung auf die Geſtalt der Bahn dieſes Planeten zu vergleichen; er fand endlich, daß dieſe Bahn keineswegs, wie man bis dahin angenommen, eine kreisförmige ſey, ſondern daß ſie eine Ellipſe bilde, in deren einem Brennpunkt die Sonne ſtehet. Aber auch ein andres, feſt gewurzeltes Vorurtheil, jenes nämlich, daß die Bewegung der Himmelskörper eine überall gleichförmige ſey, wurde durch ſeine weitren Forſchungen auf dieſem Wege widerlegt, denn aus ihnen ergab ſich, daß jener Planet in ſeiner Sonnennähe ſich ſchneller, in der Sonnenferne langſamer bewege als in ſeiner mittleren Entfernung von der Sonne. Jene Linie aber, die man ſich von dieſer aus nach dem Planeten hingezogen denken kann (der radius vector genannt), beſchreibt in gleichen Zeiten immer gleiche Flächen. Alsbald erkannte denn auch der tiefblickende Forſcher, daß nicht allein für Mars, ſondern für alle Planeten daſſelbe Geſetz gelte. Dieſe ſämmtlich beſchreiben bei ihrem Jahreslaufe eine Ellipſe, in deren einem Brennpunkte die Sonne ſtehet; bei ihnen allen ſchneidet die Linie des radius vector in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume der Bahn ab.

Obgleich hier nicht der Ort iſt dieſes weitläufiger zu erörtern, kann man dennoch das Eine ſagen, daß wenn es für den denkenden Geiſt keinen andren Beweis gäbe für das Daſeyn eines Schöpfers, ſeiner Schöpfung gegenüber, ſchon

die tiefere Beachtung des erſten Kepplerischen Geſetzes, das die elliptiſche Form der Bahnen beſtimmt, zu einem Zeugniß für jene Grundwahrheit alles geiſtigen Erkennens dienen könnte. Es lag übrigens nicht in Kepplers Weiſe jenes Verdienſt zu verkennen, das ſein Vorgänger durch das Darreichen des Materials für die große Entdeckung hatte, ja er ſtellt dieſe Vorarbeiten ſeinen eignen Leiſtungen als gleichwichtig an die Seite. In der Zueignung des Werkes, darinn er ſeine Entdeckungen bekannt machte*), an den Kaiſer, ſpricht er von dem Mars: „Die Aſtronomen vermochten dieſen Kriegsgott nicht zu überwältigen, bis der treffliche Heerführer Tycho ſeine Kriegsliſten durch zwanzigjährige Nachtwachen ausgekundſchaftet hatte und nun mir es gelang mit Hülfe des Laufes der Mutter Erde ihn in ſeinen Krümmungen zu umgehen.“

Allerdings war eine ſolche Anerkennung des fremden Verdienſtes nicht mehr denn billig, obgleich ſich, wie dies Käſtner in ſeiner Geſchichte der Mathematik ſagt, „Tychos Beobachtungen zu Keppler verhalten, wie ein Marmorblock zu Phidias; denn nur er konnte aus denſelben die elliptiſche Bahn der Planeten ableiten. Daß aber dieſer Künſtler, ehe er Marmor hatte, auch in Holz bewundernswürdig ſchnitzte, beweiſt ſein **Mysterium cosmographicum.**“

Der verſtändigeren Nachwelt, weil ſie die Folgen der großen Entdeckung in ihrem ganzen Zuſammenhange überblickt, fällt es allerdings leichter den hohen Werth derſelben in gebührender Weiſe zu ſchätzen, doch hat es auch ſchon unter Kepplers Zeitgenoſſen nicht an ſolchen gefehlt, welche mit dem Erfinder der großen Wahrheit die Freude über

---

*) **Astronomia nova, seu physica coelestis, tradita commentariis de motibus stellae Martis (1609).**

ſelten Fund theilten. Unter dieſen freilich Wenigen, ſteht Galilei oben an. Keppler hatte in Deutſchland keinen Künſtler gefunden, welcher fähig geweſen wäre ein Fernrohr, nach der in ſeiner Dioptrik ertheilten Anweiſung zu fertigen, dem Galilei aber war dieſes in Italien gelungen und er hatte durch ſeine Fernröhre einige der handgreiflichſten Beweiſe für die Wahrheit des kopernikaniſchen Syſtemes: die Phaſen, ähnlich den Geſtalten des zu- und abnehmenden Mondes der Venus, und den Saturnusring aufgefunden. Aber Galilei hatte noch größereEntdeckungen als dieſe gemacht. Er hatte das Geſetz der Beſchleunigung des Falles der Körper erkannt und hierdurch ein Element der Ergänzung für Kepplers große Entdeckungen gewonnen, welches Neutons mächtiger Geiſt mit dieſen es verſchmelzend, zum Grundbau der Gravitationslehre und mithin der phyſiſchen Aſtronomie der neuren Zeit benutzte. Die beiden gleichzeitigen und an Kräften ebenbürtigen Arbeiter am Tempel der wiſſenſchaftlichen Sternkunde waren wohl die einzigen in ihrer Zeit, welche einer von dem andren in vollkommenem Maaße es ahneten, welche Bedeutung ihr gemeinſames Werk habe, in welcher Beziehung die Arbeiten des einen auf die des andren, beide aber auf ein höheres Ganze stünden, deſſen Vollendung einer ſpäteren Zeit vorbehalten war. Galilei hielt über Kepplers „neue Aſtronomie" zu Pavia Vorleſungen und er, welcher in ſeinem Vaterlande ähnliche Erfahrungen machen mußte als Keppler in dem ſeinigen, ſchreibt in einem ſeiner damaligen Briefe an dieſen unter andrem:

„Du biſt beinahe der Einzige, welcher dem was ich fand und ausſage, vollkommenes Vertrauen ſchenkt. Den Lehrern am Gymnaſium zu Florenz wollte ich durch mein Fernrohr die vier Monde des Jupiter zeigen; ſie mochten weder dieſe

noch das Fernrohr ſehen; ſie verſchloſſen ihre Augen vor dem Lichte der Wahrheit. Dieſe Art Leute meint, nicht in der Natur, ſondern nur allein in der Vergleichung der Texte (ſo lauten ihre Worte) ſey die Wahrheit zu ſuchen. Gegen Jupiter können weder Giganten noch Pygmäen ſtreiten. Was iſt da zu thun? Sollen wir mit Democrit lachen oder mit Heraclit weinen über die Thorheit des Pöbels? Ich meine, wir halten es mit dem erſteren. Wie würdeſt du gelacht haben, wenn du es gehört hätteſt, wie der Vornehmſte unter jenen Leuten in Gegenwart des Herzogs bemüht war, die neuentdeckten Weltkörper bald mit logiſchen Gründen, bald mit magiſchen Beſchwörungsformeln vom Himmel hinweg zu bannen."

Die Erſcheinung des Kometen, deſſen wahre Bahn erſt nachmals von Halley berechnet worden iſt, im Jahr 1607, wurde von Keppler, ſo weit die damalige ungünſtige Witterung es verſtattete, ſo genau beobachtet, daß dieſes den ſpäteren Berechnungen einen ſehr brauchbaren Anhaltspunkt gewährte. Von den Kometen im Allgemeinen urtheilt Keppler bei dieſer Gelegenheit, neben vielen erſt durch ſpätere Beobachtungen ermäßigten und berichtigten Anſichten über die Richtung ihres Laufes und ihre Wirkſamkeit, ganz mit den Erkenntniſſen auch noch der neueren Sternkunde übereinſtimmend, daß der Raum des Himmels ſolcher Weltkörper ſo voll ſeyn möge, als das Meer voller Fiſche, daß wir aber nur die zu Geſichte bekommen, welche ihr Lauf in der Nähe der Erde vorüberführt. Wenn aber, ſo urtheilt er, dem Geiſte ſeiner Zeit gemäß, etwas daran ſey, daß die Kometen von Einfluß und Vorbedeutung für die Erde und das Schickſal ihrer Bewohner wären, ſo könne dieſes nur daraus erklärt werden, daß überhaupt zwiſchen den Weltkörpern des Himmels und ihren Bewegungen ein

Verhältniß der Sympathie ſtattfinde, und daß auch in der Natur des Menſchen aufmerkende Kräfte auf den Himmel lägen, welche durch die annahenden Kometen angeregt und beunruhigt würden. Jene aſtrologiſchen Deutungen übrigens, welche der treffliche über dieſen Wahn ſeiner Zeitgenoſſen weit erhabene Mann, ſeinem, zu dergleichen Träumereien geneigten Kaiſer zu gefallen, dem Erſcheinen und der Bewegung des Kometen von 1607 beilegte, ſind ſo voll Scherz, attiſchen Salzes und guter Lehren für den Herrn, zu deſſen Befriedigung ſie zunächſt dienen ſollten, daß ſie im vollkommenſten Einklange mit den Aeußerungen ſtehen, in welchen Keppler bei dieſer und andren Gelegenheiten über die Aſtrologie ſich vernehmen ließ. „Die Aſtrologie“, ſo laufete die eine dieſer Aeußerungen, „iſt nicht werth, daß man Zeit auf ſie verwende, die Leute aber wähnen dennoch, ſie gehöre zu dem Geſchäft eines Mathematikers.“

Als Hofaſtronomen lag dem Keppler, ſeinem Kaiſer gegenüber die Verpflichtung ob, nicht allein jede Erſcheinung am Sternenhimmel, ſondern auch die aſtrologiſche Bedeutung derſelben anzuzeigen. Ein Verſäumen des Letzteren wäre für ſeine Stellung von ſehr gefährlichen Folgen geweſen. Hierauf ſcheint er in ſeiner Verwarnung an etliche Theologen, Aerzte und Philoſophen, daß ſie in ihrer allerdings billigen Verwerfung des ſterngucheriſchen Aberglaubens nicht zu weit gehen möchten *), hinzudeuten, wenn er bitter ſcherzhaft zu den Gegnern der Aſtrologie ſagt: „Ihr allzuklugen Philoſophen ſchmähet dieſe Tochter der Aſtronomie über das rechte Maaß. Wiſſet ihr denn nicht, daß ſie ihre alte Mutter mit ihren Reizen ernähren muß? Wie wenige Weiſe würden vermögend ſeyn ihre Kräfte der Aſtro-

*) M. v. ſeine Schrift: Tertius interveniens.

nomie zu weihen, wenn die Menſchen nicht in der Hoffnung ſtünden, die Zukunft aus den Sternen des Himmels zu leſen." Auch an ſeinen Freund Berneker in Straßburg ſchreibt er bei einer ſpätren Gelegenheit: „Die kaiſerlichen Kammerräthe laſſen mich ohne Hülfe. Die Aſtronomie muß bei ihrer buhleriſchen Tochter, der Aſtrologie Unterſtützung ſuchen. Darum iſt mein Verleger darauf bedacht, meine Vorherſagungen in möglichſt großer Zahl abzuſetzen."

Uebrigens war das, was er nach ſeiner lebenskräftigen Phantaſie zu Gunſten der Aſtrologie ſagte, und was in Beziehung auf die von ihm begünſtigte pythagoräiſche Lehre von der Harmonie der Sphären ſtund, ſo geiſtvoll, daß man auch noch jetzt es mit Vergnügen gleich einem wohllautendem Liede vernehmen kann. „Harmonie" ſo ſagt er, „iſt Vollkommenheit der Verhältniſſe. Nur der Unendliche erkennt die Harmonie der Sphären in ihrem ganzen Umfange; der Erdball hat davon bloß ein ſchwaches Nachgefühl. Aber ſchon dieſes Nachgefühl regt die (des Gemüthes und der Einſicht ermangelnde) Erdſeele in belebender Weiſe an und macht auch den Menſchen zum Denken und Thätigſeyn geſchickter. Die Heiterkeit des Wetters iſt eine Folge von dem Ruhezuſtand des unterirdiſchen Archäus. Sein Geſchäft iſt es den Regen (gleichſam Schweiß der Erde) hervorzurufen, damit er unſre Felder befruchte, und zu dieſer Arbeit wird er durch die Aſpecten: die himmliſche Muſik angeleitet, deren flötende Laute ihn zum Thätigſeyn ermuntern."

In derſelben freiſinnigen Weiſe, wie über die Träumereien der Aſtrologie, äußert ſich Keppler auch über die Alchymie, welcher ſein Kaiſer in unbedingter Weiſe ergeben war. In einem Briefe an den Chemiker Ruhland ſpricht er

unverholen ſeine Meinung aus, daß die Verwandlung eines Metalles in ein andres nicht möglich ſey *).

Die Schwächen ſo wie die Verirrungen des Kaiſers Rudolph lagen der Welt offen zu Tage, und wurden in der That durch die Schickſale, welche den alten Herrſcher in ſeinen letzten Tagen trafen, hart genug geahndet. Keppler kannte die Mängel und Fehlgriffe ſeines Herrn ſo gut und vielleicht beſſer als irgend einer der öffentlichen, harten Richter über jene Gebrechen, er wußte aber auch zugleich, was er, ſo wie der gleich ihm aus ſeinem Vaterlande vertriebene Tycho und was durch ſie beide die Wiſſenſchaft dieſem von Natur wohlwollenden Kaiſer verdankten und war ſo wie blieb demſelben deshalb in dankbarer Liebe treu ergeben. Die Alchymiſten und all das andre Geſindel, das ſich aus Rudolphs II Kaſſe bereichert, und ſo lange ihnen dieſer Vortheil bringen konnte, in ſeiner Gunſt ſich gesonnt hatte, verließen einer nach dem andren ihren alten Wohlthäter; Keppler allein hielt treu bei dem im Prager Schloß gefangenen Kaiſer aus, bis dieſer, am 12. Januar 1612, niedergebeugt von Noth und Kummer, ſtarb.

Aber auch er, Keppler ſelber, war in dieſer Zeit von häuslichem Elend ſchwer heimgeſucht worden. Abgeſehen von dem beſtändigen Geldmangel, der eine Folge der unvollſtändigen und zuletzt ganz gehemmten Auszahlungen ſeiner Beſoldung war, hatten ſein theilnehmendes Gemüth auch noch andre, tiefer ſchmerzende Leiden getroffen. Seine Gemahlin, in äußeren Ehren und Wohlſtand erwachſen, vermochte die beengte Lage, in der ſie in Prag lebte, nicht ſo gleichmüthig zu ertragen wie er; ſie hatte ſchon ſeit längerer Zeit an tiefer Schwermuth gelitten. Als im J. 1607 die Paſſauer

*) Epistol. mut. nr. 229.

Truppen, welche der Kaiſer geworben hatte, für den lange rückſtändigen Sold durch gewaltthätige Erpreſſungen in Böhmen ſich bezahlt machen wollten und ſelbſt in Prag, in der Nähe von Kepplers Wohnung mehrere Häuſer von ihnen geplündert wurden, da wirkte der Schrecken ſo heftig auf die bedauernswürdige Frau ein, daß dieſelbe Anfälle von Epilepſie bekam, die zuletzt in Geiſtesverwirrung übergieng. Im J. 1611 machte der Tod dieſem Leid ein Ende, und nahe in derſelben Zeit verlor Keppler auch drei ſeiner Kinder an der Pockenkrankheit. Zu dieſen Leiden kam noch die Kränkung, daß ſeine Stieftochter, welche nach Steyermark gezogen war, ihren noch lebenden Geſchwiſtern die mütterliche Erbſchaft ſtreitig machen wollte.

Rudolphs II nächſtälteſter Bruder Matthias, ſchon längſt im Beſitz aller Einkünfte und Länder der Monarchie, war jetzt auch dem Titel und Rechten nach römiſcher Kaiſer geworden. Er beſtätigte Keppler in ſeinem Amte als kaiſerlicher Hofaſtronom, ließ aber demſelben ſeine Beſoldung noch ungleich ſchlechter auszahlen, als ſein Vorgänger dies gethan hatte. Noch 4000 Gulden war man unter der vorigen Regierung dem Hofaſtronomen ſchuldig geblieben, unter Kaiſer Matthias, von 1612 bis 1619 wuchs der Rückſtand auf 12000 Gulden an. Da konnte keiner der Gehülfen, keiner der Arbeiter und Diener der Sternwarte mehr bezahlt werden; Keppler allein, der ſich und die Seinen durch das ſeiner Natur ſo widerſtrebende Schreiben von Kalendern, mit witzig=ſinnreichen aſtrologiſchen Vorausverkündigungen ernähren mußte, wandelte noch auf den verödeten Sälen unter den jeder nöthigen Ausbeſſerung und Vervollſtändigung beraubten Hülfsmitteln herum. Dennoch wußte der Kaiſer bei Gelegenheit der Dienſte ſeines Hofaſtronomen ſich auf eine Weiſe zu bedienen, welche alle Kräfte deſſelben in Anſpruch

nahm. So auf dem Reichstag zu Regensburg im J. 1613, wo Keppler durch ſeinen Einfluß, wie durch ſein in deutſcher Sprache verfaßtes gründliches Gutachten vergeblich ſich bemühte die proteſtantiſchen Stände dahin zu bewegen, daß auch ſie der allgemeinen Einführung des verbeſſerten, naturgemäßern Gregorianiſchen Kalenders ſich annehmen möchten. Als auf dieſem Reichstage auch über Kepplers Forderung der rückſtändigen Beſoldung eine Berathung ſtatt fand, entſchied die Stimmenmehrheit zwar zu ſeinen Gunſten, er aber erhielt demohnerachtet keinen Heller. Und dennoch fragte ihn der kaiſerliche Geheimerath Wakher von Wakhenfels, warum die aſtronomiſchen Tafeln, deren Ausarbeitung er verſprochen, noch nicht erſchienen ſeyen, obgleich jeder wußte, daß der Vorwurf nicht erfüllten Verſprechens auf ganz andre fiel als auf den vielgeplagten Mann, dem jetzt alle Arbeit ohne Bezahlung allein oblag, und welcher, um nicht zu verhungern oder zu betteln, Kalender machen mußte.

Als Keppler von aller andren Hülfe ſich verlaſſen ſahe, da folgte er, mit Bewilligung des Kaiſers, dem Rufe der Stände des Landes ob der Ens zu einer Profeſſur der Mathematik an dem Gymnaſium zu Linz und zog mit ſeinen beiden Kindern, dem Sohne Ludwig und der Tochter Margaretha dorthin.

### 6) Kepplers Leben in Linz.

Die Leiden wie die Freuden des trefflichen Mannes, aus deſſen Leben wir hier einige Züge mittheilen, wuchſen beſtändig in gleichem Maaße; je heftiger die Stürme von außen ihm zuſetzten, deſto kräftiger wurden auch von innen die Tröſtungen und Erquickungen, welche ſein Gemüth empfieng. In dem Zeitraum von 1614 bis 1620 wurden Kepplers Forſchungen durch die größeſten, herrlichſten Ent=

deckungen belohnt; ſeine Verdienſte um die Wiſſenſchaft fanden, wenn auch nicht in Deutſchland, doch in andren Ländern die ehrendſte Anerkennung; in ſeinem häuslichen Leben genoß er eines Friedens und einer Freude, welche er vorher noch nie empfunden.

Wenn man jedoch in ſeinen, während dieſer Zeit verfaßten Schriften, ſo wie in vielen ſeiner Briefe jene Seligkeit des Geiſtes, jene Himmelsfreuden mit empfindet, welche das Erkennen der Ordnung und der Geſetze ihm gewährte, nach denen eine göttliche Weisheit das ſichtbare Weltall regiert und erhält, wenn man durch den Inhalt jener Schriften, wie in der Nähe eines Göttlichen, freudig ſich erhoben fühlt, dann wird man auch durch die Mittheilungen deſſelben glücklichen Mannes über die wüthenden Angriffe, welche die todte Orthodoxie ſeiner Confeſſionsgenoſſen von unten her auf ihn machte, deſto tiefer betrübt und verletzt. Dort ein frommer, demüthiger, kindlichgläubiger Prieſter des Herrn, am Altar der Natur, hier hochmüthig fleiſchliche Eiferer, in denen der Buchſtabe Geiſt und Leben der Liebe getödtet hatte, unwürdig des Altares, an welchem ſie, wenn ſie lieblos und mit Haß im Herzen ihm naheten, ſtatt der Segnungen nur das Gericht empfangen konnten. Und wenn uns nach einer andern Seite hin Kepplers Briefe einen Blick thun laſſen in das ſtille liebliche Leben ſeines eignen Hauſes, dann wird die Freude hieran deſto fühlbarer getrübt durch den Jammer, der ſeine Familie in Würtemberg traf, als man dort ſeine alte, ſiebenzigjährige Mutter der Hexerei beſchuldigte und peinlich verfolgte. Die Schmach, welche damals, von dem Vaterlande aus ſich über ſein ganzes Haus ergoß, konnte kaum durch die Ehren aufgewogen werden, welche England und Italien ihm erwieſen.

Die erſte Erfahrung, welche Keppler bei ſeinem Eintritt in das neue Lebensverhältniß machen mußte, gehörte nicht zu der Reihe der erfreulichen, ſondern der ſchmerzlichen Begegniſſe, welche ſeiner in Linz warteten. Dort war ſeit 1610 Hauptpaſtor der damals zahlreichen lutheriſchen Gemeinde, Daniel Hizler, ein geborener Würtemberger. Dieſer wußte nichts Angelegentlicheres zu thun als ſeinem großen Landsmann gleich nach den erſten Kirchenbeſuchen deſſelben die Würtembergiſche, ſogenannte Concordienformel zur beiſtimmenden Unterſchrift vorzulegen und da Keppler in Beziehung auf die in jener „Concordienformel" anbefohlene Verfluchung der Reformirten, wegen ihrer abweichenden Auslegung der Einſetzungsworte des Abendmahles eine Verwahrung beiſetzen wollte, ſprach Hizler alsbald über ihn, als ſelbſt einen Ketzer, die Excommunication aus. Keppler wendete ſich deshalb an das Conſiſtorium zu Stuttgart mit der beſcheidnen Bitte ihm entweder ſeine Zweifel über die Zuläſſigkeit der Verfluchung der Chriſten einer andren Bekenntnißform zu löſen, oder doch den Ausſpruch zu thun, daß Hizler ihn, ohne ſein Gewiſſen zu verletzen, zur Communion zulaſſen könne. Denn im Fall er genöthigt ſein würde außerhalb der Stadt zur Communion zu gehen, möchte dieſes bei Andren gegen den Geiſtlichen, durch welchen er das Abendmahl empfinge, ein Vorurtheil erregen und auch in andrer Beziehung ein Aergerniß geben.

Die Antwort der Würtembergiſchen Orthodoxen auf jenen chriſtlich beſcheidnen, demüthigen, aus tiefer chriſtlicher Erkenntniß hervorgegangenen Brief kann für alle Zeiten lehrreich ſeyn. Nur wie zum Spott ſcheinen ſie im Eingang ihres Schreibens ſeine Sprache der Beſcheidenheit nachzuäffen, dann aber alsbald reden ſie in ihrer Weiſe. Sie nennen ihn, den in Noth und Todesgefahr treuen Bekenner des

gemeinſamen Glaubensgrundes einen Wolf in Schafsklei-dern, einen Maulchriſten; ſeine Zweifel ſind in ihren Augen ungereimte Speculationen, ihre Concordienformeln dagegen Gottes Wort; ein blinder Glaube daran iſt Bedingung zur Seligkeit; ſie rathen dem über ihre beſchränkten Köpfe hoch erhabenen Geiſte, er ſolle bei ſeiner (in ihren Augen ſehr gering geachteten) Mathematik bleiben, mit dem Studium der heiligen Schrift ſich nicht befaſſen.

In Beziehung auf dieſen Erlaß des Stuttgarter Conſiſtoriums ſchreibt der jüngere, von ſeinem Namensvorgänger durch Milde der Geſinnung ſehr verſchiedene Joh. Val. Andreä an Keppler. „Die neue Theologie iſt durch ſophiſtiſche Unterſuchungen und nutzloſe Fragen ſo dornig, daß weder Petrus noch Paulus, wenn ſie ins Leben zurückkehrten, bei ihr Eingang finden könnten.“ Keppler ſelber ſchreibt darüber an Mäſtlin: „Ich könnte all dieſem Krieg ein Ende ſchaffen, wenn ich, ohne eine Ausnahme zu machen, Alles unterſchriebe. Ich vermag aber nicht in Sachen der Religion zu heucheln. Mein Gewiſſen erlaubt es mir nicht ihren Haſſ zu theilen und durch meine Unterſchrift zu einem verdammenden Richter mich aufzuwerfen; denn verdammen kann ich meine Brüder nicht; ſie ſtehen oder ſie fallen, immer ſind ſie des Herrn und meine Brüder.“

Zu dem betrübenden Ereigniß geſellte ſich bald nachher, für den vielgeprüften Mann ein ſehr erfreuliches. Kepplers erſte Ehe, wie man dies aus verſchiedenen, auf fremder Mittheilung beruhenden Zügen ſchließen muß, war im Ganzen kaum eine glückliche zu nennen. Das hochgeborene, adelige, in Wohlſtand erwachſne Fräulein, konnte ſich niemals in die Entbehrungen und Beſchwerden des armen Lebens eines ſolchen Gelehrten finden, wie Keppler war; jene tiefe Schwermuth, welche ſie bei den trüben Ver-

hältniſſen in Prag ergriff, nachmals ihr ſchweres leibliches und geiſtiges Erkranken konnte auf den, unter eignen Laſten ſeufzenden Mann nur niederbeugend, nicht erheiternd wirken. Keppler bedurfte einer treuen Mutter für ſeine beiden Kinder; in Efferdingen führte ihm die Vorſehung eine Lebensgefährtin zu, welche durch Tugend wie durch Bildung und eine hohe äußre Anmuth ganz geeignet war, ihm alle Freuden einer im Himmel geſchloſſenen, glücklichen Ehe zu gewähren. Suſanna Rettinger, eine Bürgerstochter aus Efferdingen, von der Gräfin von Stahremberg, deren Liebling das ſchöne, ſanfte Kind war, erzogen und gebildet, reichte ihm ſchon im Jahr 1613 ihre Hand und wurde von da an eine treue, freudige, liebevolle Genoſſin aller ſeiner Schickſale, bis zu ſeinem Tode.

Ein höheres geiſtiges Leben war in den, ſchon vorhin immer thätigen Mann gekommen. In Linz ſchrieb er die männlich reifeſten, die erhabenſten ſeiner Werke. Was er von dem einen derſelben, einem der ſpätren, in einem Briefe an ſeinen Freund Bernecker in Straßburg ſchreibt, das mag noch vielmehr von den ungleich bedeutenderen Arbeiten aus dieſer Zeit gelten. „Dieſe Beſchäftigung“, ſo ſchreibt er, „macht mir zwar mehr Mühe, als das Leſen derſelben meinen Leſern, ich empfange aber auch zugleich aus ihr eine reichere Fülle von Freuden als alle meine Leſer zuſammengenommen.“

Welche erhebende Gefühle mögen das geweſen ſeyn, mit denen Keppler bei der Ausarbeitung ſeines Inbegriffes der copernicaniſchen Lehre*) eine ſeiner großen Entdeckungen an die andre zu einem, durch das was darin ſich abſpiegelte, göttlich ſchönem Ganzen ſich zuſammenfügen ſahe.

*) Epitome astronomiae copernicanae, in 4 Bänden, welche in den Jahren 1618 bis 1622 im Druck erſchienen.



TAYLOR INST. - OXFORD -

Keine andre Freüde dieſer Art, welche jemals ein denkender Menſchengeiſt, in der Erkenntniß der großen Werke Gottes genoſſen, mag aber höher geweſen ſeyn als die, welche der geweihte Seher der Wahrheit bei der Entdeckung des dritten von ihm gefundenen Geſetzes der Entfernungen und Umlaufszeiten der Weltkörper empfand, nach welchem die Würfelzahl der Entfernungen gleich iſt der Quadratzahl der Umlaufszeiten, ſo daß man, wenn man z. B. die Umlaufszeit eines Weltkörpers kennt, hieraus mit voller Sicherheit ſeinen Abſtand von der Sonne finden kann, indem man aus der Quadratſumme der erſteren die Cubikwurzel aufſucht*). Es war am 8. März 1618, als Kepplern auf dem Wege ſeiner mühſamen Rechnungen dieſes eben ſo folgenreich erhabene als einfache Geſetz, gleich einer Erſcheinung aus einer Welt des Geiſtigen entgegentrat. Er traute ſeinen eignen Augen nicht, meinend, er habe durch eine Uebereilung im Rechnen ſich ſelber getäuſcht. Als er aber zwei Monate ſpäter (am 15. Mai) ſich noch einmal an die Arbeit begab, da war der große Schatz gehoben, von welchem der tiefſinnige Verfaſſer der **Mecanique céleste**, der berühmte Laplace ſagt, daß in ihm, in Verbindung mit den beiden erſten Keppleriſchen Geſetzen die Keime zu der ganzen Mechanik des Himmels liegen. Ein Jahr hernach theilte Keppler ſeine Entdeckung des dritten Geſetzes der Mitwelt in einem Werke mit, welchem an Tiefe, an Klarheit und Erhabenheit der Gedanken nur wenig Menſchenwerke im Gebiet der Wiſſenſchaft nahe kommen. Mit Recht nannte er daſſelbe die

*) Wenn z. B. ein Planet gerade 8 Jahre der Erde zu ſeinem Umlauf brauchte, dann müßte ſein Abſtand von der Sonne 4mal ſo groß ſeyn, als der der Erde, denn das Quadrat von 8 iſt 64, die Cubikwurzel aus 4mal 4mal 4 oder aus 64, iſt 4.

Harmonie der Welten *); die Welt der Sichtbarkeit und ihre Geſetze erſcheinen in dieſem wundervollen Buche ſo durchwirkt von den Kräften einer Welt des Geiſtigen und Ewigen, wie der lebende Leib von der Seele; in ihren Harmonien vernimmt man ein Loblied des Schöpfers, das nie verſtummt, ſondern das ertönet bei Tag wie bei Nacht durch die Aeonen der Aeonen. „Ich danke dir“, ſo ſpricht Keppler am Schluß jenes Buches, „ich danke dir mein Schöpfer und mein Herr, daß du mir dieſe Freuden an deiner Schöpfung, das Entzücken über die Werke deiner Hände geſchenkt haſt. Ich habe die Herrlichkeit deiner Werke den Menſchen kund gethan, ſo weit mein endlicher Geiſt deine Unendlichkeit zu faſſen vermochte. Wo ich etwas geſagt, das deiner unwürdig iſt, oder nachgetrachtet haben ſollte der eignen Ehre; das vergieb mir gnädiglich.“

In der Vorrede ermahnt er die italieniſchen Buchführer, durch welche gewöhnlich eine große Zahl von Exemplaren ſeiner Werke abgeſetzt wurden, daß ſie aus Achtung gegen die Obrigkeit ſeine „Harmonie der Welten“, darin die Wahrheit des copernicaniſchen Syſtems aufs Einleuchtendſte erwieſen war, nicht an Jedermann, ſondern nur an ſachverſtändige Gelehrte abgeben möchten. Es bezieht ſich dies auf die Stelle eines Briefes des geiſtreichen Grafen Blancus, welcher ſeinem deutſchen Freunde meldet, daß man zwar in Italien die Verbreitung der Lehre von der Bewegung der Erde unter dem Volk durch das Verbot der Bücher ſolchen Inhaltes verhindern wolle, daß aber, wenn tauſend Exemplare der Harmonie der Welten nach Italien kämen, ſie alle um hohen Preis würden verkauft werden. Uebrigens ſagt Keppler über die damaligen religiöſen Bedenklichkeiten ſolcher

*) Harmonices mundi. In 5 Büchern 1619.

Art ſehr treffend: „Der Tag iſt nahe, an deſſen Licht die fromme Einfalt ihres blinden Wahnes mit Beſchämung inne werden und wo man die reine Wahrheit im Buche der Natur wie in der heiligen Schrift erkennen und über die Harmonie beider Offenbarungen ſich freuen wird.“

Keppler eignete jenes Hauptwerk ſeines Lebens dem König Jacob I von England mit dem Wunſche zu, daß in ihm die Harmonie der Kirche ihr Zuſammenſtimmen finden möge. Es war dies nur eine dankbare Erwiederung jener huldvollen Beachtung, welche dieſer König ihm erwieſen hatte, als er durch Lord Wotton unter ſehr vortheilhaften Bedingungen ihn nach England berufen ließ*). Vieler Noth, die ſpäter ſein wartete, wäre er durch die Annahme dieſes Rufes entgangen, auch war ſchon ſeine damalige Lage in dem vom Krieg bedrängten Linz, bei dem Vorenthalten der Beſoldungszahlung und aller andren Einkünfte eine ſehr peinliche, dennoch hieng der ſeltſame Mann ſo feſt am Vaterland, daß er ſich zum Auswandern auf die brittiſche Inſel nicht entſchließen konnte. Er, deſſen Geiſt ſich an den raſtloſen Bewegungen der Welten des Himmelsraumes vergnügte, würde, wenn er ſeiner Neigung hätte folgen dürfen, nicht über einen Grad der Breite ſeiner kleinen Erde von der Wiege ſeiner Heimath hinweggezogen ſeyn.

Allerdings waren die bereits erwähnten Werke, die Epitome und die Harmonices mundi ihrem Gehalt nach die bedeutendſten aus dieſer Zeit von Kepplers Leben. Ab-

---

*) Sir Henry Wotton war engliſcher Geſandter bei der Republik Venedig und machte den Antrag mündlich auf einer ſeiner Reiſen an Keppler. M. v. Sir David Brewster: the Martyrs of Science or the Lives of Galileo, Tycho Brahé and Kepler, im Auszug in the Edinburgh Review Vol. LXXX. p. 165.

geſehen von den erſt nach mehreren Menſchenaltern allgemein verſtändlicher werdenden größeſten, in ihnen enthaltenen Entdeckungen hatte auch für die Mehrzahl der damaligen Zeitgenoſſen, namentlich das Buch über die Harmonie der Welten, eine ganz neue Anſchauung des Sternenhimmels ſchon durch die Lehre begründet, daß alle Fixſterne Sonnen, gleich der unſrigen, wahrſcheinlich auch von einer Planetenwelt umgeben ſeyen, und daß die Lage unſres Sonnenſyſtemes in einer näheren Beziehung zur Milchſtraße ſtehe; daß das Licht kein ausſtrömender Körper, ſondern die Folge eines Bewegens ſey (er ſprach, noch ehe die Beobachtung dies entſchieden, die Wahrheit aus, daß die Sonne ſich um ihre Axe bewege). Aber außer jenen großartigeren Arbeiten veröffentlichte Keppler in den Jahren von 1614 bis 1620 auch noch mehrere kleinere, unter denen einige, nur wie im Scherz hingeworfene, die Keime nachmaliger bedeutender Anwendungen in ſich tragen. Seine Stereometrie der Fäſſer (1615) führte Fermont auf die Erfindung der Differentialrechnung, und von nicht minderer Bedeutſamkeit ſind ſeine Forſchungen über die Geſtalt der Schneeflocken; über die Vermehrung des Menſchengeſchlechtes, ſowie ſeine phyſikaliſchen Ketzereien (Paradoxa physica), ja ſelbſt ſeine Erfindung der Waſſerſchrauben.

Wer könnte es dieſen, wie aus dem Himmelsblau eines immer heitren, klaren Geiſtes hervorgegangenen Arbeiten anmerken, welcher tiefe Schmerz während der Zeit ihres Entſtehens auf den Verfaſſer derſelben einwirkte! Und dennoch war dieſes zum Theil ein ſolcher, dem ein minder ſtarker Geiſt ganz erlegen ſeyn würde. Von der einen Seite brach ein Ungewitter der Verfolgungen über Keppler als treuen Gefährten ſeiner Glaubensgenoſſen, von der andren eine Fluth der Läſterungen über ihn und ſein ganzes Haus durch

den Verdacht herein, der ſeine unglückliche alte Mutter getroffen hatte.

Als der Sohn vor 20 Jahren ſein Vaterland verließ, war die Mutter eine unbeſcholtene, geachtete Frau geweſen. Ihre Tochter Margaretha, die dem Mathematiker an ſanfter, guter Gemüthsart am meiſten glich, bezeugte: daß ſie von ihrer lieben Mutter in Gottesfurcht und in allen Tugenden wohl unterwieſen und durch das Vorbild des chriſtlichen Wandels, den dieſelbe führte, darin beſtärkt worden ſey. Andre ſagten von der alten Kepplerin aus, daß ſie allerdings ein Weib von heftiger, leicht reizbarer Gemüthsart und ihrer Zunge, wenn ſie in Zorn war, nicht mächtig geweſen ſey. Als die Tochter von dem Aufenthaltsort der Mutter, auswärts, an Pfarrer Binder ſich verheirathet hatte, war die einſame Alte bei ihrer lebhaft redſeligen Natur genöthigt, ihre tägliche Unterhaltung in fremden Häuſern und Familien zu ſuchen, wo ſie öfters in Dinge ſich miſchte, die nicht ihres Amtes waren. Den Verdacht aber der Hexerei hatte ſie durch andre, durchaus abſichtsloſe Nachläſſigkeiten erregt. Eine von dieſen war es, daß ſie den Wein, um nicht immer, wenn ein Gaſt zu ihr kam, in den Keller hinabſteigen zu müſſen, oben im Zimmer, in zinnernen Kannen, vielleicht auch in andren metallenen Gefäßen ſtehen hatte. Sie war, nach der Sitte ihres Landes gaſtfrei, und pflegte jedem Beſuchenden, jedem der ihr den kleinſten Dienſt erwieſen, einen Trunk des ſelbſtgebauten oder vaterländiſchen Weines darzureichen. Welche ſchädliche Beſtandtheile aber ein ſolches Getränk, bei längerem Stehen und bei einiger Verſäumniß der ſorgfältigen Reinigung ſelbſt in manchen damals ſogenannt „zinnernen“ Gefäßen annehmen könne, das wußten ſelbſt die Gelehrten jener Zeit noch nicht zu beurtheilen. Ein Barbiergeſelle hatte nach einem Trunk ſol-

chen Weines, den ſie ihm reichte, Kopfweh und Erbrechen bekommen. Der Schulmeiſter Beutelspacher, ein Schulcamerad des Mathematikers hatte ihr die Briefe von dieſem gewöhnlich vorgeleſen und auch beantwortet und bei ſolcher Gelegenheit, ſo wie dann, wenn er in ihrem Baumgarten arbeitete, jederzeit einen reichlichen Trunk aus den zinnernen Kannen empfangen. Der Mann hatte ſich einſt, als er mit einem ſchweren Tragkorbe beladen über einen Graben ſpringen wollte und dabei niederſtürzte, durch den Fall am Rückgrat wehegethan und er ſchrieb die Folgen dieſes Zufalles ſpäter, als das Gerücht von den Hexereien der Kepplerin ſich zu verbreiten anfing, bloß dem vermeintlichen Zaubertrank des Weines ſeiner Nachbarin zu. Vor allen andren war es ein rachſüchtiges Weib, welcher die Kepplerin einſt mit ſcharf ſchneidender Zunge ihren früheren böſen Lebenswandel und die damals von ihr, zur Verbergung des Verbrechens gebrauchten unnatürlichen Mittel vorgeworfen hatte, welche in wahnſinniger Wuth als Zeugin auftrat, um die unglückliche Alte als Hexe zu verſchreien. Selbſt ihr jüngſter Sohn Heinrich, ein Menſch von gefühllos rohem Gemüth, der, als Invalid mit einer Schaar von Kindern zurückkehrend der Mutter zur Laſt lag, bald hernach aber ſtarb, hatte gegen eine Nachbarin ein ſchmähendes Wort über die Küche ſeiner Mutter geſprochen, dem man ſpäter, beim Zeugenverhör, eine widerſinnig abergläubiſche Deutung gab. In die höchſte Gefahr jedoch hatte ſich die unglückliche Alte geſtürzt, als ſie ihrem boshaften Richter, den Vogt Einhorn ins Geſicht den (gerechten) Vorwurf der Beſtechlichkeit machte und dieſe Gefahr wurde noch dadurch vergrößert, daß der Leibbarbier des Herzogs Achilles, ein Verwandter ihrer erbittertſten Feindin war. Leider trat ſelbſt der oberſte Geiſtliche des Ortes, der Decan Buk auf

die Seite der abergläubigen und rachſüchtigen Kläger, deren Zahl ſich, ſeitdem einmal der Verdacht gegen die Alte erregt war, durch Jeden vermehrte, in deſſen Haus, nachdem die bedauernswürdige Frau darin geweſen, irgend ein Unfall ausgebrochen war. Sogar durch ihr Begegnen auf der Gaſſe ſollte ſie Kindern irgend eine zauberiſche Verletzung angethan haben.

Man darf nicht vergeſſen, in welche Zeit dieſer unſinnige und ruchloſe Hexenprozeß fiel. Ein armes Weib, aus dem Dorfe der Kepplerin gebürtig, wurde, weil ſie im Verdacht der Hexerei ſtund, auf Befehl des unſinnig grauſamen Vogtes Einhorn ſo hart gefoltert, daß der Daumen an der Wage hängen blieb; Folter und Scheiterhaufen waren von jenem Manne auch der Mutter des großen Mathematikers zugedacht. Keppler hatte im Jahr 1615 durch einen Brief ſeiner Schweſter Einiges von den Beſchuldigungen erfahren, die man ſeiner Mutter machte. Ein Brief von ihm, an den Kanzler Faber, ſowie das Anſehen dieſes Freundes ſcheinen damals für einige Zeit die Feinde ſeiner Mutter geſchreckt zu haben. Das Feuer jedoch der Gehäſſigkeit und des furchtbaren Verdachtes, das gegen die unglückliche Alte weit umher im Volk ſich entzündet hatte, wurde dadurch nicht ausgelöſcht, ſondern wie ein Brand im Walde zündete es weiter. Man hatte ſie aus der Gemeinſchaft ihrer Kirche ausgeſchloſſen, man verbat ſich ihren Beſuch in den Häuſern, ſie ſahe von allen Menſchen ſich verlaſſen, verabſcheut und geflohen, nur die Tochter Margaretha und ihr großer Sohn, der Mathematiker nahmen ſich ihrer mit kindlicher Liebe und Treue an. Dieſer, der Mathematiker, hatte die Mutter eingeladen zu ihm nach Linz zu kommen und ihre alten Tage bei ihm in Frieden zu verleben. Sie kam auch, blieb aber nur kurze Zeit, weil

ſie fürchtete, der ungerechte Verdacht gegen ſie könne durch ihre Entfernung aus der Heimath noch heftiger aufgeregt werden und in Hoffnung ſtund, ihr perſönliches Auftreten vor Gericht, ihre wahren, aus gutem Gewiſſen kommenden Ausſagen, würden die falſchen, ungegründeten Anklagen entkräften. Ueberdieß hatten ihr auch die Gerichte mit Einziehung ihres kleinen Beſitzthumes, zur Entſchädigung der feindſeligen Kläger gedroht und ihr Schwiegerſohn ſo wie der Sohn Chriſtoph in Weil ſich erboten, die Beklagte vor ihre Richter zu ſtellen. Der Mathematiker reiste ihr nach, verſuchte jedoch vergeblich ſie zur Rückkehr mit ihm nach Linz zu bewegen; er kehrte, nachdem er die Angelegenheit ſeinen Freunden anempfohlen, allein zurück. Die arme Mutter war jetzt wieder ganz in den Händen der Feinde; ein Zeugenverhör im J. 1618 hatte durch eine zahlloſe Menge der unſinnigſten Ausſagen den ſchwarzen Verdacht gegen ſie vermehrt und als die Verfolger im J. 1619, nach dem Tod des Kaiſers Matthias, den bisherigen Hofaſtronomen ſeiner höchſten Stütze beraubt wähnten, ja als dieſer in dem belagerten Linz ſelber wie ein Gefangener eingeſchloſſen war, da wagten die Verläumder ihren furchtbarſten Angriff, in deſſen Folge die 74jährige Frau ins Gefängniß geworfen und zu den Qualen der Tortur verurtheilt wurde. Jetzt aber, da die Gefahr am größeſten, erſchien plötzlich am 26ten September 1620 der Mathematiker, der ſeine Familie aus Linz nach Regensburg geflüchtet und dann zur Rettung der Mutter ſich auf dieſe, wie er ſie ſelber nennt, „klägliche Reiſe" begeben hatte. Seinem beredten Mund und ſeiner Feder gelang es jedoch erſt nach einem Jahre und nur mit Hülfe einiger hellſehenden, edeldenkenden Räthe des Herzogs die Mutter aus dem Kerker und aus der Furcht vor Marter und Feuer-

tod zu befreien und die ſcharfſinnig klare Beleuchtung aller Ungerechtigkeiten und Fehlgriffe, welche in dieſem Hexenprozeß gemacht worden waren, hat ſehr weſentlich dazu beigetragen, zunächſt in Würtemberg, dann auch in andren deutſchen Ländern den Regierungen die Augen zu öffnen über jene Blutſchulden, die man bis dahin in dem Verfahren gegen Tauſende ſolcher Unglücklichen, wie Kepplers Mutter war, aufgehäuft hatte. Die alte Mutter entgieng aller weitren Noth der Erde durch ihren Tod am 13. April 1622.

Keppler hatte durch dieſen langen, ſchweren Kampf mit fremden Vorurtheilen und Ungerechtigkeiten nicht bloß mehrere Jahre ſeiner ihm ſo koſtbaren Zeit verloren, ſondern auch, in der beſtändigen Bewegung des Gemüthes, an Kräften des Leibes ſo wie an den ihm ſelber ſo ſparſam zugetheilten Geldmitteln ungemein viel aufgeopfert. Schwerer jedoch und empfindlicher als dieſes Alles fiel ihm und den Seinigen die große Schande, welche nach den Vorurtheilen jener Zeit ſeinen Namen, als den des Sohnes einer Mutter trafen, welche im Verdacht der Hexerei ſtund. Bis hin zu den Ufern der Oſtſee hatte das ſchmähliche Gerücht, mit vielen Zuſätzen ſich verbreitet. Die Stelle als Hofaſtronom war ſeit Kaiſer Ferdinands Regierungsantritt eingezogen worden, eben ſo die der Profeſſur in Linz; nirgends zeigte ſich für Keppler im deutſchen Vaterland ein Ort des Unterkommens. Da öffnete ſich ihm eine Ausſicht, ſo vortheilhaft als ihm noch keine in Deutſchland geworden war, auf eine Anſtellung in Italien. Der geiſtvolle Prinz Julius von Medicis hatte den berühmten Mann durch Galilei der Republik Venedig empfehlen laſſen, dieſe zeigte ſogleich ſich geneigt auf die Empfehlung einzugehen und Galilei freute ſich ſchon innig auf Kepplers Nahekommen und perſönliche Bekanntſchaft. Faſt um dieſelbe Zeit ergieng auch

ein andrer Ruf an den groſsen, deutſchen Aſtronomen; die Univerſität Bologna wollte ihn für eine Profeſſur der Mathematik gewinnen. Keppler aber fühlte ſich dem Vaterland in all ſeinen Leiden und Freuden ſo tief verbunden und wuſste den Werth der allerdings vielfach verkümmerten geiſtigen Freiheit deſſelben ſo hoch zu ſchätzen, daſs er ſich nicht entſchlieſsen konnte, nach Italien zu gehen. Mit ungebeugtem Muthe gieng er der Noth und den Sorgen entgegen, die in den letzten Jahren des Lebens ſeiner warteten.

Noch während ſeines Aufenthaltes in Würtemberg hatte er die Beobachtungen zweier Mondsfinſterniſſe im Juni und December 1620 beſchrieben. Seitdem er jedoch mit ſeiner Familie noch einmal nach Linz zurückgekehrt war, wo er fortwährend auch durch Unterricht, wenigſtens einzelner Schüler zu nützen ſuchte, lag ihm die endliche Ausführung einer anderen Amtsarbeit an, die ihm ſchon vor 20 Jahren von Kaiſer Rudolph aufgetragen worden. Es war dies die Umgeſtaltung und Verbeſſerung der zuletzt von Copernicus veröffentlichten ſogenannt prutenischen, aſtronomiſchen Tafeln. Keppler gab denſelben durch ſeine Bearbeitung nicht nur eine ganz neue Geſtalt, ſondern auch, zu Ehren ſeines alten Wohlthäters, des Kaiſers Rudolph den Namen der Rudolphiniſchen. Sie ſind nach Laplaces Urtheil ein für alle Zeiten denkwürdiges Unternehmen. Zum erſten Male waren hier die aſtronomiſchen Berechnungen auf die wahren Geſetze der planetariſchen Bewegung begründet, führten mithin zu einem untrüglich wahren Reſultat. Wenn man bedenkt, daſs Keppler die Arbeit der mühſamen Rechnungen *),

*) Nepers Erfindung der Logarithmen, durch welche dem rechnenden Aſtronomen mehr als die Hälfte der Zeit und Mühe erſpart wird, war damals noch nicht gemeinnützig

weil ihm nicht einmal ſeine Beſoldung, geſchweige die eines Gehülfen bezahlt wurde, ganz allein auf ſich laſten hatte, daß er mitten in der Beſchäftigung durch die Unruhen des Krieges und häusliche Noth ſo oft unterbrochen und gehemmt wurde, daß in die Zeit des ſchon begonnenen Druckes die Vertreibung der Proteſtanten und zugleich die ſeinige aus Linz fiel und der Umzug nach Ulm, dann wird man erſt im Stande ſeyn, die rieſenhafte Arbeit, welche hier in 65 Folioſeiten zuſammengedrängt iſt, recht zu würdigen. Da die Anweiſungen, welche der Kaiſer ihm, zur Bezahlung der Druckkoſten an mehrere Reichsſtädte ertheilt hatte, gar nicht oder nur zum Theil beachtet wurden und die Auslagen dafür meiſt den Verfaſſer trafen, hatte dieſer das Recht empfangen, ſo viel Exemplare der im J. 1627 zu Ulm gedruckten Tafeln für ſeinen Vortheil zu verkaufen als nach dem Betrag des Preiſes, den die kaiſerliche Bücher-Commiſſion dafür feſtgeſetzt hatte, zur Vergütung ſeiner gemachten Auslagen hinreichend wären. Jener Preis war zu 3 fl. angeſchlagen, Fürſten aber, Univerſitäten und mehrere wohlbemittelte Freunde der Gelehrſamkeit ſendeten dem Verfaſſer als Beweis ihrer perſönlichen Achtung für dieſes längſt erſehnte und erwartete Werk Summen, deren hoher Betrag den ſo beſcheiden angeſetzten Preis unvergleichbar weit übertraf. Es war dies ein Zehrpfennig, den die Vorſehung

gemacht. Als dieſelbe in den letzten Lebensjahren Kepplers in Deutſchland bekannt wurde, hatten die Mathematiker ein Mißtrauen dagegen, weil der Erfinder aus dem Grunde, darauf ſeine Erfindung beruhete, ein Geheimniß machte. Keppler hatte kaum einen Blick in das Buch gethan, da fand er ſogleich die Theorie der Logarithmen, die er in ſeiner Chilias Logarithmorum 1624 bekannt und hierdurch den Mathematikern die große Erfindung erſt annehmlich machte.

dem ſtandhaften Dulder auf den letzten Theil ſeines Pilgerweges, ſo wie ſeiner Wittwe und ſeinen Waiſen zur Hülfe in ihrer Noth zuſendete.

## 7) Kepplers Lebensende.

Die letzten Tage des trefflichen Mannes ſollten wo möglich noch unruhiger und getrübter werden als ſeine früheren geweſen. Es ſcheint ein weſentliches Element der Erziehung für den großen, zeitlichen wie ewigen Beruf ſeines Geiſtes geweſen zu ſeyn, daß jenem natürlichen Sehnen nach Frieden und Ruhe, welches in ihm lag, nirgends auf der Erde ein Anhaltspunkt noch Befriedigung werden ſollte, damit dieſes Sehnen immer mehr an die Richtung von der Erde hinweg nach dem Himmel ſich gewöhnen möge.

Oeſterreich war dem treuen Anhänger des Augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes faſt verſchloſſen, doch hatte Keppler ſeine Stellung als Hofaſtronom ſammt der zu ihr gehörigen Beſoldung von neuem empfangen. Damit aber die kaiſerliche Hofkammer dieſer Ausgabe ſo wie der Laſt der Rückſtände auf die früheren Beſoldungsbeträge von 12000 fl. enthoben werde, wurde der Aſtronom mit all ſeinen Anforderungen dem mächtigen Gönner und Freunde, weniger freilich der Aſtronomie als der Aſtrologie, dem Herzoge von Friedland und Sagan: Wallenſtein übergeben. Aus den Einkünften des dem Feldherrn neu verliehenen Herzogthumes Mecklenburg ſollten beide: die Beſoldung wie die Schuldforderungen Kepplers bezahlt werden. Wallenſtein war es fähig den Werth eines ſolchen hochſtrebenden Geiſtes, wie der des Keppler war, zu ahnen, wenn auch nicht vollkommen ihn zu würdigen. In Sagan war der große Aſtronom ein Genoſſe ſeines Tiſches wie ſeines vertrauten Umganges und beide Männer, hochſtrebend, im Genuß der

Sinnen mäßig und einfach, zum Frohſinn und Scherz wie zu ernſteren wiſſenſchaftlichen Unterhaltungen geneigt, vertrugen ſich wohl zuſammen. Als aber der Herzog Kepplern zum Dienſt ſeiner aſtrologiſchen Träumereien beſtimmen wollte, da weigerte ſich dieſer, und Wallenſtein ſahe ſich genöthigt neben dem Aſtronomen noch den Aſtrologen Zeno (Seni) um theuren Sold in ſeine Dienſte zu nehmen. Auch wagte es Keppler ungeſcheut den mächtigen Herzog an die Schuld zu erinnern, deren Abzahlung er verſprochen hatte und den Erſatz, der ihm durch eine Anſtellung an der Univerſität Roſtock geboten wurde, auszuſchlagen. Dagegen übernahm er willig die Ausführung, ſowohl von Wallenſteins Auftrag, den Zeitpunkt der Conjunktion des Jupiter und des Saturn aufs Genaueſte zu berechnen, als die des kaiſerlichen Auftrages zu einer Berechnung aſtronomiſcher Ephemeriden, bis zum Jahr 1637. In einem Briefe an den treuen Freund Berneker in Straßburg, darin Keppler es erzählt, wie er Wallenſtein, den von Allen gefürchteten zweimal an ſeine Schuld gemahnt und ihm erklärt habe, daß er dem Rufe nach Roſtock nur mit Genehmigung des Kaiſers folgen werde, fügt derſelbe hinzu: „Du wirſt über meine Kühnheit ſtaunen und lachen, doch bedenke, daß der Herzog über ſeine Gnaden Herr und Meiſter, das Glück aber beides über den Herzog iſt.“

Wallenſtein verſchmähete es auf die Bedingungen einzugehen, die ſein Aſtronom ihm machte und dieſer blieb mit ſeiner Frau und den jüngeren Kindern in Sagan, während ſeine beiden Kinder erſter Ehe, die Tochter Suſanna im Fräuleinſtift zu Pforzheim, Ludwig aber, als Student der Medizin in Tübingen ſich befanden. Die Verheerungen des Krieges, durch Wallenſtein aus einer Provinz von Deutſchland in die andre hinübergeführt, hatten ſich ſeit dem Re=

ſtitutionsedikt auch über Würtemberg ergoſſen. Mitten unter dieſem Gedränge der Noth und der Gefahren ward Kepplers Tochter Suſanna die glückliche Braut eines der ſpäteſten Schüler, welche ſich der große Aſtronom zu ſeinen Gehülfen herangebildet hatte, des Dr. Bartſch, der als Profeſſor der Mathematik nach Straßburg berufen war. Die Hochzeit wurde im März 1630 in des treuen Freundes Bernekers Hauſe gefeiert, der Bruder Ludwig und die Tante ſowie der Oheim Chriſtoph aus Würtemberg waren dabei. „Wie glücklich bin ich,“ ſchrieb Berneker an Keppler, „Deine Tochter in meinem Hauſe zu bewirthen; faſt daſſelbe als hätte ich Dich in eigner Perſon bei mir. Sie iſt das würdige Ebenbild eines ſolchen Vaters; aus ihrem Angeſicht wie aus ihren Geſprächen leuchtet Beſcheidenheit, Klugheit und Frömmigkeit hervor.“

Das junge Ehepaar fand, von kindlicher Liebe getrieben ungehemmt den Weg, mitten durch die feindlichen Heere, nach Sagan an das Herz des Vaters, dem dieſes die letzte Freude ſterblicher Art war, deren er auf Erden genoß. Sagan war, nach der Abreiſe der Kinder auch für ihn keine Stätte des Bleibens mehr. Zwar hatte er dort, außer den Ephemeriden bis auf 1637 auch ſeinen Hipparch und eine kleine Schrift gearbeitet, darin er den im J. 1631 ſich ereignenden Vorübergang der Venus vor der Sonnenſcheibe vorausverkündete, aber die Druckerei ſtund wegen der Kriegsunruhen ſtill und mit ihr ſtockte für ihn und ſeine Familie die Quelle des Unterhaltes. Da beſchloß er, mit ſeinen alten und neuen Anſprüchen und Schuldforderungen an Kaiſer und Reich, darinnen jetzt faſt ſein einziges noch übriges Vermögen beſtund, nach Regensburg auf jenen nämlichen Reichstag zu ziehen, bei dem ſich auch Tavernier, nach S. 79 als glücklicher, jugendlicher Abentheurer einfand.

Er gieng dahin mit tiefgebeugtem Muth und, wie es ſcheint, mit einer trüben Vorahnung ſeines nahen Endes. Dem treuen Bernecker in Straßburg, der ihn und die Seinen unter das gaſtfreie Dach ſeines Hauſes eingeladen hätte, ſchrieb er, 4 Wochen vor ſeinem Tode (am 21. Oct. 1630): „Ich nehme das Erbieten Deiner Gaſtfreundſchaft mit innigem Danke an. Gott ſchütze Euch; er erbarme ſich über mein unglückliches Vaterland. Bei der jetzigen Ungewißheit aller Dinge darf man keine Ausſicht auf ein Unterkommen von ſich weiſen. Ich kann nicht wiſſen, ob meine Schweſter bei dem gegenwärtigen Drucke, der auf Würtemberg laſtet, von dem was ſie als einen Theil meines Vermögens unter ihren Händen hat, meinem Sohne etwas ſchicken kann. Sey Du abermals Vater, doch kein allzu nachſichtiger. In dieſem Augenblick bin ich auf einer Reiſe nach Regensburg und Linz, von da wieder zurück nach Sagan. — Bete mit mir inbrünſtig für die Kirche und für mich.“

Dies iſt das Letzte, was wir, und zwar aus ſeinen eignen Worten, von Keppler erfahren. Er kam, von den Mühſeligkeiten einer Reiſe zu Pferde entkräftet, in Regensburg an, wurde mit Kränkungen und mit kalten Zurückweiſungen all ſeiner gerechten Forderungen empfangen, fiel in eine ſchwere Krankheit und ſtarb ſtill, in der Gegenwart ſeines Gottes, den er in Wort und Leben treu und kräftig bekannt hatte. Sein Todestag war der 15. November 1630. Des berühmten Tychos Leiche hatte man mit fürſtlichen Ehren beſtattet, die des ungleich größeren Keppler trug man wie die eines unbeachteten Mannes hinaus und es koſtete Mühe, bis der edle Dalberg, Biſchoff von Regensburg, das unſcheinbare Grabmahl des größeſten deutſchen Gelehrten mit ſeiner einfachen lateiniſchen Inſchrift unter dem Schutt der alten Feſtungswerke auffand, um ihm

ein Denkmal, eines Dalbergs würdig, zu ſetzen. Kepplers Bildniß ſpricht neben den andren Bildniſſen groſſer Deutſcher, mit denen König Ludwig von Bayern ſeine Walhalla, in der Nähe von Regensburg geziert hat, zu den Augen der empfänglichen Nachwelt von einem Ruhme, der gröſſer und dauernder iſt als die kurze Spanne des Lebens; von einem Lohne der Mühen, der hienieden nicht, wohl aber deſto reicher über den Sternen dahingenommen wird.

Kepplers Wittwe kam einige Zeit nach dem Tode ihres Mannes mit ihren 4 kleinen Kindern nach Tübingen zu dem älteſten Sohne Ludwig, um dieſen um die Herausgabe eines Manuſcriptes zu bitten, welches faſt das einzige Erbtheil war, das ihr geblieben. Ludwig Keppler erfüllte dieſe Bitte und das nachgelaſſene Werk: „Ein Traum über die Aſtronomie des Mondes“ *), entſpricht durch ſeinen Inhalt den Aeuſſerungen, die der Verſtorbene darüber an ſeinen Freund Berneker ſchrieb: „In meiner Aſtronomie des Mondes ſtehen eben ſo viele Räthſel als Zeilen; Räthſel, welche nur mit Hülfe theils der Sternkunde, theils der Naturlehre, theils der Geſchichte aufgelöst werden können. Aber wie Wenige werden ſich der Mühe einer ſolchen Auflöſung unterziehen mögen? Man will bei einem ſolchen Spielwerk die Stirne nicht zum Nachdenken falten, ſondern mit aller Bequemlichkeit ſich vergnügen, darum gedenke ich die Auflöſung dem Texte in Form von Noten gleich beizufügen. Campanella hat von Bewohnern der Sonne geſchrieben, warum ſollte man Daſſelbe nicht auch von Bewohnern des Mondes thun dürfen? Iſt das nicht ein artiger Einfall, die cyklopiſchen

*) J. Kepleri somnium seu opus posthumum de Astronomia lunari, divulgatum a Lud. Keplero, filio, Med. Cand. 1634.

Sitten unſrer Zeit mit lebhaften Farben ſo zu ſchildern, als ob es Geſchichten und Zuſtände auf dem Monde, nicht auf der Erde wären? Doch was wird dieſe Vorſicht nützen? Mußten doch Morus ſo wie Erasmus, jener über ſein Utopien dieſer über ſein Lob der Narrheit gegen harte Angriffe ſich vertheidigen.“

Der eben genannte Sohn des Aſtronomen, Ludwig, wurde ſpäter Arzt in Königsberg. Auch dieſer hinterließ einen Sohn, welcher unverheirathet ſtarb, ſo daß mit dieſem Enkel Kepplers Name im männlichen Stamme erloſch. Deſto kräftiger blühete Kepplers Name, ſein dankbares Andenken und die fruchtbare Anregung ſeines Geiſtes in jenen Werken ſeiner Schüler fort, welche bis auf unſre Tage aus dem Stamme ſeiner großen, männlich kühnen Entdeckungen entſproſſen ſind.

# V.

# Kleine Erzählungen.

## 1.

## Die Zeichenſprache.

An den lebendigen Weſen, welche auf unſrer Erde wohnen, unterſcheiden wir drei Arten von Sprache: eine Sprache des Begehrungsvermögens, eine der Gefühle und eine der Gedanken. Nach der Weiſe, in welcher die Sprache ſich äußert, könnte man ſie auch unterſcheiden: in eine Sprache der unmittelbaren körperlichen Berührung, dann in eine der Töne und in eine der Worte. Wenn die Inſekten einander die Regungen ihres Begehrungsvermögens mittheilen wollen, dann berühren ſie ſich gegenſeitig mit und an ihren Fühlhörnern. Auf dieſe Weiſe regt die Bienenkönigin die andren Bienen ihres Stockes zur allgemeinen Thätigkeit, oder im Frühling zum Auswandern (Schwärmen) auf, und die Ameiſen wie die Pillenkäfer fordern ſich auf dieſelbe Weiſe zum gegenſeitigen Beiſtand und zur Mitwirkung heraus; ja ſelbſt unſre Kühe geben ſich den Wunſch, an irgend einer Stelle des Halſes oder Rückens gekratzt zu ſeyn, dadurch kund, daß ſie eine andre Kuh an derſelben Stelle mit ihrem Horne gelinde reiben, welche dann ſogleich ſich umwendet und jener daſſelbe thut, was ſie ihr gethan.

Höher als die Sprache der leiblichen Berührung ſteht ſchon die Sprache der Töne, durch welche das Thier die Ge-

fühle der Luſt und der Schmerzen, des Zornes und der Furcht, ſo wie der Liebe ausdrückt. Es iſt nicht zu verkennen, daß viele Thiere, namentlich die Hühner unſrer Höfe, in dieſer Sprache mit einander converſiren, und ſich in derſelben ihre Empfindungen mittheilen. Aber noch etwas viel Höheres, als die Regungen des ſinnlichen Begehrens und der Gefühle, vermag der Menſch in ſeiner Sprache der Worte auszudrücken, durch deren Gabe er ſich vorzugsweiſe vom Thiere unterſcheidet: die Wortſprache iſt die eigentliche Sprache der Gedanken. Derſelbe Meiſter zu helfen, welcher in den Tagen ſeines Fleiſches ſo manchem Stummen den Mund aufthat, daß er redete, hat auch dem Menſchen, mit dem lebendigen Odem, den er ihm einhauchte, zugleich die Gabe zu ſprechen ertheilt, und ihm das Wort, das den Gedanken umfaßt, auf ſeine Zunge gelegt; der Menſch iſt ein vernünftig Denkender und darum ein Sprechender; und nur, weil er ſprechen kann, iſt er auch ein Denkender.

Aber die Gedankenſprache iſt nicht allein und ausſchließend an das hörbare Wort gebunden, ſie kann ſich auch, wie dies der Verkehr mit geiſtig fähigen Taubſtummen beweiſt, durch ſichtbare Zeichen (als Zeichenſprache) kund geben, ja in manchen Fällen ſogar durch unmittelbare Berührung oder als Sprache des ſinnlichen Gefühles. Denn mit dem taub- und blindgebornen Schottländer James Mitchell konnten andre Menſchen nur dadurch ſich unterhalten, daß ſie ihn anrührten und auf ſeinen Gefühlsſinn einwirkten, und dennoch — dieß ſey hier beiläufig geſagt — empfand dieſer Taubblinde das unabweisbare Bedürfniß nach einer Gedankenſprache, und wußte dieſes Bedürfniß zu befriedigen, indem er ſich eine Zeichenſprache erfand, in welcher er, wie Taubſtumme zu thun pflegen, andren ſehenden Menſchen Mittheilungen machte,

ja ſelbſt kleine Geſchichtchen erzählte. Denn obgleich er weder ſahe noch hörte, war er doch wie andre Menſchen ein denkendes, mit Vernunft begabtes Weſen und ſo nothwendig als der einathmenden Lunge der Hauch des Ausathmens, iſt dem Denken des Menſchen eine Sprache der Gedanken. Aber bei dem Allen bleibt es doch entſchiedene Wahrheit, daß der eigentliche naturgemäße Ausdruck für den Gedanken das Wort, ſey es nun das hörbar geſprochene, oder das in Schriftzeichen eingekleidete, iſt, nicht aber die Sprache der Geberden, der Töne, oder der Berührung. Wie weit man in gewiſſen Fällen mit der Geberdenſprache kommen oder nicht kommen könne, mag die nachſtehende Geſchichte beweiſen.

An den Hof Jacobs I, Königes von England, kam einſtmals ein Geſandter aus Spanien. Es war ein hochſtudirter Mann, der in mehreren alten wie neuen Sprachen ſich gut und fertig auszudrücken wußte. Aber dieſes genügte ihm nicht; ſeit vielen Jahren hatte er ſich damit abgemüht, eine Zeichenſprache auszudenken und zu erfinden, in der man ſich wechſelsweiſe ſeine Gedanken, auch die tiefſten oder höchſten, kund geben und mittheilen könnte.

Das wäre nun freilich eine ſchöne Sache. Man brauchte weder Franzöſiſch, noch Engliſch, noch ſonſt eine Sprache zu lernen; der deutſche Philoſoph könnte, ohne ein Wort von der Landesſprache zu verſtehen, ſein Syſtem den Spaniern wie den Portugieſen, ja ſelbſt den Türken, lediglich durch ein Spiel der Finger oder der Geberden vortragen.

So fein und kunſtreich aber auch der Geſandte ſeine Zeichenſprache ſich ausgedacht hatte, war es ihm dennoch bis dahin noch niemals gelungen, Jemand zu finden, der in dieſer neuen Sprache ihn vollkommen verſtanden, noch weniger aber einen Solchen, der ihm darinnen geantwortet hätte. Deſto lebhafter mußte deshalb ſeine Freude ſeyn, da

er endlich einen Mann auffand, welcher auf bewundernswerthe Weiſe beides vermochte. Die Bekanntſchaft mit dieſem großen Geiſte machte er auf ganz beſondre Art. Als er nämlich eines Tages am Hofe des Königes Jacob war, brachte er die Rede auf ſeinen Lieblingsgegenſtand, auf die von ihm erfundene Zeichenſprache, und fragte zugleich Se. Majeſtät, ob wohl in Ihrem Lande, das ſo reich an großen Gelehrten, ein ſolcher zu finden ſey, der ſich mit jenem hochwichtigen Gegenſtande, mit der Zeichenſprache, beſchäftigt habe? Der König, welcher ſelber ein Freund der Gelehrſamkeit und auf den wiſſenſchaftlichen Ruf ſeines Landes ſehr eiferſüchtig war, antwortete, ohne ſich viel zu bedenken, mit Ja! — „Und wo“, ſo fragte der Geſandte weiter, „lebt dieſer mir ſo ſchätzenswerthe Mann?“ — „In Aberdeen“, antwortete der König, indem er hierbei an einen damaligen Gelehrten in der genannten Univerſitätsſtadt dachte, der wegen ſeiner ausgebreiteten Sprachkenntniſſe ſehr berühmt war. — „Dieſen Mann muß ich ſehen und kennen lernen“, rief der Geſandte freudig aus; „ich erbitte mir von Ew. Majeſtät Urlaub zu der Reiſe und ein königliches Begleitungsſchreiben“

König Jacob konnte zu dem Wunſche des Geſandten nicht Nein ſagen, wiewohl er einſahe, daß er mit ſeinen Behauptungen etwas zu raſch geweſen ſey. Der große Gelehrte in Aberdeen, den er gemeint hatte, mochte wohl vieler Sprachen Meiſter ſeyn, aber verſtand er ſich deshalb auch auf die Zeichenſprache? Indeß, das königliche Wort war einmal geſprochen; in Aberdeen lebten ſo viele gelehrte und kluge Männer, von dieſen durfte man wohl erwarten, daß ſie das Zutrauen, welches der Monarch in ihre Gelehrſamkeit ſetzte und gegen einen Fremden im Voraus ausgeſprochen hatte, rechtfertigen, und dem Rufe ihrer Univerſität Ehre

machen würden. Noch ehe deshalb der Geſandte von London abgereiſt war, lief ein königliches Schreiben an den Rector und an den Senat der Univerſität Aberdeen ihm voraus, welches die Willensmeinung Sr. Majeſtät ausſprach: daß man dem ſpaniſchen Geſandten, Don Alvarez de Vegas es zeigen möge, daß auch in den Landen Sr. Majeſtät, daß namentlich an der berühmten Univerſität Aberdeen ein Mann lebe, welcher von der allerdings höchſt wichtigen, einflußreichen Sprache der Zeichen die pflichtmäßige Kunde habe.

Seine Magnificenz, der Rector der Univerſität, erhielt das königliche Schreiben; er ließ alle Herren Senatoren zuſammenrufen, und erklärte ihnen die Willensmeinung Sr. Majeſtät; ſie horchten und fragten; von der griechiſchen und hebräiſchen Sprache wußten ſie zwar gut Beſcheid, von der Zeichenſprache hatten ſie aber noch niemals etwas vernommen. Man beſchloß, ausweichend und abwehrend zu Werke zu gehen.

Der Geſandte kam an; er überreichte dem Rector ſein königliches Begleitungsſchreiben, und fragte ſogleich nach dem Profeſſor der Zeichenſprache. Seine Majeſtät hatten einen ſolchen in Ausſicht geſtellt, man konnte da nicht ſagen, es iſt keiner vorhanden; der Rector äußerte ſein Bedauern, daß jener Gelehrte abweſend ſey. — „Wo iſt“, ſo fragte der Geſandte, „der merkwürdige Mann? Ich werde ihm ſogleich nachreiſen.“ — „Leider“, ſo antwortete ihm der Rector, „führt dieſer Gelehrte für uns Alle ein ſehr verborgenes Leben. Keiner von uns weiß, wo er ſich jetzt aufhält, ob auf unſrer Inſel oder auf dem Feſtland.“ — „Nun wohl“, ſagte der Geſandte, „jener mir ſo werthe Mann iſt ein Unterthan Sr. Majeſtät des Königes Jacob. Dieſer Monarch weiß in ſeinem Lande Ordnung zu halten. Ihr Pro-

feſſor der Zeichenſprache wird nicht zu lang den Pflichten ſeines Amtes ſich entziehen. Sollte er aber auch Monate, ja ein Jahr lang ausbleiben, ich werde ihn erwarten; denn an ſeiner Bekanntſchaft iſt mir Alles gelegen."

Der Geſandte entfernte ſich, und der Rector war jetzt in keiner geringen Verlegenheit. Er ließ dieß Mal nicht nur die alten Herren Senatoren, ſondern auch die jungen Profeſſoren der verſchiedenen geiſtlichen und weltlichen Facultäten zuſammenrufen; denn, ſo dachte er, vielleicht iſt unter dem jungen Nachwuchs Einer, der von der Zeichenſprache etwas gehört hat und verſteht. Vor allen Verſammelten ſprach er ſich nochmals über die Willensmeinung Sr. Majeſtät, und zugleich über die Hartnäckigkeit des ſpaniſchen Geſandten aus, der nicht wanken noch weichen wollte, bis er den von Sr. Majeſtät ihm verheißenen Profeſſor der Zeichenſprache geſehen und geſprochen habe. Die alten Herren wurden zuerſt gefragt; ſie wußten weder Rath noch That. Als aber die Frage zu den jungen kam, da trat einer der Juriſten, der Rothmäntel, auf, und ſagte: ihm erſchiene allerdings der Wunſch Sr. Excellenz, des ſpaniſchen Geſandten Don Alvarez de Vegas, etwas komiſch, wo nicht gar närriſch und einem ſolchen komiſchen Appetit müſſe man auch eine Speiſe von derſelben Art entgegenſtellen. Nun lebe bekanntlich in Aberdeen ein Mann von ganz beſonders komiſcher und närriſcher Art: das ſey der einäugige Metzgermeiſter Jack Nilſon; ein Menſch, der in allen Lagen, man möge ihn nach oben oder nach unten drehen, ſeine Faſſung behalte, und noch Keinem eine Antwort ſchuldig geblieben ſey. Dieſen ſolle man Sr. Excellenz, dem ſpaniſchen Geſandten, in der Würde eines Profeſſors der Zeichenſprache vorſtellen, und er zweifle nicht, daß der einäugige Aberdeener Bürger

dem zweiäugigen Spanier, ſelbſt in jener unbekannten Wiſſenſchaft zufrieden ſtellen werde.

Man fragte die verſammelten Herren um ihre Meinung wegen dieſes Vorſchlages. Die Meiſten hatten keine Meinung. Als aber etliche der angeſehenen Alten, die ſich auf Ernſt wie auf Scherz verſtunden, ihre Zuſtimmung gaben, da beſchloß man, auf die Sache einzugehen. Jack Nilſon, der einäugige Metzger, wurde gerufen; er ließ ſich alsbald bereit finden, die Rolle eines Profeſſors der Zeichenſprache zu übernehmen. Sr. Excellenz, dem ſpaniſchen Geſandten, wurde berichtet, daß der von Ihnen erwartete Gelehrte nun vorhanden, und morgen, um 11 Uhr Vormittags bereit ſey, Ihnen den Beweis ſeiner Leiſtungen im Gebiet der Zeichenſprache zu geben.

Dem Jack Nilſon zog man zur beſtimmten Zeit den Ornat eines Profeſſors an. Der ſcharlachrothe Mantel nahm ſich auf ſeinen breiten Schultern vortrefflich aus; unter der großen Lockenperücke blickte ſein einiges Auge ſchalkhaft und klug hervor. Er ſaß auf dem mit Sammet beſchlagenen Stuhle im großen Saale des Univerſitätsgebäudes und erwartete getroſt ſeinen Gegenmann. Der Geſandte trat ein, Jack ſtund auf; Jener begrüßte ihn mit einer Verbeugung und mit kreuzweis über die Bruſt gelegten Armen; Jack that ganz daſſelbe nach.

Das Geſpräch der Zeichen begann. Der Spanier hub feierlich einen Finger, ausgeſtreckt empor; Jack, minder feierlich, ja faſt eifrig, ſtreckte zwei Finger in die Höhe. Der Geſandte ſchien ihn überbieten zu wollen, er erhub drei Finger. Jack ſchaute ihn ſcharf an und ſtreckte die geballte Fauſt gegen ihn aus. Der Spanier ſchien wie von Staunen ergriffen. Er nickte, Beifall winkend mit dem Kopfe, brachte aber dann aus ſeiner Taſche eine Orange hervor;

welche er mit der Linken emporhielt, und daran mit dem Zeigefinger der rechten Hand, von oben nach unten, von der Rechten zur Linken herumzirkelte. Jack, nachdem ſeine Hand mit Mühe den Weg unter dem Scharlachmantel bis zur Weſtentaſche gefunden hatte, zog aus dieſer ein Stücklein Haferbrod, — die Alltagskoſt des ſchottiſchen Volkes — heraus und hielt es mit triumphirender Miene hoch empor. Der Spanier ſchien den Triumph, welcher in dieſer Miene lag, zu verſtehen und ihn vollkommen zu billigen; er hatte hier ſeinen Meiſter und Sieger gefunden. In mehreren Geberden ſuchte er ſeine Bewundrung und Ehrfurcht gegen den großen Kenner der Zeichenſprache auszudrücken; Jack machte alle dieſe Bewegungen in noch ſtärkerer, auffallenderer Weiſe nach; der Geſandte trat ab.

Er kam hinab in das Senatszimmer der Univerſität, wo der Rector und ein Theil der Profeſſoren in banger Erwartung des Ausganges des ſtummen Zwiegeſpräches verſammelt waren. „Meine Herren“, ſo redete er die Väter der Univerſität an, „ich kann nicht Worte finden, um Ihnen meinen Dank und zugleich meine tiefeſte Bewundrung gegen den großen gelehrten Mann auszuſprechen, deſſen Bekanntſchaft ich ſo eben gemacht habe. Dieſer Profeſſor der Zeichenſprache iſt nicht bloß eine Zierde Ihrer Univerſität, ſondern Ihres Vaterlandes, ja des geſammten Gelehrtenſtandes der gebildeten Welt. Ueber die tiefſinnigſten Gegenſtände ſprach ich mit ihm, und er, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, antwortete mir treffend, und mit überaus kräftigem, ſicheren Ausdruck der Zeichenſprache.

Der Rector faßte ſich jetzt Muth; er fragte Sr. Excellenz um den Inhalt ihres Geſpräches.

„Ich begrüßte“, ſo erzählte der Geſandte, „den Herrn Profeſſor Nilſon und gab mich ihm als Chriſt zu erkennen;

er that daſſelbe gegen mich. Darauf ſprach ich zu ihm in der Zeichenſprache: Es iſt nur Ein Gott. — Ja, antwortete er mir, aber dieſer Gott hat ſich uns geoffenbart in ſeinem Sohne. — Es ſind drei Perſonen in der Gottheit, ſprach ich weiter. — Ja, ſo antwortete der bewundernswürdige Mann, aber dieſe Drei ſind Einer. — Hierauf unterhielt ich mich mit ihm über die Schönheit und Fülle, ſowie über die harmoniſche Ordnung unſrer ſichtbaren Welt; er aber antwortete mir: was iſt alle dieſe Schönheit und Pracht im Vergleich mit dem Brod des Lebens, welches aus der Höhe, von oben kommt. Selbſt beim Abſchied gab mir der treffliche Mann noch einen rührenden Beweis ſeiner Beſcheidenheit. Ich ſprach gegen ihn meinen Dank, meine Hochachtung aus; er that gegen mich das Gleiche in einer noch demüthigeren, hochachtungsvolleren Weiſe."

Der Geſandte hatte ſich empfohlen; da trat auch Jack Nilſon, der indeß Perücke und Mantel wieder abgelegt hatte, in ſeiner gewöhnlichen Hauskleidung herein. „Nun Jack", ſo redete ihn der Rector an, „der fremde Herr war ſehr mit dir zufrieden; warſt du es auch mit ihm?" — „Das könnte ich eben nicht ſagen", erwiderte Jack mit etwas ärgerlichem Geſichte, „wenn mir der Grobian auf offner Straße denſelben Schimpf angethan hätte, er ſollte meine Fauſt auf ſeiner Perücke geſpürt haben; ſo aber genirte ich mich doch wegen des Scharlachmantels, den ihr mir umgehängt hattet." — „Ei", ſo fragte der Rector weiter, „was hat dir denn der Herr zu Leide gethan?" — „Ja denkt nur", ſo fuhr Jack in ſeiner Erzählung fort, „kaum hat er mich geſehen, da hält er einen Finger hin, um mir zu verſtehen zu geben, daß ich nur Ein Auge habe. Ich hielt ihm zwei Finger hin, um ihm damit zu ſagen, daß ich mit meinem Einen Auge eben ſo viel ſehe, als er mit ſeinen zweien.

Er aber konnte das Necken doch noch nicht laſſen, er reckte mir drei Finger hin, um mir zu ſagen, daß wir beide nur drei Augen mit einander haben. Da riß mir die Geduld; ich machte ihm eine Fauſt, und das dürre Männlein hatte Reſpect. Darauf zeigte er mir, warſcheinlich um ſich mit ſeinem Spanien gegen unſer Schottland groß zu machen, ſo einen gelben Apfel, wie ſie bei ihm zu Lande wachſen, ich aber war nicht faul, ich hielt ein Stück von unſrem Schwarzbrod hin, um ihm damit zu ſagen, daß mir dieſe Koſt weit über ſeinen gelben Apfel gehe. Zuletzt hat er noch allerhand Faxen gemacht, da konnte ich mich nicht enthalten, ich habe ihm nachgeäfft und ihm gezeigt, wie närriſch ſolche Geberden ſich ausnehmen.“

So hatten der Don Alvarez de Vegas und der einäugige Metzger Jack Nilſon beide einerlei Sprache der Zeichen geſprochen und jeder von beiden hatte etwas Anders darunter verſtanden:

Das was du als weiß erkannt;
Wird von Andern ſchwarz genannt.

---

## 2.

## Stilles Dulden.

Was der Ruß ſey, und daß, wer ihn anrührt, davon ſchwarz werde, das wiſſen die geehrten Leſer wohl, nicht allen aber mag es bekannt ſeyn, daß es in der Stadt Nürnberg einen eigenen, ſehr achtenswerthen Stand giebt, welcher von Alters her den Namen der Rußigen führte. Dieſes ſind die Rothſchmiede, deren gute, und verhältnißmäßig ſehr wohlfeile Meſſingwaaren noch jetzt von der gewerbthätigen Stadt aus weit über Land und Meer verſendet werden.

Auf dieſen Zweig ſeiner Betriebſamkeit darf ſich Nürnberg etwas zu Gute thun, denn namentlich in der Meſſingfabrication iſt es, ſo viel man weiß, allen andren europäiſchen Städten und Ländern der neueren Zeit weit vorangegangen. Schon im J. 1403 gab es in Nürnberg eine Zunft der Meſſinggewichtmacher und bald nachher erfand eben daſelbſt ein gewiſſer Meiſter Rudolph die Kunſt des Drahtziehens, deren einfaches Verfahren er ſo eiferſüchtig geheim hielt, daß er im Zorn faſt ſeinen eignen Sohn umgebracht hätte, als dieſer bei einem fröhlichen Schmauße das Geheimniß ausgeſchwatzt hatte. Während in England die erſte Meſſingfabrik im J. 1702 bei Briſtol angelegt und durch Arbeiter aus Holland bedient wurde; während Oeſterreich ſeine erſte bedeutende Fabrik dieſer Art unter Maria Thereſia erhielt, welche zum Betrieb derſelben Rothſchmiede aus Nürnberg berief, zählte die zuletzt genannte Stadt ſchon im J. 1560 ein und zwanzig ſolche Mühlräder, durch welche die Rothſchmiede ihre Meſſingwaaren dreheten, indem zugleich in den ſogenannten Meſſingbrennereien der Stadt die berühmten Gußwaaren, wie Mörſer, Leuchter, Zirkel, Hahne, in den Meſſinghämmern die geſchlagenen Waaren, wie Wageſchaalen, Rauſch- oder Flattergold, Meſſingfolie und dergleichen mehr gefertigt wurden.

Die Rothſchmiede, oder wie man ſie gemeinhin nannte, die Rußigen der Stadt Nürnberg, waren von jeher ein gar beſondrer Schlag von Leuten, ehrſam und wehrſam, aber meiſt nicht ſehr gelehrſam; ſie hatten ihre Mucken und Sitten, gute wie ſchlimme, von denen ſie nicht leicht abzubringen waren, hielten dabei auch gar viel auf die Ehren und Rechte ihres Standes, ſo wie auf die Art des Betriebes ihres Handwerkes, welche ſie von ihren Vätern angenommen hatten, und ließen ſich nicht leicht eine andre Art

einreden. Sie haben ihrer Vaterſtadt in mannigfachen Bedrängniſſen große und wichtige Dienſte geleiſtet, vor allen in Feuersgefahren. Bei ſolchen Gelegenheiten erwies ſich die Entſchloſſenheit und der geübte Arm dieſer Leute ſo hülfreich, daß man ſpäter die ſtädtiſche Löſchanſtalt ihnen ganz übergab, deren trefflicher Anordnung es zu verdanken iſt, daß in Nürnberg ſo manches enge Gäßchen mit ſeinen uralten holzreichen Häuſern ſich bis auf unſre Tage, unverſehrt durch die öfters drohenden Flammen, erhalten hat. Es iſt eine wahre Luſt, den Leuten dieſer Klaſſe bei ihrer Arbeit zuzuſehen, wie ſchnell und geſchickt ihnen dieſe aus der Hand geht. Nur dadurch iſt es auch möglich, daß ſie ſo viel und darum ſo wohlfeil arbeiten können; denn z. B. eine meſſingene Waage muß zehnmal durch die Hand gehen, ehe ſie ganz fertig wird, und dennoch verkauft man eine Lothwaage um 2¼ Kreuzer.

Vor Zeiten, als die Nürnberger Fabriken noch weit und breit faſt die einzigen waren, da hatten die Nürnberger Rothſchmiede freilich einen reichlichen Broderwerb. Viele von ihnen, ſo erzählt man, pflegten damals ihre Tage in Gewerkthätigkeit und den Genuß einer philoſophiſchen Ruhe zu theilen. Denn wenn ſie durch die Arbeit mehrerer Wochentage ſo viel gewonnen hatten, daß ſie und die Ihrigen eine ganze Woche davon leben konnten, dann brachten ſie die übrigen Tage der Woche entweder in den öffentlichen Bildungsanſtalten der Bierhäuſer zu oder ſie ſaßen und ſtunden, in ihre Schafpelze gekleidet, müßig vor der Hausthüre und tranken da ihr Bier in großer Gemüthsruhe. Gewöhnlich wurden auch die täglichen Feierſtunden zum Beſuch jener öffentlichen Bildungsanſtalten benutzt:

Da der Krug den Vortrag hält,
Der den Hörern wohlgefällt.

Zu ſolchen Leuten gehörte auch der Mann, von welchem wir hier erzählen wollen.

Ein Rußiger in Nürnberg, bei welchem der Durſt größer war als der Verſtand, pflegte jeden Abend ſo viel Bier zu trinken, daß der Geiſt dieſes Getränkes mit ſeinem Verſtand davon lief, und daß er, wenn es zehn Uhr war, faſt jedesmal mit einem Rauſch nach Hauſe taumelte. Seine Frau, nachdem ſie die Erfahrung gemacht hatte, daß mit ihrem Eheherrn in ſolchem Zuſtande nicht gut zu verhandeln ſey, ſagte kein Wort, weder Gutes noch Böſes dazu; der Mann legte ſich, hochbeſchwert wie er war, ſtill zu Bette. Eines Tages feierte eine Jungfer Baſe ihre Hochzeit; der Rußige und ſeine Frau waren beim Abendſchmauſe. Der Tiſchnachbar zur Linken wie der zur Rechten trinken der guten Frau fleißig zu; ſie läßt ſich zuerſt ein Glas Wein, dann etliche Gläſer Bier einnöthigen. Es war zum erſten Mal in ihrem Leben, daß ſie ſo viel Getränke dieſer Art zu ſich genommen. Das Abendeſſen iſt vorbei, ſie geht nach Hauſe, weiß ſelber nicht wie? ihr Mann führt ſie; der Mond am Himmel, wie jeder Baum auf der Schütt*) erſcheint ihr doppelt. Sie kann kaum dem Nachbar eine gute Nacht ſagen; zu Hauſe ſetzt ſie ſich auf die hölzerne Kiſte vor dem Bette und ſagt einmal über das andre mit gar kläglicher Stimme: „ach wie iſt mir ſo miſerabel“. Da kann ſich zuletzt ihr Mann, der ſtille Dulder, nicht mehr halten. „Siehſt du, Lieſe“, ſo ſagt er mit Würde und feierlichem Tone, „ſo wie dir heute, iſt mirs jeden Abend zu Muthe, und niemals laſſe ich meine Klage laut werden, ſondern ich trage mein Loos mit ſtiller Geduld. Sage ſelbſt,

*) Eine Inſel in der Pegnitz, wo die meiſten Rothgießer ihre Werkſtätten und ihre Wohnungen haben.

Lieſe, iſt das nicht ſo etwas, wovon neulich der Herr Pfarrer auf der Kanzel geredet, nämlich eine wahre „Seelengröße?“

Rühm des weißen Teints dich nicht,
Biſt gar rußig im Geſicht;
Prahl nicht mit der Seelengröße,
Giebſt damit nur große Blöße.

Ende des erſten Bandes.

53645831

I/III RM 2.50